

*Band 1*

*...kannst du  
mich hören?*

*Love & Thrill & Fantasy*  
*von*

*Barbara Namor*

# Außergewöhnliche Kräfte, damit das Leben einfacher wird ... ?

Ich verfüge über ein Gehör, dem nichts entgeht. Ich kann mit absoluter Sicherheit hören, ob jemand lügt, hasst oder liebt. Mehr noch: Meine Stimme kann alles beeinflussen. Materie und Menschen. Ich kann heilen oder töten, erforschen ebenso wie zerstören. Klingt vielversprechend, nicht wahr? Aber: Mein Leben wird nicht einfacher, weil ich einzigartige Fähigkeiten beherrsche: Mord, Ausgrenzung, beinahe eine Vergewaltigung. Alles dabei und wirklich nicht nur positive Dinge.

Gerade sitze ich in einer Zelle fest. Ein Team von Profis hat mich entführt. Was wollen die von einer achtzehnjährigen Schülerin, die weder reich noch prominent ist? Ich vermute, ich bin wegen meiner besonderen Fähigkeiten in dieser Situation gelandet.

Abgesehen von Tom, dem Boss der Truppe, redet niemand wirklich mit mir. Ich kann hören, dass Tom Gefühle für mich entwickelt. Starke Gefühle, die ganz sicher im Widerspruch zu seiner Aufgabe stehen.

Was die Lage wirklich verworren macht: Er ist der Erste, mit dem ich über meine „Sonderausstattung“ reden kann. Das tut so gut!

Ob ich will oder nicht – wir ziehen einander an wie Magnete.

Gleichzeitig wächst der Druck von außen: Ich soll endlich preisgeben, warum ich kann, was ich kann. Doch das darf ich nicht.

Was, wenn der einzige Ausweg aus meiner Lage darin besteht, dass ich mein Herz anhalte?

---

Band 1 der vierbändigen Reihe

## Über dieses Buch

### **Ob man sich in seinen Entführer verlieben kann ...?**

Da sitze ich seit Tagen in dieser Zelle fest und weiß nichts, absolut nichts! Keine Ahnung, wer mich entführt hat und hier einsperrt. Ich besitze nur eine vage Vorstellung davon, warum das passiert ist. Meine Wächter reden praktisch nicht mit mir. Wer bin ich schon, dass mich ein ganzes Team von professionell wirkenden Typen einfach von der Straße pflückt? Sara Jansen, 18, Schülerin, nicht reich oder berühmt. Aber was ich kann, ist einzigartig!

Nur Tom, der Boss der Kidnapper redet mit mir. Faszinierend ist das, ob ich will oder nicht. Er ist der erste Mensch, mit dem ich über mein großes Geheimnis sprechen kann. Sogar über den Mord, den ich als Kind begangen habe. Noch nicht einmal meine Eltern oder mein Freund äußern sich zu meinen sonderbaren Fähigkeiten. Aber Tom tut es. Der interessiert sich dafür. Brennend. Das fühlt sich so gut an! Genau wegen meiner besonderen Begabungen höre ich deutlich, dass er sich in mich verliebt. Was für eine absolut schräge Situation!

Ich bin verwirrt und fürchte mich. Wird man mich so unter Druck setzen, dass ich hier nicht lebend herauskomme? Werde ich mein Herz anhalten müssen ...?

Schläft ein Lied in allen Dingen  
die da träumen fort und fort,  
und die Welt hebt an zu singen,  
triffst du nur das Zauberwort

Joseph von Eichendorff



## Kapitel 1: Dienstag, 25.4. - 16 Uhr 23

Da! Schon wieder dieses Gesicht!

Irritiert schaue ich verstohlen knapp über das Regal mit den Südfrüchten hinweg in Richtung auf den Mann an der Ladentür. Nur ganz kurz wirft er einen prüfenden Blick in das kleine Obst- und Gemüsegeschäft, in dem ich mich befinde, dann verschwindet er nach draußen und damit aus meinem Blickfeld. Kann es wirklich sein, dass dieser Mann mir folgt?

Ich habe ein besonders gutes Gedächtnis für Stimmen. Den Klang einer Stimme merke ich mir viel leichter als das Aussehen eines Menschen. Aber ich bin mir trotzdem einigermaßen sicher - dieses Gesicht des Mannes von der Ladentür habe ich schon zum dritten Mal heute in meiner unmittelbaren Nähe entdeckt. Ich schätze, das ist ein Mal zu oft, um die Tatsache einfach zu ignorieren. Denn wie wahrscheinlich ist es, dass dieselbe Person morgens gleichzeitig mit mir in Richtung Innenstadt geht, sich mittags in der Pizzeria nach mir einen Imbiss besorgt und anschließend auch noch in ein und demselben Geschäft mit mir einkaufen möchte?

Nachdenklich greife ich mir ein paar Äpfel und stopfe sie in eine der braunen Papiertüten, die vor dem Regal ausliegen. Schließlich befinde ich mich zum Einkaufen hier. Aber ich bin nicht bei der Sache. Das unbestimmte Gefühl, verfolgt zu werden, lenkt mich mächtig ab. Erneut blicke ich zu der Ladentür hinüber, verrenke mir dabei gründlich den Hals, aber ich kann den Mann nicht wiederentdecken. Hat der überhaupt bei seinem kurzen Auftauchen in meine Richtung geblickt? Und schon driften meine Gedanken ein weiteres Mal ab: Es ist zwar ziemlich unwahrscheinlich, dass drei Begegnungen, wie ich sie heute hatte, an einem Tag stattfinden, aber völlig ausschließen kann ich so etwas in einem Land, in dem jeder sich frei bewegen darf, auch nicht. Was, wenn der Typ lediglich hier in der Gegend wohnt? Oder bin ich einfach nur unfähig, ähnliche Gesichter auseinanderzuhalten? Gut sah der aus. Fit. Gehört habe ich bisher kein Wort von dem Kerl - sonst wüsste ich mit absoluter Gewissheit, ob es sich immer um denselben Mann handelt. Aber

so? Ich bin mir einfach nicht sicher. Muss ich jetzt dieses vage Gefühl, verfolgt zu werden, ernst nehmen oder nicht?

Andererseits: Warum sollte mir schon jemand folgen? So wichtig bin ich nun wirklich nicht.

Ich fühle mich alles in allem ziemlich verunsichert, beinahe ängstlich, komme mir gleichzeitig dumm und irgendwie hilflos vor. Aber: Wieso eigentlich *hilflos*? Brauche ich etwa Hilfe?

Jemand greift von der Seite überraschend nach meiner Tüte mit den Äpfeln und zieht sie weg. Ich zucke überrascht zusammen. Doch mit geübtem Griff werden nur die Früchte ausgewogen.

„War's das?“, fragt mich freundlich die Inhaberin des Ladens nach dem Abwiegen und reißt mich damit endgültig aus meinen Gedanken.

„Für heute schon, Frau Sauer. Sie wissen doch, ich komme in zwei, drei Tagen wieder. In meinem Single-Haushalt wird nicht so viel gebraucht. Ich hole mir gern immer mal etwas Frisches.“

Sie nickt energisch. „Das ist auch ganz richtig so!“ Dann lächelt Frau Sauer und packt mir noch eine Banane oben auf die Äpfel in die Papiertüte: „Hier, Sara, damit du eine ordentliche Zwischenmahlzeit hast, wenn es mal wieder eilig sein sollte. Ihr jungen Leute achtet doch alle nicht genug darauf, ausreichend Vitamine zu euch zu nehmen.“

Ich bedanke mich herzlich. Frau Sauer denkt dauernd, dass sie mich päppeln muss. Manchmal frage ich mich, ob sie überhaupt Geld an mir verdient, denn fast immer gibt sie mir gratis eine „Futterspende“ mit, weil sie der Meinung ist, ich bräuchte wenigstens eine mütterliche Freundin an meiner Seite, wenn schon keine Mutter direkt auf mich achtgibt. Frau Sauer weiß, dass ich ziemlich früh daheim ausgezogen bin. Aber vielleicht zahlt sie auch einfach mit diesen kleinen Geschenken dafür, dass sie immer bei meinen Besuchen hier ziemlich ausgiebig mit mir plaudert, wenn ihr Laden leer ist: Die Frau schwatzt für ihr Leben gern.

Heute befinden sich allerdings noch andere Kunden im Geschäft; ein Mann hinter mir tritt schon ungeduldig von einem Fuß auf den anderen, weil er es offenbar eilig hat. Also kann ich mich schlecht länger mit Frau Sauer unterhalten. Ich zahle, was ich ihr schuldig bin und verabschiede mich, obwohl ich eigentlich gern noch ein wenig geblieben wäre, weil der Gedanke unangenehm in meinem Hinterkopf kreist, wer oder was vor dem Laden auf mich warten könnte.

Als ich mit meiner Tüte aus dem Obst- und Gemüsegeschäft trete, schaue ich mich aufmerksam um, bevor ich mich auf den Heimweg mache. Aber den Mann von der Ladentür in Jeans und Lederjacke - kurzes, dunkles Haar, etwa Mitte zwanzig, groß, sportliche Statur - kann ich nicht wiederentdecken. Bestimmt habe ich mir doch nur eingebildet, dass ich beobachtet werde.

Erleichtert atme ich einmal laut aus, habe gar nicht gemerkt, dass ich unwillkürlich vor lauter Spannung die Luft anhalten musste, während ich mich umsah, und nehme mir einen Apfel aus der Tüte, um ihn an meinem Hosenbein abzureiben und gleich hineinzubeißen. Lecker. Der Saft rinnt mir das Kinn entlang und ich wische ihn ungeniert mit dem Handrücken ab.

Fast bilde ich mir ein, ich könnte meine Mutter hören, die bei so etwas immer tadelnd: „Aus dir wird nie eine Dame!“, verkündete. Manchmal ist es wirklich ein Glück, dass ich schon meine eigene kleine Wohnung habe und unkommentiert mit Apfelsaft heruntropfen kann, wann, so viel und wo ich will.

Jetzt gehe ich endlich dorthin: nach Hause in die Dahlienstraße. Mein Schultag war ziemlich lang und ich muss noch ein Referat schreiben, wozu ich eigentlich keine Lust verspüre. Weil es aber für einen meiner Leistungskurse sein soll, werde ich mir schon Mühe geben müssen, ob mir das nun passt oder nicht.

Kauend schlendere ich ohne allzu große Eile heimwärts. Dabei achte ich in der Gegend, in der ich mich gerade befinde, ziemlich genau darauf, wohin ich trete. Das ist leider bei all dem Hundedreck hier



zwischen den Bäumen am Straßenrand bitter nötig; wenn ich nicht aufpasse, darf ich hinterher meine Schuhe putzen und das hasse ich.

Als ich schließlich wieder den Blick hebe, fällt mir der Mann gegenüber auf der anderen Straßenseite sofort auf, denn er starrt zu mir her. Er steht hinter einem Auto genau auf meiner Höhe und wendet den Blick ruckartig ab, als ich zu ihm hinüberschaue. Es ist nicht derselbe wie vorhin beim Laden, da bin ich mir sicher; der da drüben trägt keine Lederjacke, sondern ein blaues Sweatshirt, aber er sieht dem anderen auf eine verblüffende Art ähnlich.

Nun ist es ja so, dass ich oft angestarrt werde. Ich sollte daran gewöhnt sein. Jule, meine Freundin, meint immer: „Du siehst einfach zu gut aus, als dass du von Kerlen übersehen werden könntest.“

Aber etwas scheint mir heute anders als sonst, macht mich ausgesprochen nervös. Kribbelig. Ich könnte noch nicht einmal genau benennen, worin der Grund für diese Unruhe besteht. Das geht so seit vorgestern, seit ich mit Ben diese Vorlesung besucht habe, seit ich dort am Ende der Veranstaltung dem Dozenten mit meiner präzisen Analyse aufgefallen bin: Immer wieder hatte ich seitdem das Gefühl, beobachtet beziehungsweise verfolgt zu werden. Gesagt habe ich Ben allerdings nichts davon. Ich möchte weder, dass er sich grundlos Sorgen macht, noch dass er mich für eingebildet oder ein bisschen - sagen wir mal - abgedreht hält.

Sicher liege ich mit meinem Gefühl falsch. Das passiert schließlich oft. Ich kann mich ja wieder einmal irren. Dass ich einfach keine Antwort auf die Frage: ‚Wer sollte mich schon verfolgen?‘, finde, beruhigt mich etwas.

Noch einmal beiße ich beim Weitergehen in den Apfel und blicke möglichst unauffällig durch die Seitenscheiben eines Minivans hindurch ein weiteres Mal zurück zu dem Mann auf die andere Straßenseite hinüber. Das blaue Sweatshirt fummelt jetzt anscheinend an einer Autotür herum. Da will also bloß jemand in seinen Wagen steigen. Ob ich einfach nur Gespenster sehe?



Ich versuche, mir die Situation irgendwie plausibel zu erklären, damit mich das etwas runterholt, ablenkt, beruhigt und deshalb lasse ich meine Gedanken bewusst von der Situation weg in eine etwas andere Richtung schweifen: Mag sein, dass die Globalisierung mittlerweile so derbe Züge annimmt, dass sich sogar die Kerle überall auf der Welt gleichen. Vielleicht ist das der Grund, warum der Mann da drüben dem mit der Lederjacke vom Laden irgendwie ähnlichsieht. Könnte doch sein, nicht wahr? Oder kommt die Gleichartigkeit etwa daher, dass beide sogar von Weitem sehr durchtrainiert wirkten? Aber auch das trifft auf eine Menge Menschen zu - schließlich gehen heute Viele ins Fitnessstudio. Das darf man den Typen auch ruhig ansehen, finde ich. Ich muss grinsen, als sich vor meinem inneren Auge eine Art Vision entfaltet: überall mehr oder weniger gleich aussehende Männer - von Hawaii einmal um den ganzen Erdball herum bis in die Mongolei - mit Turnschuhen ohne Socken, Jeans, einem aus gutem Grund eng sitzenden T-Shirt und darüber tragen sie zur Krönung die repigmentierende Haarfarbe Mahagonibraun, um Grau im Ansatz zu überdecken, falls noch genug Haare da sind, damit sich der Einsatz von dem Zeug lohnt. Wie das wohl wäre?

Ich muss bei der Vorstellung fast laut lachen, beiße noch einmal in den Apfel und biege ab in den schmalen Fußweg, der die Dahlienstraße, wo ich wohne, mit der Rosenstraße verbindet, aus der ich komme. Kaum bin ich die ersten zehn, fünfzehn Schritte den nur knapp meterbreiten Pfad entlang gegangen, wird mir mit einem Schlag klar, dass es keine gute Idee war, die Abkürzung zu nehmen, falls ich tatsächlich verfolgt werden sollte: Dieser Weg verläuft zwischen zwei dicht beieinanderstehenden Häusern und ihren Gärten - die perfekte Falle, wenn am Eingang und am Ausgang zwei Leute stehen, denn rechts und links von der engen Gasse ragen hohe Mauern auf.

Vor mir ist der Durchgang frei. Und hinter mir? Ich fahre auf dem Absatz herum und sehe gerade noch, wie sich das blaue Sweatshirt, das eben in den Pfad einbiegen wollte, bemüht, blitzschnell außer Sicht zu kommen.

Ohne zu zögern, sprinte ich los, um gegenüber aus der engen Passage, die gut dreißig, fünfunddreißig Meter lang ist, herauszukommen. Aus

meiner unbestimmten Sorge schießt eine Welle glühend heißer Angst bis in meine Fingerspitzen hervor und verleiht mir Geschwindigkeit: Weg hier! Tempo! Es ist mir mit einem Schlag egal, wie mein Verhalten nach außen hin wirken mag. Jetzt will ich nur noch nach Hause und die Tür hinter mir doppelt abschließen.

Die Papiertüte mit den Äpfeln reißt, die Früchte purzeln heraus, ich lasse sie einfach fallen. Meine blöde Schulmappe schlenkert wild gegen meine linke Hüfte, hindert mich daran, volle Geschwindigkeit zu entwickeln, aber die Tasche kann ich nicht einfach wegwerfen. Egal - weiter!

Als ich in vollem Lauf die Dahlienstraße erreiche und links abbiegen will, pralle ich fast gegen den Mann mit der Lederjacke! Neineineineinein! Wie konnte der mich hier abpassen?

Ich versuche sofort, einen Haken zu schlagen, rutsche aus, er fasst zu, erwischt mich am Arm und hält mich eisern fest. Sein Griff verhindert so gerade eben, dass ich lang hinschlage. Ich hänge wie ein Fisch am Haken an meinem eigenen Arm, den er gepackt hat.

„Frau Jansen? Sara Jansen?“, höre ich ihn keuchend fragen. Er ist also auch gerannt, wollte mich erwischen. Der verfolgt mich also wirklich. Oh Scheiße!

Woher weiß der meinen Namen? Das kann doch gar nicht sein! Ich kenne den Typ nicht. Ganz sicher. Die Stimme ist fremd. Was will der von mir?

Niemand fasst mich an, ohne dass ich damit einverstanden bin! So am Arm hat mich Sam damals auch zuerst gepackt, um mich am Weglaufen zu hindern. Wohl deshalb ist die alte Panik sofort mit voller Wucht da, schlägt über mir zusammen wie eine große Welle, hindert mich am Denken, hindert mich daran, vernünftig hinzuhören. Ich reiße mich so heftig los, dass ich wirklich stürze. Wieder greift der Kerl nach mir, diesmal hat er meine Hand umfasst, zieht mich halbwegs hoch.

„Frau Jansen, beruhigen Sie sich doch...“

Das geht aber nicht, wenn man verfolgt wird, wenn einen ein fremder Mann festhält und vor allem nicht, wenn dessen Tonfall deutlich ausdrückt, dass er auf der Suche nach mir ist, am Ziel und froh, seine Beute jetzt gestellt zu haben.

Ich will hier weg! Ich will, dass der mich sofort loslässt! Der darf mich nicht festhalten!

Von wegen Beute! Ich bin doch kein Opfer!

Die Furcht schlägt - zumindest zum Teil - in eine blanke, verzweifelte Wut um. Mich haben schon ganz andere Leute unterschätzt.

Ich brülle den Typ an! Die Angst macht meine Stimme unheimlich laut. Mein Schrei trifft ihn wie ein Keulenhieb. Als hätte ich dem Kerl tatsächlich eins über den Schädel gezogen, lockert sich sein Griff sofort und er stürzt direkt neben mir zu Boden. Völlig verwirrt gehe ich stolpernd rückwärts, starre verständnislos auf den Körper, der reglos auf dem Gehweg liegt. Was ist da um Himmels willen gerade passiert?

Dann wird es in der sonst so ruhigen Dahlienstraße plötzlich turbulent: Das blaue Sweatshirt schießt hinter mir aus dem schmalen Durchgang und schreit dabei in seinen Ärmel: „Allen ist am Boden! Hört ihr? Allen am Boden! Sie hat Allen angegriffen und irgendwie ausgeschaltet!“

Der Mann wirft sich aus vollem Lauf gegen mich, tackelt mich, als befänden wir uns auf einem Fußballfeld, sodass ich von diesem Allen so weit wie möglich weggeschleudert werde. Das geht dermaßen schnell und kommt so überraschend, dass ich überhaupt nicht reagieren kann. Zischend fährt mir die Luft aus den Lungen. Ich lande krachend schon wieder auf dem Bürgersteig, diesmal so heftig, dass ich buchstäblich Sterne sehe. Der Arm des Sweatshirtträgers verhindert immerhin, dass mein Kopf ungebremst aufschlägt. Aber auch der versucht, mich festzuhalten. Ich trete und boxe, winde mich wie eine Schlange, aber er ist viel, viel stärker als ich. Keine Chance, sich aus seinem Griff zu befreien.

Ich muss hier weg! Sofort! Panisch schreie ich auch diesen Verfolger an, bis seine Hände sich öffnen müssen, sich von mir lösen und er bewegungslos halbwegs auf mir liegen bleibt. Ich versuche instinktiv mit Armen und Beinen, den schweren Körper wegzuschieben, der über mir zusammengebrochen ist. Schlaff wie der daliegt, ist das gar nicht so einfach. Als ich mich halbwegs wieder freigekämpft habe und mich umschaue, weil ich Schritte näherkommen höre, sehe ich als Erstes Füße, eine ganz erstaunliche Menge von Füßen, die sich aus allen Richtungen schnell auf mich zu bewegen.

„Was ist mit Allen?“

„Hat sie geschossen?“

„Ist er verletzt?“

„Pete? Was ist los mit dir? Pete! Hörst du mich?“

„Ist die etwa doch bewaffnet?“

„Verdammt, was hat sie überhaupt gemacht?“

Die Stimmen klingen total angespannt, alarmiert, verteidigungsbereit und insgesamt aggressiv. Und wenn diese merkwürdigen Leute Pete, Allen und sich selbst verteidigen, dann kann das im Umkehrschluss nur bedeuten, dass sie mich angreifen wollen. Warum?

Ich versuche verzweifelt, wieder ganz auf die Beine zu kommen. Was geht hier vor? Ich verstehe das alles nicht! Mit einem Fuß bleibe ich irgendwie in der Kleidung meines Verfolgers hängen, ziehe, zerre, zapple, um mich endlich zu befreien. Verflixte Sandalen! Warum musste ich die auch heute anziehen? Eine Schnalle hat sich in der Hose des Bewusstlosen verfangen.

„Passt auf, Vorsicht! Sie kommt wieder hoch!“, höre ich einen der Männer im Näherlaufen zischen, als ich mich schließlich aufgerappelt habe. Warum bemüht der sich so krampfhaft, trotz seiner Aufregung ganz leise zu sprechen? Das macht doch kein normaler Mensch.

Die nächste Stimme, die ich höre, klingt entschlossen, sehr autoritär:  
„Geht kein Risiko ein! Schießt sie ab, verdammt noch mal! Schießt sie  
sofort ab! Zwei Männer am Boden, das sollte reich...“

Warum kann ich plötzlich nicht mehr vernünftig hören?

Weshalb, zum Teufel, legt sich die Straße auf mein Gesicht?



## Kapitel 2: Donnerstag, 27.4. - 10 Uhr 17

Ein quälender Durst weckt mich. Die Zunge fühlt sich dick in meinem Mund an. Als ich zu schlucken versuche, geht das nicht wie gewohnt. Es tut weh.

Schmerzen habe ich praktisch nie. Erschrocken reiße ich die Augen auf, will Klarheit, muss wissen, was los ist. Die Augen zu öffnen hilft mir jedoch nicht weiter, denn es bleibt dunkel. Wie ist das möglich? In der Nähe meines Fensters steht schließlich draußen vor dem Haus eine Straßenlaterne. In meinem Schlafzimmer ist es deswegen nie ganz finster. Unwillkürlich schalle ich mit einem stetig summenden Ton meine Umgebung und versuche dadurch, weil ich das schließlich immer so mache, mich zu orientieren, und meine Nachttischlampe zu finden. Ich liege nämlich im Bett - zumindest fühlt es sich so an.

„Sei still.“

Wer spricht da? Das Kommando kommt so plötzlich wie eine unerwartete Ohrfeige. Und es trifft mich genauso heftig. Ich kenne die Stimme nicht. Außerdem klingt sie nicht ... echt.

Wo bin ich? Der Schreck, den die unverständliche Situation auslöst, geht mir durch und durch. Ich setze mich schließlich zitternd ganz auf. Ob ich will oder nicht - ich summe lauter. Wie sonst soll ich in der absoluten Dunkelheit herausfinden, wo ich mich befinde und wer da gesprochen hat?

„Hör auf damit! Sei still! Sofort!“

Obwohl ich inzwischen vor Aufregung so schnaufe, dass mein Signal stoßweise ausfällt, schalle ich jetzt gezielt in die Richtung, aus der die Stimme kommt.

„... Lautsprecher. Das war ein Lautsprecher“, murmele ich entgeistert vor mich hin. Das Echo meines Summens sagt mir, dass der über einer Tür hängt. Diese Tür besteht aus Metall und sie ist mir ebenfalls völlig fremd. Wo zum Geier bin ich?

Systematisch beginne ich von der Tür aus nach rechts herum den Raum, in dem ich mich befinde, mit meinem Signal abzutasten: Wand, etwa zweieinhalb Meter hoch, kahl, Raufasertapete. Ecke des Raumes, rechtwinklig. Erneute eine fensterlose, kahle Wand. Dann wirft ein hölzerner Stuhl einen Klagschatten zurück, er steht bei einem Ti...

Krachend fliegt die Tür unter dem Lautsprecher auf. Vor Schreck bleibt mir jeder Ton im Halse stecken. Licht blendet mich, sodass ich zunächst gar nichts erkennen kann. Was sich dann aus dem hellen Fleck im Türrahmen nach und nach als Umriss herauschält, jagt mir so eine Angst ein, dass ich es lieber nicht gesehen hätte. Wie erstarrt hocke ich bloß da und glotze: Die Silhouetten von zwei Männern erscheinen im Licht. Beide halten eine Schusswaffe im Anschlag. Etwas versetzt dahinter steht eine dritte Person. Ebenfalls bewaffnet. Das Ziel der Mündungen aller Pistolen - bin ich.

„Sei still!“

Schon gut. Ich habe es kapiert. Jetzt kommt kein Geräusch mehr von mir. Der Anblick der Pistolen unterdrückt sogar alles Unwillkürliche. Effektiv. Trocken muss ich erneut schlucken. Diesmal in dem vergeblichen Versuch, die wie Übelkeit aus dem Magen aufsteigende Furcht hinunterzuwürgen. Das Schlucken tut immer noch weh. In dem Lichtkegel, der durch die Tür fällt, kann ich jetzt wenigstens erkennen, wo ich mich befinde: in einer Art Zelle, einem kleinen Raum ohne Fenster. Mein Blick huscht über die Wände, den Boden und versucht zu erfassen, was es da zu sehen gibt. Zeit zum Nachdenken darüber bekomme ich nicht.

„Wir wollen keinen Ton mehr von dir hören. Ist das klar?“

Männerstimme, nicht jung, nicht alt. Autorität mit einer Spur von Unsicherheit. Der will in der Tat keinen Pieps mehr hören, ist sich aber nicht ganz sicher, ob ich mich an die Order halte und sie akzeptiere. Trotz dieser Unsicherheit nehme ich wahr, dass der Sprecher entschlossen ist, zu reagieren, wenn ich mich weigere. Schon wieder muss ich schlucken. Das fühlt sich beinahe an, als wollte ich versuchen, mich zwanghaft-krampfhaft von außen nach innen umzustülpen und so zu verstecken. Wie so ein dummer Vogel Strauß, der seinen Kopf



in den Sand steckt, um abzutauchen. Die Bewegung rutscht, weil das trockene Schlucken erneut schmerzt, in ein Vorwärtsrucken des Kopfes hinein, wie bei einer Taube, die Futter pickt.

„Was soll das denn heißen?“, werde ich daraufhin ungeduldig angefahren.

Spaßvogel. Ich soll nicht sprechen, aber etwas erklären. Dann erst begreife ich: Der Revolverheld kann meine Geste wirklich nicht einordnen, hat wohl eher auf seine Ansage hin ein zustimmendes, deutlich interpretierbares Kopfnicken erwartet. Also nicke ich brav auf und ab. Aber dann zeige ich auf meinen Hals, mache ein wehleidiges Gesicht dabei und schließe eine Bewegung an, als ob ich einen Becher in der Hand halte und leere. Ich brauche dringend etwas zu trinken. Die blödsinnige Pantomime kommt zum Glück an.

„Durst?“

Ich nicke - viel zu hastig, um mir irgendwie einen Hauch von Würde zu bewahren. Aber das fällt mir leider erst auf, nachdem ich die Bewegung ausgeführt habe. Der hintere der drei Männer verschwindet aus meinem Blickfeld. Zweiunddreißig Sekunden später stellt er einen leichten Kunststoffbecher auf dem Tisch ab, der sich neben dem Bett befindet, auf dem ich sitze. Bei den paar Schritten, die er ins Zimmer und auf mich zu gemacht hat, ist mir die Pistole immer näher gekommen. Mir rieselt vor lauter Anspannung dabei Schweiß den Rücken hinab. Es ist reichlich ungewohnt, in die Schusslinie zu geraten. Ich rühre mich nicht, bleibe vollkommen reglos auf dem Bett hocken, in dem ich erwacht bin, bis der Getränkelieferant rückwärtsgehend wieder unter das Türgespann tritt.

Nochmals kommt ein Befehl: „Ruhe. Du bleibst ruhig. Wenn du wieder Durst hast, halt einfach den Becher hoch.“ Damit scheint alles Nötige gesagt zu sein. Die drei Typen ziehen sich ohne Eile zurück und die Tür geht wieder zu. Aber nur ganz kurz sitze ich im Dunklen, dann flammt an der Decke eine Leuchtstoffröhre auf. Sie ist vergittert.

Was war das denn?!

Irritiert bemerke ich, dass ich immer noch vor Aufregung schnaufe wie ein Walross beim Landgang. Das ist unangenehm, denn dadurch wird mein Hals noch trockener, als er ohnehin schon ist. Ich greife nach dem Becher - ein wabbeliges Wegwerfding. Damit kann ich mir bestimmt keinen Fluchttunnel graben. Der eignet sich noch nicht einmal, um ihn einem von den Burschen mit den Pistolen an den Kopf zu werfen. Kurz rieche ich an der Flüssigkeit in dem Gefäß. Ob das wirklich reines Wasser ist? So leise wie nur möglich schalle ich den Inhalt des Bechers, in der Hoffnung, dass das niemand vor meinem Gefängnis mitbekommt. Das Ergebnis ist in zweierlei Hinsicht beruhigend. Wasser, sonst nichts. Mit gierigen Schlucken trinke ich den Becher leer. Und aus dem Lautsprecher über der Tür kommt kein weiterer Anpfiff, obwohl ich geschallt habe. So empfindlich ist das Mikrofon, das sich offenbar in der Zelle befindet, dann wohl doch nicht. Mein diskretes Summen hat es offenbar nicht wahrgenommen.

Schließlich beginne ich mit ein paar innerlichen Signalen, meinen Atem, meinen Puls und damit mich zu beruhigen. Ein Karussell von Fragen rast durch meinen Kopf, das mich kraftvoll Richtung Panik drängt: „Wo bist du? Wer sind die? Was wollen die? Warum bedrohen die dich mit Schusswaffen? Wollen die dich umbringen? Wie kommst du hier raus?“ Rund um Runde drehen sich die Fragen, immer schneller. Mir wird geradezu schwindlig dabei. Antworten finde ich nicht. Keine Einzige. Also betrachte ich bei Licht systematisch noch einmal das Zimmer, in dem ich mich befinde. Über der Metalltür hängt tatsächlich ein kleiner Lautsprecherkasten. Darunter ist eine Kamera montiert. Ein Mikrofon entdecke ich bei genauem Hinsehen ebenfalls, denn da befindet sich eine kleine Schaumstoffkugel über der Kameralinse. Weil ich von draußen keinerlei Geräusch wahrnehme, kann ich wohl davon ausgehen, dass die Tür gut schallisoliert ist und ohne Mikrofonübertragung kein Laut von mir nach außen dringt. Wenn sie nur einen Funken Verstand haben, ist genau das ausgeschlossen nach ihren bisherigen Erfahrungen mit mir. Wenn sie wirklich clever sind, lassen sie sich Töne, die ich erzeuge, ausschließlich optisch anzeigen und hören nicht einfach mit.

Ich sitze auf der Kante eines niedrigen, sehr schlichten Bettes. Bettwäsche sauber und einfalllos weiß. Davor befindet sich ein Tisch. Holz, rechteckig, keinen Quadratmeter groß. Ein Stuhl. Ebenfalls Holz.

Vor der dritten Zimmerecke steht ein Paravent mit einem verspielten Blümchendesign, das in meiner Situation absolut fehl am Platze wirkt. Was soll so ein antiquierter Wandschirm im Landhausstil hier? Ich stehe betont langsam auf, um niemand beim Beobachten auf dumme Gedanken kommen zu lassen, und gehe die zwei Schritte bis dort: Hinter dem Sichtschutz steht eine Campingtoilette! Na großartig! Immerhin darf ich anscheinend in Deckung gehen, wenn ich aufs Klo muss. Wahrscheinlich sollte ich dankbar dafür sein, aber das Gefühl will sich nicht einstellen. Dann folgt bis zur Tür der Zelle eine weitere Ecke. Dort sind zwei Steckdosen in die Wand eingelassen. Beide enthalten eine Kindersicherung, die ich ohne einen speziellen Steckschlüssel nicht entfernen kann. Das zusammen mit dem Gitter vor der Lampe zeigt mir, wie umsichtig und vorsichtig die Leute sind, die mich hier eingebuchtet haben. Ein leises Surren lässt mich ein wenig zusammenfahren, als ich neben die Steckdosen trete, um sie mir genau anzuschauen. Irritiert blicke ich mich nach der Geräuschquelle um: Die Kamera verfolgt mich. Sie hat ein bewegliches Stativ und möglicherweise einen Infrarotsensor. Das Ganze sieht kompliziert und leistungsfähig aus, jedenfalls deutlich teurer als die billige Baumarkt-Überwachungsanlage, die meine Nachbarn nach einem Einbruch installiert haben. Nicht beruhigend.

Ich setze mich schließlich wieder auf die Bettkante. Ich trage dieselbe Kleidung wie am Dienstag, als man mich von der Straße gepflückt hat. Inzwischen habe ich mir alles angesehen, was es hier zu sehen gibt. Was nun?

Das Einzige, was mir spontan einfällt, ist zu testen, ob ich meinen Gefängniswärtern irgendwie trauen kann. Ich hebe den leeren Becher, lasse ihn in Richtung Kamera zwei, drei Mal hin und her wackeln und warte. Tatsächlich öffnet sich die Tür zweiundvierzig Sekunden später nach außen, derselbe Vogel wie vorhin serviert, die beiden anderen geben ihm Deckung mit ihren Waffen. Das alles geht wortlos über die Bühne.

Ich hocke eine Zeit lang weiterhin still auf der Bettkante, während das Gedankenkarussell tatsächlich zu einem Ergebnis kommt, zu einem Schluss, von dem ich nur hoffen kann, dass er vorläufig ist: Ich kann

momentan gar nichts tun. Zumindest nicht, wenn ich hier lebend wieder herauswill.

Angst, aber auch Frustration und Wut füllen mich in dem Maße aus, in dem sich die Erkenntnis verdichtet, wie hilflos ich bin, als wäre ich ein zu prall aufgeblasener Luftballon. Das kann nicht gut sein. Wenn ich wütend bin, neige ich dazu, spontane und unüberlegte Dummheiten zu machen. Angesichts von mehreren Pistolen, die auf mich zeigen, ist Wut aber sicher keine gute Antriebsfeder. Immerhin kommt mir eine Idee, was ich unternehmen kann, um irgendeiner Kurzschlusshandlung meinerseits zuvorzukommen. Also lege ich mich einfach wieder ins Bett, ziehe die Decke über den Kopf und zwingen mich, mithilfe von Ur dazu einzuschlafen.



## Kapitel 3: Donnerstag, 27.4. – 19 Uhr 2

Als mein Signal mir den Schatten einer großen, fremden Person anzeigt, die auf mich zugeht, reagiere ich, ohne nachzudenken: Ich schalte mitten im Tiefschlaf, in den ich mich selbst versetzt habe, reflexartig von Ortung auf Abwehr um. Ein tiefer Ton trifft den Fremden wie ein elektrischer Schlag. Etwas scheppert laut. Als ich endlich wirklich wach werde und die Augen aufbekomme, sehe ich noch, wie ein Mann aus meiner Zelle taumelt, beide Hände auf die Ohren gepresst. Ich schwinde – so schnell ich kann – beide Beine aus dem Bett. Mein Kreislauf schläft noch und mir wird deshalb etwas schwindlig dabei. Als ich endlich voll da bin, begreife ich: Das Scheppern stammte von einem Tablett; es liegt jetzt mit dem Boden nach oben auf halbem Weg zwischen Tür und Bett, aus dem ich mich gerade aufgerappelt habe. Eine Plastikschaale hat Flüssigkeit, Nudeln und Gemüsestücke auf den PVC-Belag gespuckt. Ein Kunststofflöffel liegt daneben. Es riecht nach Suppe. Abendessen? Zeitlich könnte das passen. Ich spüre einen nagenden Hunger, als ich den Essensgeruch bewusst wahrnehme, der allmählich von der Lache aufsteigt.

Der Lautsprecher knackt, bevor ich erneut daraus angesprochen werde. „Wenn du uns angreifst, gibt es nichts zu essen und nichts zu trinken.“

Klar, dass die vor der Tür nicht von meiner Aktion begeistert sind. „Aber ich habe doch nur...“

„Sei still. Du hältst den Mund oder wir zwingen dich dazu. Es kann doch nicht so schwierig sein, diese eine Regel zu befolgen, oder?“

Da draußen ist jemand arg sauer. Das höre ich trotz der elektronischen Verzerrung der Stimme durch den Lautsprecher, denn die Emotion ist sehr stark. Verflucht, die technisch bedingte Veränderung im Klang der Worte nimmt mir fast jede Möglichkeit zur Analyse! Außerdem: Wie soll ich mich erklären, wenn ich nicht sprechen darf? Es ist doch wohl klar, dass ich rechtfertigen will, was da gerade passiert ist, oder? Meine Aktion gegen den Mann, der sich gerade so überraschend meinem Bett näherte, habe ich nicht geplant. Das war keine Absicht. Was

schleicht einer von denen auch hier herum, solange ich schlafe? Das muss ja zu einer Konfrontation führen.

Ich hebe Richtung Kamera wütend den Mittelfinger, starre böse in die Linse, weil man mich zum Schweigen zwingt. Das Objektiv zeigt sich natürlich schwer beeindruckt, indem es mich weiterhin stur gaffend fokussiert. Ich bin dicht davor, die Kamera hochgehen zu lassen, aber ich erinnere mich noch rechtzeitig an das gelinde gesagt unangenehme Gefühl, in drei Pistolenmündungen gleichzeitig zu schauen, um mich zu bremsen. Besser, ich treibe nichts auf die Spitze. Ich kann zwar jemandem mit Ur eins auf die Ohren geben oder ein Gerät demolieren, aber gegen eine oder gar mehrere Kugeln bin ich völlig machtlos. Und die Leute auf der anderen Seite der Tür machen mir nicht den Eindruck, als wäre mit ihnen zu spaßen. Wieder beruhige ich mich gezielt, bis der Ärger abklingt, bis Atmung und Puls langsamer gehen. Für einen Augenblick muss ich fast hysterisch lachen, weil mir plötzlich klar wird, dass ich mich wahrscheinlich ähnlich wie der unglaubliche Hulk vor einem Wutanfall aufführe, nur weniger grün. Bloß nichts Unüberlegtes anstellen!

Während ich meine Augen auf Dauerbetrieb in Richtung Kamera eingestellt habe, ohne wirklich etwas scharf wahrzunehmen, versuche ich mich zu besinnen: Was ist eigentlich passiert, damit ich in meiner gegenwärtigen Situation gelandet bin? Mir ist durchaus klar, dass da Lücken in meiner Erinnerung klaffen. Vielleicht wäre es von Vorteil, ich fände heraus, wo genau die liegen: Offenbar bin ich tatsächlich beobachtet worden, den ganzen Dienstag über, auch beim Einkaufen. Nachdem ich danach auf meinem Heimweg die zwei Männer k. o. geschrien habe, wurde ich offenbar narkotisiert. Ich weiß nicht einmal, ob man mich wie ein Zootier mit einem Betäubungspfeil beschossen oder ob mir jemand direkt eine Spritze dabei gesetzt hat. Jedenfalls konnte ich plötzlich nicht mehr wie gewohnt hören. Jedes Geräusch klang irgendwie mit einem hallenden Echo in meinen Ohren nach. Extrem verstörend für mich, weil ich mich oft eher über die Ohren als mithilfe der Augen orientiere. Vor allem konnte ich aber meine Bewegungen nicht mehr

kontrollieren, nachdem mir das Narkosemittel gespritzt wurde. Meine Beine knickten weg, ich stürzte ungebremst.

Vorsichtig taste ich an meinem Gesicht herum. Das muss bei dem Sturz ziemlich fest aufgeschlagen sein. Aber erwartungsgemäß finde ich keine Abschürfungen, nichts tut mehr weh. Ob meinen Kidnappern in diesem Zusammenhang etwas als ungewöhnlich aufgefallen ist? Möglich.

Nachdem ich hilflos am Boden lag, füllte sich die Dahlienstraße auf einmal mit lauter hilfsbereiten jungen Männern, allesamt Klone von Pete und Allen: durchtrainiert, entschlossen und nicht über Mitte dreißig. Die kümmerten sich um mich, ob ich wollte oder nicht. Ich wollte ganz sicher nicht, aber das konnte ich natürlich in meiner Verfassung nicht zum Ausdruck bringen, verhindern war erst recht unmöglich. Alles in allem haben diese Leute wahrscheinlich ein perfektes Szenario für zufällige Beobachter aufgebaut, das überhaupt keinen Verdacht erregte: ich quasi bewusstlos, sie in der professionellen Helferrolle.

Die alte Frau Steinecke von gegenüber kam plötzlich mit ihrem Rollator angewackelt und dachte wohl, ich hätte einen Unfall gehabt oder wäre auf dem Heimweg ohnmächtig geworden. Jedenfalls redete sie die ganze Zeit auf mich ein, aber ich habe sie nur völlig verzerrt gehört.

„Ist ja gut Kindchen, alles wird gut“, meinte sie ein paar Mal. „Sei froh, dass sofort ein Krankenwagen zur Stelle ist.“

So wie sich die alte Dame aufführte, fand sie das, was sich da vor ihren Augen abspielte, überhaupt nicht suspekt. Ich versuchte mit aller Macht, ihr klarzumachen, dass ich entführt werde. Aber ich war unfähig, auch nur ein einziges, vernünftig klingendes Wort herauszubringen. Nicht sprechen und um Hilfe bitten zu können, das hat sich furchtbar angefühlt. Wie in einem lähmenden, erstickenden Albtraum.

Diese Ambulanz tauchte wie aus dem Nichts auf. Der Rettungswagen muss bereitgestanden haben, der kam dermaßen prompt am Schauplatz an, dass ich vermute, dass er Bestandteil eines sorgfältig ausgetüftelten Plans war. Nachdem ich mich nicht mehr bewegen konnte, haben mich zwei Typen



in diesen grell orangefarbenen Anzügen von Rettungssanitätern auf eine Trage gepackt. Ratzfatz war ich im Inneren des Ambulanzfahrzeuges verschwunden. Ein cleverer Schachzug von meinen Gegnern: Auf diese Weise gab es keine lästigen Zeugen mehr. Ich bemühte mich währenddessen mit aller Macht, mithilfe von Ur gegen das Narkosemittel anzukämpfen. Wie in Wellen wurde ich im Kopf dadurch immer wieder klarer, konnte phasenweise besser hören und sehen. Doch das muss ein starkes Zeug gewesen sein, das man mir verpasst hat - ich bin trotz meiner Abwehrmaßnahmen auch immer wieder weggesackt in meiner Wahrnehmungsfähigkeit. Mich kontrolliert bewegen, das wollte trotz aller Gegenwehr nicht klappen.

Der eine der beiden angeblichen Rettungssanitäter leuchtete mir irgendwann direkt in die Pupillen, als ich schon in dem Ambulanzfahrzeug lag. Das grelle Licht schien in meinem Kopf geradezu ein Feuerwerk abzubrennen!

„Mann, die hat ja noch Reflexe!“, staunte er halblaut.

Das habe ich genau verstanden.

„Ich geh´ nach vorn ins Führerhaus und funke mal einen Doc an. Ich traue mich nicht, einfach etwas nachzuspritzen, ohne das vorher mit einem Arzt abzuklären. Bleib du bei ihr hier hinten und pass auf sie auf.“ Dann verschwand er und ich hörte eine Tür schlagen.

„So? Du hast noch Reflexe? Na, da darf ich dich doch bestimmt ein bisschen verwöhnen“, raunte der Zurückgebliebene und der Klang seiner Stimme hat mich noch mehr alarmiert als alles andere zuvor. „Mal sehen, ob du wirklich reagierst.“ Dann konnte ich plötzlich seine Hand auf meiner Brust fühlen. Schließlich hat er beide Brüste umfasst, sie gestreichelt, geknetet. Genüsslich.

Ich spüre, wie ich von hier auf gleich bei dieser Erinnerung feuerrot werde. Wenn mich jetzt jemand aufmerksam durch die Kamera beobachtet, wird er sich fragen, woher so plötzlich mein tiefrotes Gesicht stammt. Vorsichtshalber neige ich den Kopf ein wenig, sodass mir meine Haare wie ein Vorhang vors Gesicht fallen und etwas Deckung geben. Es ist eine Katastrophe, dass das Erlebnis in der Dahlienstraße derart viele

Parallelen zu der furchtbaren Geschichte mit Sam besitzt: festgehalten werden, betatscht werden. Die Entführer dürfen nicht merken, dass ich eine abgrundtiefe Scheißangst vor einer Situation wie dieser habe, dass es mich verrückt macht, solch einen Übergriff wehrlos hinnehmen zu müssen. Ich bemühe mich stets, die Furcht davor ganz tief in mir zu verstecken, damit niemand sie ausnutzen kann, damit ich nicht manipulierbar bin deswegen. Dermaßen intim berührt zu werden, das hat mich zu Tode erschreckt - und vollkommen überrascht! Da war auf einmal dieses Stöhnen. Ich habe mich selbst so einen kehligen Laut ausstoßen hören, fast so, als ob es mir gefiele, auf diese Art berührt zu werden. Dabei war das ganz, ganz, ganz anders. Ich habe mich dermaßen geschämt, schäme mich immer noch für diesen beinahe lustvollen Laut in Grund und Boden, obwohl ich gar nicht bei mir war und überhaupt nicht verantwortlich für das, was ich getan habe.

Wissen die, wo meine Schwachstellen liegen? Wissen die, dass ich schon einmal Opfer sexueller Gewalt war, und spielen das Szenario nach, um mich zu brechen?

Brechen wofür? Warum bin ich hier gelandet?

Das fehlt jetzt noch, dass ich mich selbst runterziehe, weil ich finde, dass ich in der Dahlienstraße nicht angemessen reagiert habe! Sehr bewusst wechsele ich die Richtung meines Denkens: vorspulen. Weg von der Angst, der Scham, den Selbstvorwürfen. Die können mir nichts nützen - im Gegenteil, wenn die Furcht mich lähmt, was dann? Also einfach weiter: Was passierte nach dieser fiesen Fummelei von dem einen Sani?

„Spinnst du? Lass den Quatsch!“, fuhr der Sanitäter, der den Innenraum des Krankenwagens kurz verlassen hatte, den anderen barsch an, als er zurückkam.

„Aber die ist doch völlig weggetreten“, verteidigte sich der Grapscher. „Die merkt gar nichts. Da haben wir einmal ein dermaßen tolles Geschoss in den Fingern und du machst die Spaßbremse. Gönn mir doch das Vergnügen.“

„Halt deine Hände bei dir! Reiß dich gefälligst zusammen! Die ist außerdem nicht ganz weg. Das kann eigentlich gar nicht sein bei dem Mittel, das wir ihr gespritzt haben. Mir kommt das ziemlich merkwürdig vor. Der Arzt sagt, wir sollen ihr nicht noch mehr geben. Schnall sie hier sicher fest für den Transport und pass auf sie auf. Ich fahre“, knurrte der andere.

Verzweifelt habe ich mit Ur versucht, das Narkotikum in seiner Wirkung weiter zu dämpfen. Kaum befand ich mich allein mit dem einen Mann hinten in dem Rettungsfahrzeug, zurrte der ein paar Gurte um meinen Oberkörper und meine Beine fest. Als die Ambulanz losfuhr, konnte ich meine Sicht soweit klarblinzeln, dass ich in der Lage war zu erkennen, dass der Kerl neben mir auf einem Sitz hockte. Sein Blick ging dabei nicht in Richtung auf mein Gesicht, der sah woanders hin. Der Typ grinste schmutzig und leckte sich die Lippen. Als mir klar wurde, dass er im nächsten Augenblick wieder zugreifen wollte, hat die Angst schlagartig meine sämtlichen Reserven mobilisiert: Ich brüllte ihn auf Ur an. Das letzte, was ich noch wahrnehmen konnte, war, dass er auf meinen Schrei hin sofort nach unten aus meinem Blickfeld verschwand und dass der Krankenwagen eine Vollbremsung machte.

Danach: totaler Filmriss. Meine bedingungslose Verteidigung hat das bisschen Kraft restlos aufgezehrt, über das ich zu diesem Zeitpunkt noch verfügte. Ich fiel nach der Aktion wirklich in eine tiefe Bewusstlosigkeit. Da fehlen also eine ganze Menge Wahrnehmungen beziehungsweise Fakten, um mir mein Hier und Jetzt zu erklären. Ich weiß nicht, wie lang es dauerte, mich an meinen gegenwärtigen Aufenthaltsort zu bringen. Ich weiß natürlich auch nicht, wo ich mich befinde. Ich habe keine Ahnung, wer an meiner Entführung beteiligt gewesen sein könnte.

Ist das überhaupt ein Kidnapping? Ich bin nicht prominent oder reich, meine Eltern sind es auch nicht. Wer sollte ein Interesse daran haben, mich zu entführen? Die Tatsache, dass ich betatscht worden bin, lenkt meine Gedanken in eine äußerst unerfreuliche Richtung: Sind das etwa Mädchenhändler, die Nachschub für ein Bordell suchen? Zwangsprostitution? Ich traue mich gar nicht, auf diesem Weg weiterzudenken. Zu viel Angst. Schließlich beiße ich mir vor lauter

Ratlosigkeit auf die Lippen, als mir klar wird, dass ich wieder in das Fragenkarussell eingestiegen bin, in dem ich mich bereits zuvor ergebnislos im Kreis gedreht habe. Mist!

Ich weiß nur: Meine Wächter wollen unbedingt, dass ich keinen Ton mehr von mir gebe. Das ist eigentlich klar, denn ich bin jedes Mal unüberhörbar laut geworden, wenn ich einen von denen außer Gefecht setzen konnte. Sogar ein blöder Einzeller hätte daraus wohl den Schluss gezogen, dass es besser ist, mir den Mund zu verbieten. Aber warum haben die mich nicht einfach geknebelt? Oder ahnen die, dass Ur unter bestimmten Voraussetzungen auch ohne hörbare Lautäußerung wirkt? Wissen die überhaupt etwas von Ur?



## **Kapitel 4: Donnerstag, 27.4. – 23 Uhr 51**

Mein Magen knurrt. Es rumpelt und gurgelt. Ich fühle mich ziemlich schlapp. Wie lange habe ich keine Nahrung zu mir genommen? Am Dienstag hat mich dieses komische Kommando eingesammelt. Da habe ich zuletzt, kurz bevor meine Welt ins Rutschen kam, einen halben Apfel gegessen. Jetzt ist Donnerstag. Ich weiß nicht, ob man mir etwas eingeflößt oder mich intravenös ernährt hat, während ich bewusstlos war. Jedenfalls ist mir flau vor Hunger. Durst macht sich auch schon wieder bemerkbar. Es ist spät, fast Mitternacht. Ich starre jetzt schon eine ganze Weile blicklos Richtung Kamera. Nicht kommunizieren zu können macht mich wahnsinnig! Aus der Machtlosigkeit wuchert ständig Angst an der Grenze zur hellen Panik oder zum heulenden Elend.

Bloß nicht heulen. Wenn ich einmal damit anfangen, kann ich bestimmt nicht mehr aufhören. Außerdem scheint es mir eine Art von Kapitulation zu bedeuten, wenn ich Nerven zeige. Aber eine unbewegte Fassade aufrecht zu erhalten, strengt wirklich an. Ob die Typen auf der anderen Seite der Tür das wissen? Wahrscheinlich machen die so etwas wie mit mir nicht zum ersten Mal. Dafür wirkt deren Verhalten zu routiniert, zu gekonnt.

Hier zu sitzen und nichts zu tun zu haben, außer herumzugröbeln, schadet mir. Es macht mich immer ängstlicher, nervöser, unsicherer – alles Eigenschaften, die mir gegenwärtig wohl eher nicht nutzen.

Plötzlich wird mir klar: Wenn ich mich zum Abschalten wieder einschlafen lasse, ist das unter Umständen riskant: Falls noch einmal jemand von denen für mich überraschend hereinkommt, erschreckt mich das mit Sicherheit und ich greife an, auch wenn ich das jetzt nicht vorhabe. Aber im Schlaf oder frisch aus dem Schlaf gerissen ist so eine Attacke für mich wie ein unbedingter Reflex – schließlich kann auch niemand sein Bein mit reiner Willensstärke stillhalten, wenn der Arzt mit dem Hammer an der richtigen Stelle aufs Knie haut.

Da plötzlich habe ich eine Idee. Darauf hätte ich wirklich schon früher kommen können! Wenn die mich wecken, bevor hier jemand die Zelle betritt, ist alles gut: Ich kann schlafen, wann und sooft ich

will, die müssen keine Angst vor meinen unbewussten Abwehrreflexen haben.

Obwohl mir durchaus klar ist, wie schräg dieser Gedankengang verläuft, weil ich dabei quasi einen Weg suche, meine Entführer vor mir und meinen ungewöhnlichen Fähigkeiten zu schützen, probiere ich doch sofort, meinen Plan umzusetzen. Schließlich will ich weder verhungern noch verdursten. Ich stelle mich hin und mache zur Kamera gewandt eine Geste des Schreibens, deute ein Rechteck an, womit ein Blatt Papier gemeint sein soll und etwas, das meiner Meinung nach einen Stift darstellt. Dann schreibe ich wieder ein paar Zeilen in die leere Luft. Gespannt warte ich auf eine Reaktion. Zu hören ist absolut nichts, die Kamera regt sich kein bisschen, der Lautsprecher schweigt. Ist da überhaupt noch jemand? Ich schreibe noch ein paar Zeilen ins Leere, mache eine bittende Geste.

Warte geduldig.

Warte ungeduldig. Nach zwei, drei Minuten weiß ich, wie ein bettelnder Affe im Zoo sich fühlen muss: Das ist entwürdigend. Enttäuscht ziehe ich mich zu meinem Bett zurück, setze mich langsam wieder, den Rücken an der Wand. Da geht die Tür geräuschlos einen Spalt weit auf, ein paar Seiten Papier und ein kurzer Bleistift werden hereingeschoben, dann schließt sich der Türspalt lautlos wieder. Fast hätte ich: „Danke!“, gerufen. Es ist definitiv schwierig, eine einzige Regel zu befolgen.

Ich greife mir die Papierbögen samt Schreibgerät und setze mich auf den Stuhl. Einen Moment lang überlege ich: Wie soll ich meinen Wunsch formulieren? Ich bin mir ziemlich sicher, dass es für mich Vorteile bietet, wenn ich über Ur so wenig wie möglich preisgebe, am besten gar nichts. Schließlich notiere ich:

*Wecken Sie mich über den Lautsprecher. Sagen Sie einfach Bescheid, bevor jemand hier hereinkommt: So werde ich nicht erschreckt und schreie nicht unwillkürlich.*

Liest sich ein bisschen komisch, aber genau so könnte es funktionieren. Ich gehe zur Tür und lege das Blatt dorthin, wo vorher

die Papierlieferung eingetroffen ist. Kaum sitze ich wieder auf dem Bett, öffnet sich die Tür erneut und eine ziemlich große Hand greift sich den Bogen. Kurz darauf knarrt der Lautsprecher: „Glaub ja nicht, dass du hier die Regeln machst. Aber wenn du das möchtest, sagen wir demnächst Bescheid, bevor jemand dich besucht.“

Erwartungsvoll starre ich weiter auf den Kasten über der Tür, doch da kommt nichts mehr. Keine Erläuterung, keine Erklärung. Einfach Schweigen. Aber immerhin: Erste Spielregeln sind aufgestellt.

Und jetzt? Obwohl ich hungrig und durstig bin, will ich unter diesen Bedingungen nicht darum betteln, dass man mich versorgt. Ich will die um gar nichts bitten, nachdem ich mich schon wegen des Papiers zum Affen machen musste.

Die Zeit zieht sich. So eine Nacht ist ganz schön lang, wenn es keine Möglichkeit zur Ablenkung gibt. Ich habe keine Lust, schon wieder zu schlafen, bin dummerweise hellwach. Ein Buch oder etwas anderes zu lesen könnte helfen – zu dumm, dass ich gerade beschlossen habe, möglichst um nichts zu bitten. Als könnte mir das ein bisschen Würde verleihen ...

In der Leere der Zelle heftet sich ein Gedanke an den anderen. Wie ein mentaler Staffellauf aus Assoziationen irrlichtert das durch meinen Kopf. Plötzlich ist eine Idee dabei, die ich festhalte: Wenn ich schon kein Buch zum Lesen habe, kann ich ja eines schreiben. Papier und Stift sind schließlich vorhanden. Warum nicht?

Worüber? Gibt es ein Thema, das mir hier in dieser Situation nützen kann?

Ja. Das gibt es: Ur.

Wenn ich Glück habe, geht es bei meiner Entführung nicht um Menschenhandel oder Sex. Es geht um Ur.

Stopp! Stimmt das überhaupt? Wäre es wirklich von Vorteil, wenn die mich eingesperrt haben, weil sie nicht meinen Körper wollen, sondern das, was ich kann? Was bedeutet die Integrität meines Körpers für mich, was die meines Geistes? Nachdenklich ziehe ich die Papierbögen



zu mir heran, greife nach dem Stift. Ich zähle die Blätter. Es sind noch vier.

Vielleicht ist es wirklich ein guter Plan, mir einmal gründlich Zeit zu nehmen, mich mit Ur auseinanderzusetzen. Auf dem Papier. Weil schriftlich zu denken eine besondere Dimension hat und weil ich sowieso mit niemandem offen über Ur reden kann. Ein ausführliches Selbstgespräch scheint mir da schon ein Schritt nach vorn zu sein. Dazu nehme ich mir sonst nie die Zeit. Dabei wäre es so dringend nötig, sich über Ur gründlich den Kopf zu zerbrechen, und ich spüre: Sich einmal in aller Ruhe damit zu beschäftigen ist mir ein echtes Bedürfnis. Das habe ich noch nie gemacht. Ich neige nicht zur Meditation oder Selbstbespiegelung. Außerdem: Meine Zeit hier in der Zelle muss ich irgendwie gestalten, sonst drehe ich trotz aller guten Vorsätze bald durch. Also: Warum nicht über Ur und mich schreiben?

Ich tu es einfach.

Aber wie fange ich an? Das ist gar nicht so leicht. Ich sitze mit meinem Stift unentschlossen über dem ersten Blatt, und kann mich nicht entscheiden, wie ich beginnen soll. Kein Wunder, denn was ich zu erzählen habe, ist eigentlich unbeschreiblich. Aber dann fällt mir plötzlich ein, dass das Phänomen "Ur" als solches durchaus schon einmal beschrieben worden ist. Die Worte, mit denen das geschah, habe ich auswendig gelernt, so sehr beeindruckten sie mich - immer noch, immer wieder. Also setze ich den Stift endlich an und schreibe aus dem Gedächtnis.



## **Kapitel 5: Freitag, 28.4. - 0 Uhr 32**

*„Am Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort. Dasselbe war im Anfang bei Gott. Alle Dinge sind durch dasselbe gemacht, und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was gemacht ist.“*

Dann stocke ich schon wieder. Der Stift verharret erneut in der Schwebephase über dem Papier.

Reglos. Ratlos. Ein bisschen mutlos.

Kann ja sein, dass das stimmt, was ich da gerade geschrieben habe. Zumindest beginnt das Evangelium nach Johannes so. Aber das Wort ist nicht bei Gott geblieben. Es ist Mensch geworden. Zum Beispiel in mir. Und eines ist ganz sicher: Ich bin nicht Gott.

Sonst säße ich jetzt nicht in dieser beschissenen Gummizelle.

Sonst hätte niemand Macht über mich.

Sonst wäre mir klar, was in meiner augenblicklichen Lage zu tun ist. Aber dummerweise habe ich nicht den Hauch einer Vorstellung davon, wie ich mit der Situation umgehen oder was ich machen soll. Ich empfinde vor allem Angst. Es könnte tatsächlich sein, dass es bei meiner Entführung darum geht, dass jemand Ur haben will. Hoffentlich kommt niemand auf die abgefahrene Idee, einen Dosenöffner zu nehmen und zu probieren, es aus mir herauszuschneiden oder in meinen Innereien nach einer Quelle dafür zu suchen.

Wie komme ich aus der Nummer hier bloß wieder heil heraus? Ich weiß doch noch nicht einmal, wo ich eigentlich hineingeraten bin! Nur so viel scheint mir sicher, nämlich dass es wirklich wichtig für mich ist, besonnen und ruhig zu bleiben, wenn ich meine Freiheit zurückhaben möchte. Ich weiß nicht, woher die unerschütterliche Gewissheit stammt, dass das von allergrößter Bedeutung ist. Aber die Überzeugung fühlt sich für mich vollkommen richtig an. Da ich derzeit sonst wenig - ich korrigiere: Da ich nichts, absolut nichts habe, woran ich mich halten kann, klammere ich mich an diesem so plausibel

wirkenden Gedanken geradezu fest: Bleib ruhig! In dicken Blockbuchstaben schreibe ich das als Nächstes auf.

*BLEIB RUHIG!*

Wieder und wieder lese ich die beiden Worte, wie ein Mantra. Unterstreiche sie. Male ein Kästchen rundherum.

Ich will ruhig bleiben. Dafür sollte ich auch wieder aktiv etwas tun. Deshalb summe ich ganz leise Gelassenheit in mich hinein, spüre, wie die Töne mich nach und nach durchdringen, vollkommen ausfüllen und schließlich die Verkrampfungen in Nacken und Rücken sich wirklich lösen. Es tut mir gut, wenn ich mich so ganz bewusst entspanne. Ur soll mir dabei helfen, auf dem Teppich zu bleiben. Meine Gegner wissen nicht, wozu ich fähig bin. Es gibt demnach keinen Grund, sich zu fürchten. Wenigstens versuche ich, mir das mit aller Gewalt einzureden, um die Angst zurückzudrängen. Plötzlich fällt mir auf, dass ich mein Ziel, über Ur zu schreiben, aus den Augen verloren habe und wieder ins Grübeln geraten bin.

Los! Ein Konzept wäre wohl nicht schlecht. Ich kritzle schnell ein paar Stichpunkte, schreibe klein und eng und drücke den Bleistift nicht fest auf, um Material zu sparen:

*>Wer bin ich?*

*>Was ist Ur?*

*>Was bedeutet es, dass ich Ur spreche?*

*>Was ist bisher in meinem Leben im Zusammenhang mit Ur passiert?*

Ich denke, ich beschränke mich im Folgenden auf die wichtigsten Stationen meines Lebens, die, von denen ich glaube, dass sie eine besondere Bedeutung hatten beziehungsweise haben. Die beschreibe ich. Eine Art Biografie. Wenn das getan ist, weiß ich hoffentlich weiter.

Einen anderen Weg als den, möglichst ruhig zu bleiben und die Zeit hier irgendwie in meinem Sinne und für mich zu nutzen, sehe ich nicht. Neben der erstickenden Angst in meinem Inneren ballt sich eine große Wut zusammen. Die Gefühle von Demütigung und Zorn raten mir etwas ganz anderes, als dazu, einen kühlen Kopf zu bewahren: Ein Teil von mir will am liebsten toben, die Zelle in Brand setzen. Die Wache davor zu einem sabbernden Häufchen Unglück zusammenschmelzen. Ben suchen, mich in seine

Arme schmiegen und einfach nur diese unglaubliche Geborgenheit genießen, nach der ich mich mein Leben lang so gesehnt habe und die er mir gibt. Entschlossen setze ich erneut den Stift an, schreibe einfach nieder, was mir als erstes durch den Kopf schießt:

*Ich weiß nicht, ob ich der einzige Mensch auf der Welt bin, der Ur spricht. Ich versuche schon seit meiner Geburt, also seit über achtzehn Jahren, das herauszufinden. Ich will jetzt bei meinem Schreibprojekt alle Mosaiksteinchen, die Ur betreffen, sammeln und ordnen. Das wird mich eine Weile sinnvoll beschäftigen. Vielleicht entsteht dabei ein Muster, eines, das aus meiner Vergangenheit bis in meine Gegenwart und dann in eine Zukunft reicht, meine Zukunft mit Ben. Das wäre wunderbar. Oder ich finde heraus, dass der einzige Weg, der aus dieser Zelle herausführt, es nötig macht, ins Unbekannte jenseits des Lebens davonzugehen, in einen Bereich, aus dem ich schon Signale erhalten habe, die ich aber zum größten Teil nicht verstehe.*

Pause. Ich schüttle meine nach dem kurzen Abschnitt bereits etwas verkrampfte Hand. Der Bleistift, den man mir gegeben hat, ist relativ kurz – wahrscheinlich, damit ich ihn keinesfalls effektiv als Waffe gegen irgendwen, mich selbst eingeschlossen, einsetzen kann. Sehr amüsan! Als benötigte ich irgendeine Waffe! Ich *bin* eine verdammte Waffe.

Vielleicht sind meine Gefängniswärter der Meinung, ich würde etwas niederschreiben, das sie nutzen können. Was die nicht wissen: Auch wenn sie noch so sehr an Details interessiert sind – man kann Ur nicht schreiben, zumindest nicht in unserer Welt. Um Ur zu beschreiben, bräuchte ich mehr Dimensionen, als mir auf der Erde beziehungsweise auf Papier zur Verfügung stehen. Dass ich diese Sprache nicht aufzeichnen kann, ist höchst bedauerlich, denn sie ermöglicht eine absolut präzise, eine eindeutige Ausdrucksweise. Das kann keine andere Sprache dieser Welt.

Ich bin unkonzentriert, habe immer noch nicht wirklich begonnen mit meinem Vorhaben. Ich will meine Geschichte mit Ur aufschreiben, aber da steht nach wie vor jämmerlich wenig auf dem Papier.

Ich stehe auf, setze mich wieder, gehe ein paar Schritte hin und her. Es hilft nicht. Der Einstieg in das, was ich vorhabe, findet sich nicht auf dem Fußboden und ergibt sich nicht daraus, wie ich mich bewege.

Ich merke, wie ich immer ärgerlicher werde angesichts meiner Unfähigkeit, einen guten Anfang zu finden – immerhin hilft das, meine Angst ein bisschen in den Hintergrund zu drängen.

Diesen zögerlichen Einstieg in meine selbstgestellte Aufgabe kann ich mir vielleicht gar nicht leisten, denn ich weiß nicht, wann diese verfluchte Zellentür wieder aufgeht und was dann passiert. Besser ich agiere, als dass ich nur reagieren muss. Aber was ich im Falle eines Falles tun soll, muss ich selbst herausfinden – falls ich Glück habe, über mein Schreibprojekt. Wenn ich agiere, bin ich meinen Wächtern möglicherweise irgendwann den entscheidenden Schritt voraus. Wenn ich bestimme oder wenigstens mitbestimme, was geschieht, nur dann habe ich eine Chance, hier herauszukommen, Ben wiederzusehen. Niemand wird ihn mir auf einem Tablett als Geschenk servieren.

Ich habe eine solche Sehnsucht nach ihm! Ich kann sie geradezu körperlich fühlen: Das ist wie ein ständiger gigantischer Seufzer, der aus mir hervorbrechen will, den ich mir aber nicht gestatte. Ich bin erpressbar, weil ich Ben liebe. Er ist vielleicht in Gefahr, weil er mich liebt. So sehr mir das Sorgen und Kummer bereitet – ich kann es nicht bereuen, dass wir einander begegnet sind, dazu macht er mich viel zu glücklich!

Ich setze mich erneut, greife wieder nach dem Stift. Am besten zurück, ganz an den Anfang, zu meinen ersten Erinnerungen. Wenn ich chronologisch bei meinem Schreibprojekt vorgehe, kann ich ja wohl nichts falsch machen.



## **Kapitel 6: Freitag, 28.4. – 1 Uhr 2**

*Es hat furchtbar lang gedauert, bis mir auch nur halbwegs klar war, dass ich Ur spreche und dass mich das von allen anderen Menschen unterscheidet. Abgeschlossen ist dieser Erkenntnisprozess noch lange nicht, falls es überhaupt je zu einem Abschluss kommt.*

*Ich habe mich wohl vor allem gewundert, als ich noch ganz klein war. Ich habe mich gewaltig gewundert, dass meine Mutter und mein Vater, die doch mit Händen und Füßen, die in jeder Bewegung so unendlich viel geschickter waren als ich, dass diese beiden Menschen sich so primitiv ausdrückten, als hätten sie einen gewaltigen Sprung in der Schüssel. Die zwei Personen, von deren Arbeit, Einsatz und Liebe ich völlig abhängig war, sprachen mit mir so, dass ich sie zwar verstand, aber gleichzeitig ihre Ausdrucksweise als so undifferenziert empfand wie andere Leute vielleicht Hundegebell.*

*„Hallo, Sara! Na? Hast du gut geschlafen?“ Jeden Morgen fragte mich meine Mutter das! Jeden verdammten Morgen. Ihr strahlendes Lächeln, das ihre Worte immer begleitete, half da nur wenig. Dass ihr nie etwas Neues einfiel!*

*Bei diesem Grad an Primitivität in Sprache, Wahrnehmung und Ausdruck kam es mir unmöglich vor, ihr zu schildern, dass ich manchmal nachts wach wurde und entdeckte, dass die Unendlichkeit in Form völliger Dunkelheit jenseits der Gitter meines Kinderbettes lauerte. Da befand sich eine Schwärze, so dunkel, dass sie fast Substanz besaß. Unmöglich zu sagen, wie weit sie reichte. Also war sie potenziell unendlich und davor spürte ich einen schauernden Respekt: Unendlich – das schien mir ziemlich groß. Nur wenn ich den Raum schallte, in dem ich schlafen sollte, schrumpfte die Ungeheuerlichkeit der Schwärze auf das zusammen, was sich da tatsächlich befand: ein Kinderzimmer bei Nacht und Dunkelheit. Wie hätte ich meine Mutter fragen sollen nach dieser Ambivalenz zwischen Unendlichkeit und Geborgenheit, beides nur durch ein paar Schallwellen voneinander getrennt, wenn sie sich morgens stets nur ein und denselben dummen Satz abringen konnte: „Hallo, Sara! Na? Hast du gut geschlafen?“*

*Immer und immer und immer wieder. Zum Verrücktwerden!*

*Niemand spricht mit seinem Hund über die Relativitätstheorie. Also habe ich auch nicht mit meinen Eltern gesprochen, zumindest nicht auf Deutsch, nachdem mir klar war, dass sie nicht von mir lernen wollten oder konnten. Das schien mir völlig sinnlos! Natürlich habe ich versucht, ihnen klarzumachen, dass es eine viel bessere Form der Verständigung gab. Ich habe ihnen anfangs jedes ihrer primitiven Wörter und Sätzchen auf Ur übersetzt, wiederholt und sauber akzentuiert vorgesprochen, habe es so oft und so langsam wiederholt, dass jeder Vollidiot etwas davon hätte aufschnappen müssen. Das dachte ich damals wenigstens. Ich habe mich zuerst einfach geweigert, mit ihnen Deutsch zu sprechen. Schließlich sollten sie begreifen, dass man mit mir nur auf Ur kommunizieren kann, dass Ur die einzig angemessene Form der Kommunikation für Menschen darstellt. Ich war wirklich verzweifelt (bin es im Prinzip immer noch!), dass sie nicht antworteten. So einsam, so furchtbar allein.*

*Dabei war mir gleichzeitig klar, dass meine Eltern nicht wirklich blöd waren. Schließlich beherrschten sie Fertigkeiten, die ich mir mühsam erarbeiten musste: Die kleckerten nie, fielen nicht dauernd hin, konnten ein Auto fahren, Popcorn in der Mikrowelle herstellen und andere wichtige Dinge.*

*„Schau mal, wie schön Sara mit der Gabel umgeht!“ Als meine Mutter sich darüber lauthals freute, hätte ich ihr vor Wut ins Gesicht springen können! Viel später, nachdem ich im Zirkus gesehen hatte, wie ein Tiger sich mit Todesverachtung vor seinem Dompteur auf die Hinterbeine setzte, musste ich mich spontan an solche Szenen erinnern - meine Eltern freuten sich über meine Entwicklungsfortschritte und lobten mich. Und ich fühlte mich wie der Tiger: überlegen, aber als Gefangene demütigender Umstände. Da war in mir ein ständiger Zwiespalt zwischen Liebe und Wut, Wut und Liebe. Vielleicht bin ich deshalb so verkorkst.*

*Erstaunlicherweise wurden Mama und Papa von anderen Menschen nicht wie Vollidioten behandelt, obwohl sie mir oft so vorkamen. Schließlich*

*führten die beiden eine gut gehende Tierarztpraxis. Und die Menschen, die mit ihren Haustieren kamen, behandelten die beiden Doktoren mit Respekt, manchmal fast mit Unterwürfigkeit.*

Ich lockere meine Hand mit dem Stift, pausiere. Ja, wenn ich mich recht erinnere, habe ich mich, als ich noch ganz klein war, ständig gewundert.

Eigentlich ist es nicht erstaunlich, wie schräg meine ersten Lebensjahre verlaufen sind. Wie soll Erziehung überhaupt funktionieren, wenn das Objekt des pädagogischen Bemühens – also ich – seinen Erziehern in vielem überlegen ist? Wenn mir etwas nicht passte, wusste ich mich zu wehren. Effektiv. Dass ich einen Menschen getötet habe, als ich vier war, ist trotzdem unverzeihlich.

Verdammt, ich springe schon wieder. Der Reihe nach! Also:

*Meine ersten bewussten Erinnerungen sind die an ein Gefühl des Staunens, weil meine Eltern eine furchtbar primitive Sprache benutzten, ohne dass sie einen wirklich dummen Eindruck auf mich machten; mein erstes Ziel war es, ihnen Ur beizubringen, damit sie die wahre Sprache benutzen konnten – und all die Vorteile genießen, die damit verbunden sind.*

*Ich habe mit zwei, drei Jahren begonnen zu arbeiten: als Sprachtrainerin. Das ist zugegebenermaßen ein ziemlich ungewöhnlicher Job für ein Kleinkind, aber ich habe es versucht – bei Gott, und wie ich es versucht habe!*

*Schließlich liebe ich meine Eltern. Und sie lieben mich, da bin ich mir trotz aller Probleme, die wir miteinander hatten und haben, völlig sicher. Indem ich mich anfangs strikt geweigert habe, Deutsch mit meinen Eltern zu sprechen, hatte ich die Hoffnung, dass sie aus Liebe zu mir irgendwann beginnen würden, Ur zu lernen.*



Was meine Sprache angeht, bin ich wie ein Tier: zur Welt gekommen und alles, was ich für die sprachliche Kommunikation brauchte, war angeboren. Nur: Jedes Spatzenkind pfeift wie seine Erzeuger. Das ist bei mir leider ganz anders. Mein angeborenes Sprachprogramm stimmt dummerweise überhaupt nicht mit dem meiner Eltern überein. Ich weiß nicht einmal, woher meine Fähigkeit stammt, dass ich Ur spreche. Angeborensein ist eine ziemlich unbefriedigende Erklärung, aber ich habe keine andere, schon gar keine bessere.

Ur ist die Sprache des Universums.

Ur ist die wahrhaft universelle Sprache, also wirklich das, was die Bibel am Beginn des Johannesevangeliums als „das Wort“ bezeichnet. Ur ist die Sprache der Schöpfung. Ich nehme einfach an, die Schöpfung stammt von jemandem, den man Gott oder Göttin nennen kann. Das glaube ich. Denn ich habe wirklich keine Idee, woher Ur stammen sollte, wenn nicht von einem Schöpfer. Was ich tatsächlich weiß, ist folgendes: Worte auf Ur wirken. Ich kann Materie oder Zustände erkennen, indem ich sie auf Ur schalle und so untersuche; ich kann Materie, Organismen und deren Zustände beeinflussen, indem ich auf sie mit Ur einwirke.

Ur stellt Menschen vor Rätsel. Sogar Menschen, die mich wirklich gut kennen. Meine Eltern haben dementsprechend rein gar nichts verstanden, als ich mit fünf oder sechs Jahren die Erdbeerstauden im Garten mit Ur beschallt habe und so mitten im Winter dazu brachte, Früchte zu tragen, weil ich nun einmal ganz verrückt nach Erdbeeren bin. Das Einwirken auf einen fremden Organismus per Ur in dieser Art und Weise kostet allerdings ganz schön viel Kraft.

Zum Beispiel mithilfe von Ur zu zündeln, ist dagegen eine meiner leichteren Übungen, eine von denen, die nicht so viel von meiner Energie aufzehren, dass es für mich bedrohlich wird. Feuer hat die angenehme Eigenschaft, dass ich nur einen winzigen Funken erschaffen muss, der dann von allein weiterwächst, wenn er die richtige Nahrung findet.

Ich stutze: Der Gedanke ist wichtig: Ich habe so ein Gefühl, als hätte man, indem man mich hier eingesperrt hat, nur daran gedacht, dass ich nicht ausbrechen kann und dass aus der Zelle kein Laut nach draußen beziehungsweise hereindringt. Aber brennbar sollte rundum so einiges sein. Feuer entzünden zu können, war nicht nur in der Steinzeit eine gewaltige Macht!

Ich schreibe das alles einigermaßen gelassen, weil ich sicher bin, denen, die mich hier eingebuchtet haben, nichts davon preisgeben zu müssen. Was ich geschrieben habe, ist nur für mich bestimmt, soll mir beim Nachdenken helfen und wird am Ende in Flammen aufgehen. Dabei muss ich unter Umständen sehr schnell reagieren. Aber, wenn ich all meine Energie bündle, kann ich einen ganzen Stoß Papiere auf einen Schlag zu Asche versengen.

*Ich konnte Ur vom ersten Tag meines Lebe...*



## **Kapitel 7: Freitag, 28.4. - 4 Uhr 17**

So ein Mist! Der Bleistift schreibt nicht weiter. Zuletzt habe ich mehr oder weniger auf dem Holzschaft herumgekratzt, doch nun hinterlässt er keine Spur mehr auf dem Papier, egal, wie ich das Ding drehe oder wende. Das Schreiben war schon länger kein Vergnügen mehr, weil das Ding elend stumpf geworden ist. Was soll ich jetzt machen? Einen Spitzer haben mir meine Wächter natürlich nicht gegeben. Schließlich könnte ich mit dem Messerchen daraus versuchen, Hackfleisch aus ihnen oder mir zu machen.

Ich stehe auf, dehne mich, gehe ein paar Mal hin und her, denn ich bin vom langen Sitzen ganz steif geworden.

Ob ich nachts um kurz nach vier jemanden nach einem Spitzer oder einem neuen Stift fragen kann? Oder bekommt meine Wache dann einen totalen Wutanfall?

Wie gut ist meine Überwachung? Eigentlich ist jetzt ein geeigneter Augenblick, um das herauszufinden. Wie schnell wird man wohl auf der anderen Seite der Tür reagieren, wenn ich um diese Uhrzeit um etwas bitte? Das Schreiben hat mich abgelenkt, hat meine Angst ein wenig in den Hintergrund gedrängt, aber in dem Moment, als ich mich frage, ob es sich um eine gute Idee handelt, meine Wächter mitten in der Nacht um einen neuen Bleistift zu bitten, zuckt die Furcht sofort wieder in mir hoch.

Das ärgert mich: Sollte ich tatsächlich Angst haben, bloß weil ich nach einem Stift fragen will? Das ist doch grotesk! Ich will mich nicht so von Angst steuern lassen! Und so winzig fühlen, dass ich es als Frage auf Leben und Tod empfinde, um einen Spitzer zu bitten, möchte ich mich schon gar nicht. Entschlossen drehe ich mich zu meiner Zellentür um.

Ich zucke furchtbar zusammen, als genau in diesem Augenblick aus dem Lautsprecher eine Stimme erklingt: „Sara? Ich habe dir schon einen neuen Bleistift besorgt. Der Erste hat ja erstaunlich lange gehalten. Leg den alten Stift bitte neben die Tür, sodass ich ihn gegen den Neuen austauschen kann, indem ich die Tür nur drei Zentimeter öffne.“

Während ich die Stifte austausche, stellst du dich an die Wand gegenüber. Würdest du bitte mit einem Kopfnicken oder einem Handzeichen bestätigen, dass du das so machst?"

Wie in Trance nicke ich Richtung Kamera. Ich bin total überrascht, dass sich jemand an mich wendet, um meinen Wunsch zu erfüllen, bevor ich ihn auch nur geäußert habe. Dann lege ich den nutzlos gewordenen Stift neben die Tür, entferne mich davon und starre gespannt darauf. Eine Ebene in meinem Kopf fragt mich verzweifelt, ob mir nichts Kreatives einfällt, um diese Situation zu einem Fluchtversuch zu nutzen, aber mein Denken funktioniert nicht wirklich gut - ein Teil meines Hirns ist immer noch mit meinen Erinnerungen beschäftigt, ein anderer verdaut gerade den Schrecken, den es mir bereitet hat, so unvermittelt angesprochen zu werden.

Die Tür öffnet sich, nicht weit, eine Männerhand greift sich den abgewetzten Bleistift und legt mir einen neuen sowie ein paar frische Papierbögen hin. Dann schnappt das Schloss der Zellentür wieder ein.

„Du siehst müde aus, ich denke, du solltest dich hinlegen und schlafen“, rät die Stimme aus der kleinen Box an der Decke.

Endlich redet jemand mit mir! Aber der Lautsprecher nimmt der Stimme das Meiste von dem, was ich zum Analysieren brauche. Klingt der Sprecher wirklich besorgt? Das kann ja wohl nicht sein! Bestimmt will mein Wächter, dass ich endlich zu Bett gehe, damit er selbst etwas Schlaf bekommt.

Allmählich kommt mein Denkkaparat wieder auf Touren. Die Situation könnte ich dazu nutzen, eine weitere Art von Test durchzuführen. Also los: Ich nicke Richtung Kamera. So viel stummes Lügen schaffe ich, wenn mir nicht jemand allzu aufmerksam ins Gesicht schaut dabei. Danach lege ich mich aufs Bett und tue so, als würde ich einschlafen. Das Licht wird dabei von außen nicht gelöscht. Klar, die wollen mich gegebenenfalls beobachten können. Eine halbe Stunde verhalte ich mich völlig ruhig. Dann stehe ich leise wieder auf, setze mich an den

Tisch, nehme den neuen Stift zur Hand und Sorge dafür, dass die Spitze beim ersten Ansetzen auf dem Papier mit einem leisen Knacken abbricht.

Die Frage, wie lang es wohl dauert, bis mein Bewacher reagiert, wenn ich um einen neuen Bleistift bitten werde, stellt sich gar nicht, denn sofort höre ich dieselbe Stimme wie zuvor: „Oh, tut mir leid. Der Stift war ja wohl nicht in Ordnung. Du bekommst gleich einen anderen. Verfahren wie vorher. O. k.“

Als ich mit dem nächsten Bleistift in der Hand an meinem Tisch wieder Platz nehme, ist mir klar: Ich werde sehr sorgfältig und aufmerksam beobachtet. Selbst morgens um vier Uhr. Auch wenn ich zugeben muss, dass ich freundlich, ja beinahe zuvorkommend behandelt worden bin, finde ich die Erkenntnis, wie gut die Wache vor der Tür funktioniert, sehr bedrückend.

Dann bekomme ich aus dem Lautsprecher noch eine Frage gestellt: „Funktioniert dieser Stift?“

Mit ein paar Krakeln teste ich ihn am Rand des Blattes auf einer leeren Seite und nicke.

„Ich finde, du solltest dir langsam eine Pause gönnen.“

Verdammt! Außer dem Text höre ich keine Botschaft – die Worte sagen mir nur, was sie bedeuten, nicht was der Sprecher wirklich denkt!

Seufzend beuge ich mich wieder über meinen Block – ich will jetzt nicht schlafen. Ich kann mich verausgaben, so sehr ich will, das geht den da draußen nichts an! Und ich schreibe dort weiter, wo ich mit dem letzten Stift abgesetzt habe.



## **Kapitel 8: Freitag, 28.4. - 4 Uhr 42**

*Ich konnte Ur vom ersten Tag meines Lebens an verstehen. Auch Tiere sprechen und verstehen Ur von Geburt an. Zumindest ein ganz klein wenig. Ich kann mich allerdings nicht mit Tieren unterhalten, bin nicht wie Dr. Doolittle. Aber jedes Tier, das in der Lage ist, Laute von sich zu geben, kann seinen eigenen Namen auf Ur äußern und verstehen. Manche Viecher sagen auch nie etwas anderes. Das sind übrigens grundsätzlich Männchen.*

*Im Haushalt zweier Tierärzte gab es natürlich jede Menge Tiere, denen ich als Baby zuhören durfte, bis Lippen und Zunge so weit waren, dass ich das eigene Sprechen erproben konnte. Ohne die Tiere in meiner Umgebung und ihre Äußerungen auf Ur wäre ich wohl verrückt geworden! Sie gaben mir das Gefühl, nicht völlig irre zu sein, weil sie dieselbe Sprache sprachen wie ich. Sie gaben mir die Hoffnung, irgendwann kompetente Gesprächspartner zu finden.*

*Ich habe am Anfang genauso herumgelallt wie jedes Baby. Ur ist kompliziert, so kompliziert wie man das von einer universellen Sprache erwarten sollte. Aber, Ur zu verstehen war mir eben angeboren. Deshalb stellte die Komplexität der Sprache nie ein Problem dar: Ich kannte vom ersten Tag meines Lebens an jedes Wort auf Ur. Doch die motorischen Fähigkeiten meines kleinen Mundes musste ich erst entwickeln - ich hatte zwar eine genaue Vorstellung davon, was ich sagen wollte und wie das klingen sollte, aber heraus kam zunächst etwas ganz anderes. Und darum war ich ziemlich oft ziemlich zornig. (Es macht mich heute noch wütend, wenn ich Dinge, von denen ich meine, ich müsste sie können, nicht geregelt bekomme!) Deshalb geschahen in meiner Nähe, als ich noch ein Baby war, manchmal merkwürdige Sachen.*

*„Um Himmels willen, Bernd, Saras Bett brennt!“ So einen Grad von Panik hatte ich bei meiner Mutter in der Stimme noch nie gehört, bevor ich das erste Mal Feuer legte. Das war wirklich faszinierend: So unglaublich viel Gefühl! Sie riss mich derart schnell aus dem Kinderbett, dass mir schwindlig wurde und rannte mit mir auf dem Arm aus meinem bereits verqualmten Zimmer.*

Aus lauter Frustration, dass es mit dem Sprechen von Ur nicht so ging, wie ich mir das vorstellte, hatte ich mein Gitterbett in einer Ecke in Brand gesetzt. Das konnte ich mit mithilfe von Ur, das fand ich sogar recht einfach. Zugegeben, es war ziemlich dumm von mir, aber wenn man nicht allzu viele Möglichkeiten hat, seiner Wut Ausdruck zu verleihen, dann greift man eben zu den Mitteln, die man beherrscht. Leider habe ich das Feuermachen sehr früh beherrscht. Zum Glück gibt es Rauchmelder! Ohne so ein Ding hätte ich meinen ersten flammenden Wutanfall wohl kaum überlebt. Mein Vater kam angestürmt, sah den Rauch und holte sich einen Eimer Wasser, mit dem er das glimmende Feuer am Fußende meines Bettchens löschte. Einigermäßen ratlos saßen meine Eltern danach zusammen.

„Wie konnte das nur passieren?“ Meine Mutter fing abermals an, sich zu wiederholen, denn sie stellte die Frage immer aufs Neue. Ätzend!

Aber es gefiel mir, wie besorgt und aufgeregt sie nach dem Vorfall mit mir umging - sie nahm mich anschließend praktisch überall mit hin aus der uneingestandenen Sorge heraus, so etwas könnte sich noch einmal ereignen. Immer dabei sein? Das gefiel mir wirklich.

Aber wie jeder Schreck ließ auch der nachdem Zimmerbrand allmählich nach und meine Eltern kehrten zu ihrem normalen Verhalten zurück. Mir passte das nicht, das weiß ich noch genau. Als Nächstes zündete ich deshalb das Bügelbrett meiner Mutter an, weil ich es überhaupt nicht einsah, dass ich im Laufstall eingesperrt blieb, während sie blöde Knitter aus dämlichen Wäschestücken entfernte. Mama reagierte mehr als verblüfft, als es auf dem Schonbezug des Bügelbretts plötzlich züngelte, gab aber wohl die Schuld dem Bügeleisen. Mit der Aktion hatte ich also nichts erreicht. Darum wartete ich auf eine neue Gelegenheit. Die ergab sich bald. Meine Eltern packten Koffer. Das kannte ich schon, wir waren bereits mehrmals kurz verreist. Abwechslung - ich erinnere mich daran, dass ich mich freute, wenn Koffer gepackt wurden. Reisen bedeutet ja immer auch Neues kennenlernen, vielleicht jemanden finden, der vernünftig mit mir sprechen würde. Reisen bot immer eine Chance.

Leider wurde mir bald klar, dass ich dieses Mal gar nicht mit von der Partie sein sollte. Ich denke, ich war etwa drei Jahre alt, als mein

Vater mir erklärte: „Sara, wir sind bald wieder da. Wir verschwinden nur über das Wochenende. Da findet so ein Kongress für Tierärzte statt, das ist wirklich nichts für kleine Kinder wie dich. Tante Elli wird auf dich achtgeben.“

Mein Vater tat oft einfach so, als spräche ich ganz normal. Während ich stur den Mund hielt, übernahm er in den Unterhaltungen mit mir oft gleich meine Rolle mit, indem er innerlich scheinbar den Part sprach, den er in etwa von mir erwartete und darauf antwortete. Deshalb fuhr er nach einer angemessenen Pause fort: „So? Du freust dich? Du magst Tante Elli? Das ist natürlich beruhigend für uns. Wir würden dich auch nie zu jemand in Obhut geben, dem wir nicht absolut vertrauen.“

Sicher, Tante Elli war vertrauenswürdig. Aber damit hatte es sich auch schon. Sie war unendlich langweilig! Als sie am Freitagabend bei uns auftauchte, damit sich meine Eltern in Richtung auf ihr Tagungshotel auf den Weg machen konnten, war ich wild entschlossen, sie in die Flucht zu schlagen.

Himmel, wurde Elli schrill, als ich ihren linken Schuh vorn aufglimmen ließ! Tante Elli war nicht die Fixeste im Bücken, sie konnte den Schuh nicht einfach abstreifen, denn zuverlässig und gründlich wie sie sich immer verhielt, hatte sie den fest geschnürt. Als ihr mein Vater den qualmenden Schuh endlich vom Fuß riss, zeigte sich schon eine ordentliche Verbrennung am dicken Zeh.

„Oh Elli, das tut uns aber leid! Bernd nimmt dich am besten mit in die Praxis. Da können wir das gleich mit Brandsalbe behandeln und verbinden“, bemühte sich meine Mutter zu beschwichtigen und wirkte sehr betroffen.

Elli klang immer noch enorm schrill, als sie fragte: „Wie konnte das denn überhaupt passieren? Meine Schuhe brennen normalerweise nicht!“

„Vielleicht bist du draußen auf eine noch glühende Zigarette getreten?“, vermutete mein Vater.

„Ach ja? Aber ich befinde mich seit fast einer Stunde bei euch im Haus. Wieso merke ich erst jetzt etwas davon?“



*Tante Elli war langweilig, aber nicht blöd.*

*Damals fing das an: diese Blicke. Es hatte einmal zu oft in meiner Nähe aus unerklärlichen Gründen gebrannt. Ich sah das Misstrauen von Tante Elli, aber auch bei meinen Eltern. Niemand sprach es offen aus, aber der Verdacht, dass ich um einiges merkwürdiger war, als lediglich ein kleines Mädchen, das spät sprechen lernt, verdichtete sich. Ich konnte das sehen, zum Beispiel an diesen ganz speziellen Blicken über meinen Kopf hinweg. Vor allem aber konnte ich es hören, wenn mit mir oder über mich gesprochen wurde. Beides, die Blicke und der Tonfall, verursachten mir Unbehagen.*

*Der Vorfall mit Tante Elli bremste meine Feuerteufelei: Sie hatte wirklich jämmerlich geschrien, als ihr linker Schuh begann, vorn zu glühen. Die Intensität ihres Schmerzensschreis hatte mir ganz deutlich zu verstehen gegeben: Ich hatte einem Menschen Leid zugefügt. Und das wollte ich eigentlich nicht.*

*Meine Ziele erreichen, ja, das wollte ich ganz sicher. Welcher Mensch, vor allem welches Kind möchte das nicht? Aber an so einem Schmerz schuld sein? Nein, das war nicht gut, das spürte ich. Daran gab es keinen Zweifel.*

*Mitleid. Das empfinde ich schnell und gründlich mit anderen Menschen, denn ich habe einfach keine Chance, mich dem Mit-Leiden zu entziehen; schließlich höre ich in aller Deutlichkeit, was andere empfinden. Was ich Tante Elli da angetan hatte, tat mir sofort danach fruchtbar leid.*

*Zwar gab mir niemand direkt die Schuld an diesem Vorfall, aber er stellte einen Wendepunkt in meinem Leben dar, einen von den vielen Wendepunkten, die ich schon passiert habe und die in mir manchmal den Verdacht aufkommen lassen: Ich drehe mich ergebnislos im Kreis.*

*Damals erkannte ich, dass die Macht, über die ich dank meiner Fähigkeit verfügte, Ur zu sprechen, gut und böse wirken konnte.*

*Und damals begannen meine Eltern wohl, mich ein wenig unheimlich zu finden.*



## Kapitel 9: Freitag, 28.4. – 7 Uhr 02

Ich richte mich seufzend auf, reibe mir die Augen. Einerseits strömen die Worte nur so aufs Papier, andererseits ist es anstrengend, so genau zurückzublicken und dabei ehrlich zu sich selbst zu sein. Wenn ich aufrichtig bleiben will, darf ich Unangenehmes nicht einfach beiseitelassen: Als ganz kleines Kind habe ich meine Macht wohl auch genossen, wie eine kleine böse Prinzessin, die sich austobt, einfach weil sie es kann. Aber nach dem Mord, den ich mit vier Jahren beging, änderte sich mein Verhalten grundlegend: „Bloß nicht auffallen!“ So hieß danach die wichtigste und daher einzige Devise. Jahrelang habe ich mich versteckt und verbogen. Und ausgerechnet in dieser vollkommen schrägen Situation, hier in meinem Gefängnis scheint es damit einmal vorbei zu sein!

„Frühstück. Setz dich auf dein Bett und beweg dich nicht. Jemand kommt herein, macht sauber und bringt dir ein neues Tablett.“

Als die Stimme so plötzlich mitten in meine Gedanken fährt, zucke ich unwillkürlich zusammen. Es ist also tatsächlich möglich, zu vergessen, wo man sich befindet, wenn einen eine Aufgabe nur ausreichend fesselt. Das ist gut, finde ich. Ich kann mich also tatsächlich ablenken. Die Papierbögen sind fast vollständig in winzigen Zeilen vollgeschrieben, der Bleistift total abgenutzt. Ich presse die Bögen schützend an mich, als ich der Aufforderung aus dem Lautsprecher folge. Die Tür zu meiner Zelle geht auf.

Aha, man hat die Strategie geändert: Zwei Männer kommen herein. Zu meiner Erleichterung gleicht keiner dem, der mich angefasst hat. Den habe ich bisher nicht mehr zu Gesicht bekommen. Beide Männer tragen einen voluminösen Gehörschutz auf dem Kopf. Ich muss unwillkürlich grinsen, so albern sehen die Mickymäuse auf ihren Ohren aus. Da wirkt nicht einmal die Pistole, die der eine auf mich richtet, wirklich beängstigend. Der andere räumt die Trümmer von der Suppe vom Fußboden, wischt mit einem mitgebrachten feuchten Tuch auf. Dann verlassen die beiden wieder den Raum, aber die Tür, in der ein dritter Bewaffneter

steht, bleibt kurz offen. Deshalb bekomme ich ein kurzes Streitgespräch mit, das irgendwo vor meiner Zelle stattfindet.

Eine hektische Männerstimme mit viel Angst darin keift geradezu: „Ich bin Wissenschaftler. Sie sollten wissen, dass Mathematiker nicht dazu neigen, unkalkulierbare Risiken einzugehen! Die ist ja schlimmer als ein Zitteraal! Von der lasse ich mir keinen Knock-out verpassen. Suchen Sie sich jemand anderen, der die untersucht oder mit ihr arbeitet. Da mache ich nicht mit!“

Der Sprecher pflegt einen starken Akzent. Sein Englisch klingt, als hieße seine Muttersprache Spanisch oder Italienisch, wobei Italienisch ja auch in Bereichen Österreichs und der Schweiz gesprochen wird.

Eine ärgerliche zweite Stimme erwidert auf Englisch leise etwas, das ich nicht ganz verstehe, jedenfalls ist von Zeit die Rede und dass es dauern würde, einen anderen Fachmann kommen zulassen. Dumm, dass Englisch in so vielen Staaten Landessprache ist – die Lautstärke der Unterhaltung, die ich da belausche, reicht einfach nicht aus, um mir ein verlässliches Bild davon zu machen, ob der Sprecher aus den USA, Kanada, Großbritannien oder Australien stammt. Die Lücken im Gespräch geben mir nicht einmal die Chance zu diagnostizieren, ob ich den Sprecher als Muttersprachler einordnen muss oder ob die beiden Personen, denen ich gerade zuhöre, nur deshalb auf Englisch ihre Unterhaltung führen, weil die Sprache ein gemeinsamer Nenner ist, der sich anbietet.

Der Mathematiker lässt sich nicht umstimmen. Er will weg. Ich höre deutlich, wie er laut und deutlich feststellt: „Ich will mit der Aktion hier nichts zu tun haben! Ich reise ab!“

Dann wird mein Frühstück geliefert: zwei belegte Brötchen auf einem Pappteller und zwei von den labbrigen Kunststoffbechern. Ich rieche daran. Tee. Wortlos ziehen sich die beiden Micky Maus-Wächter zurück. Ich rutsche vom Bett herunter und setze mich an meinen Schreibtisch, der dadurch zum Frühstückstisch mutiert. Obwohl ich so hungrig bin, versuche ich, langsam zu essen und mir nichts davon anmerken zu lassen.

Zitteraal. Das ist mal eine ganz neue Bezeichnung für mich, aber der Vergleich gefällt mir. Ich habe jedenfalls unmissverständlich vermittelt, dass ich nicht harmlos bin, auch dann nicht, wenn man mich einsperrt.

Es macht mich ziemlich hilflos, dass meine Gefängniswärter nicht mit mir sprechen. Ich kann es wohl nur so gelassen wie möglich aushalten. Was mich etwas beruhigt, ist der disziplinierte Eindruck, den alle bei mir hinterlassen - abgesehen von dem einen Sanitäter, der mir an die Wäsche wollte. Außerdem wirken die Leute gepflegt, sauber. Die haben allesamt prächtige Zähne. Du lieber Himmel, ist das grotesk: Da sitze ich hinter Schloss und Riegel und mache mir Gedanken über die sauberen Fressbretter meiner Gefängniswärter. Trotzdem: Dass hier niemand bisher aufgetaucht ist, der schwarze Zahnstummel und Lücken im Frontzahnbereich spazieren trägt, finde ich irgendwie positiv. Vielleicht ist es aber auch negativ - irgendwelche Dummbbeutel könnte ich möglicherweise irgendwann austricksen.

Vor Wut über meine Hilflosigkeit dresche ich spontan mit der Faust auf den Tisch. Ich bin nicht einmal in der Lage, mir ein Urteil darüber zu bilden, was mir die sauberen Zahnreihen meiner Entführer zu sagen haben. Na großartig!

Themenwechsel. Wenn ich beim Grübeln nicht weiterkomme, einfach an etwas anderes denken. Etwas eindeutig Positives. Zum Beispiel: Die Campingtoilette funktioniert. Klopapier ist auch da. Nach allem, was man so über Entführungen hört oder liest, muss ja ein Sanitärbereich nicht unbedingt vorhanden sein.

Dann lasse ich den Gesprächsfetzen, den ich vor wenigen Minuten aufgeschnappt habe, ein paar Runden in meinem Kopf drehen. Was da gesprochen wurde, lässt mich die Möglichkeit ausschließen, dass es bei meiner Entführung um einen Fall von Mädchenhandel geht. Zwangsprostituierte haben nichts mit Mathematikern zu tun - außer, ein Kunde wäre Rechenfetischist. Wer Mädchenhändlern in die Hände fällt, wird auch nicht wissenschaftlich untersucht, sondern benutzt. Ich denke, ich kann den Begriff „Menschenhandel“ aus meiner Liste von möglichen Motiven für das Kidnapping streichen.

Mir wird plötzlich klar, ich suche Strohhalme und versuche, ein Boot daraus zu bauen, wenn ich solche Gedankensplitter auf der Positivseite bei der Bilanzierung meiner Situation verbuche. Ob es am Ende ein Rettungsboot wird, an das ich mich klammern kann? Wohl kaum. Und doch halte ich das Sammeln dieser Strohhalme für wichtig - was sonst sollte mir Zuversicht in meiner Situation geben? Eine ordentliche Portion Optimismus kann mir nur nützen.

Besser, ich höre auf zu grübeln. Besser, ich greife mir wieder meinen Stift und beschäftige meine Gedanken mit etwas, das nicht am Ende in lähmende Angst mündet. Also zurück zu dem Versuch, meine Biografie zu schreiben. Kauend und gelegentlich einen Schluck Tee nehmend, schreibe ich weiter:

*Die Tatsache, dass in meiner Umgebung immer wieder merkwürdige Dinge passierten, sorgte auf eine verrückte Weise dafür, dass zwischen meinen Eltern und mir ein besonders inniges und tiefes Verhältnis entstand. Von Babysittern hielt ich nicht viel - ich wollte bei meinen Eltern sein. Möglichst immer. Deshalb bemühte ich mich, dass sich Menschen mit Ausnahme meiner Eltern in meiner Nähe nicht allzu wohl fühlten. Nach dem drastischen Angriff auf Tante Elli ging ich allerdings mit etwas mehr Feingefühl und Raffinesse vor. Spätestens eine halbe Stunde, nachdem irgendwelche Babysitter bei uns daheim aufgetaucht waren, hieß es immer wieder: „Tut mir leid, Frau Jansen, mir ist plötzlich ganz furchtbar schlecht!“ Oder: „Ich fürchte, ich kann nicht bleiben. Ich habe wahnsinnige Kopfschmerzen. Keine Ahnung, wo die auf einmal herkommen.“*

*Aber meine Eltern hatten eine Ahnung. Denen fiel selbstverständlich bald auf, dass Babysitter meist schon innerhalb kürzester Zeit über Kopfweh, Übelkeit oder Bauchschmerzen klagten, nachdem sie die Aufsicht über mich übernommen hatten. Sobald meine Eltern versuchten, einen Besuch ohne mich zu machen, einmal ins Kino zu gehen oder ins Theater, verwandelte sich unser Haus in einen gefährlichen Ort für alle Personen, die nicht direkt zur Familie gehörten! Die Aufpasser*

*flohen. Und meine Eltern saßen da mit mir - frustriert, irritiert, hilflos, misstrauisch.*

*Beim ersten Mal glaubte man noch an Zufall, spätestens beim dritten Mal nicht mehr - und der Dorftelegraf, der nie ruhende Klatsch rundum, sorgte dafür, dass bekannt wurde, dass Merkwürdiges im Hause Jansen vorging.*

Ich stoppe. Aus dem Bleistift ist absolut nichts mehr herauszuholen. Die letzte Seite des Papiervorrates ist ebenfalls vollgekritzelt. Anklagend halte ich beides Richtung Kamera in die Höhe.

„Leg den Stift neben die Tür.“ Ich kann bei der Lautsprecherstimme noch nicht einmal mit Gewissheit erkennen, ob immer dieselbe Person spricht. Da scheint ja eine ganze Truppe von Menschen auf der Seite meiner Entführer am Werk zu sein. Sie liefern prompt: Dieses Mal bekomme ich einen normalen Bleistift und einen ganzen Block. Also weiter:

*Meine Eltern versuchten durchaus, Begegnungen mit anderen Kindern für mich zu ermöglichen und mir zu helfen, Freunde zu finden. Aber wenn ich auf Gleichaltrige traf, verliefen solche Begegnungen, soweit ich mich erinnern kann, nicht wirklich gut, denn dummerweise waren die Erwachsenen für mich immer interessanter. Ich hielt mir Altersgenossen mit ein bisschen Brummen und Summen vom Leib - und legte so sehr erfolgreich den Grundstein zu meiner späteren Einsamkeit.*

*Als ich eineinhalb Jahre alt war und immer noch kein einziges, für andere verständliches Wort sprach, hieß es: „Spätentwickler“.*

*Als ich mit zwei Jahren immer noch summete, machten sich meine Eltern bereits ernsthafte Sorgen. Damals begannen sie, mich von einem Arzt zum nächsten zu schleppen. Aus der Zeit stammt meine tiefe Abneigung gegen weiße Kittel und Praxisräume. Bald war ich mit meinen Eltern in*

jeder Hals-Nasen-Ohren-Arztpraxis in der Nachbarschaft gewesen. Man hatte mir den Mund zunächst mit Überredungskunst und dann mit Gewalt aufgesperrt, in meinen Rachen geleuchtet, mir Blut abgezapft, bis ich mich total ausgelaugt fühlte und immer noch keinen organischen Grund gefunden, weshalb ich nicht sprach. Mein Vater war genervt und enttäuscht; meine Mutter glaubte an mich und war trotzdem enttäuscht.

Schließlich ging es in eine HNO-Klinik. Damals war ich gerade drei geworden. Und ich hatte die Schnauze von diesem Ärztemarathon buchstäblich voll! In der Klinik biss ich entschlossen den ersten Arzt, der seine eklig schmeckenden Gummihandschuhfinger in meinen Mund steckte, derart, dass er blutete. Als der Mann fluchend durch den Untersuchungsraum sprang, schimpfte er vor Schmerz ungebremst los: „Blöde, ungezogene Mistgöre!“

Das war der Augenblick, als mir schlagartig klar wurde, dass ich weder meinen Eltern noch sonst jemandem Ur beibringen konnte. Dass ich meinen Deutsch-Boykott besser aufgeben sollte, wenn ich keine weiteren Gummifinger mehr im Hals ertragen wollte. Dass ich jetzt vielleicht ein für alle Mal Schluss machen konnte mit den schrecklichen Arztbesuchen - und dass Beißen dabei wahrscheinlich nicht der richtige Weg war.

Ein bisschen langsam, aber sehr deutlich artikuliert, weil die Lautbildung dieser Sprache mir noch fremd war, sagte ich zu dem Arzt: „Blö-der Quack-sal-ber! Steck noch ein-mal dei-nen Fin-ger in mei-nen Hals und du hast ei-nen we-niger!“

Meiner Mutter, die mich wie immer bei solchen Untersuchungen auf ihrem Schoß festgehalten hatte, sackten beide Arme kraftlos herab. Mein Vater sah mich derart verblüfft an, als wollten ihm die Augen aus dem Kopf fallen. Ich erinnere mich daran, wie ich vorsichtig vom Schoß meiner Mutter rutschte - der Stuhl, auf dem wir saßen, war schließlich hoch und ich ziemlich klein - und meine Eltern beide bei der Hand nahm.

„Wir ge-hen!“, habe ich mit Nachdruck verkündet. „Und dir, (Dabei stach ich mit meinem Finger in Richtung auf den Arzt, dem das Blut aus seiner zerbissenen Hand tropfte.), dir sa-ge ich: Du hast kei-ne



Ah-nung, Blöd-mann! Du weißt nicht ein-mal an-satz-wei-se, was Sprache ei-gent-lich ist."

Dann habe ich meine Eltern aus dem Zimmer gezogen.

Es hat sich überraschend gut angefühlt, den Widerstand gegen das Sprechen auf Deutsch aufzugeben. Ich war sehr zufrieden mit mir, dass ich mich dazu entschlossen hatte. Sich sprachlich primitiv zu verständigen, fühlte sich besser an, als gar nicht oder nur auf Umwegen zu kommunizieren. Wenn mir das früher klar gewesen wäre, hätte ich nicht so lange auf meinem Schweigen bestanden.

Auf dem Heimweg sagten meine Eltern zunächst kein Wort. Mein Vater fuhr das Auto und konzentrierte sich krampfhaft auf den Verkehr. Meine Mutter begann irgendwann fürchterlich zu schluchzen. Ich war verwirrt. Wenn es mir ein gutes Gefühl bereitete, mit meinen Eltern zu sprechen, dann musste es in ihnen doch wohl auch ein gutes Gefühl hervorrufen, oder? Hatte meine Mutter nicht gegenüber dem Arzt, kurz bevor ich ihn gebissen hatte, behauptet: „Es ist mein sehnlichster Wunsch, dass meine Tochter endlich mit mir spricht!“

Die Beziehung zu meinen Eltern besteht unter anderem aus einer langen Kette von Missverständnissen. So scheint es mir zumindest.

„Mama, warum weinst du so?“, fragte ich deshalb von meinem Kindersitz aus. Schließlich ging ich davon aus, dass sich für meine Mutter gerade ein Herzenswunsch erfüllt hatte. Eine winzige Pause in ihren Schluchzern entstand, wie aus Schreck oder vor Verblüffung.

Mein Vater räusperte sich. „Sie freut sich so. Sie freut sich, dass du sprichst. Sie weint, weil sie sich so freut, deshalb weint sie.“

„Es ist völlig unnötig, dass du dich dauernd wiederholst!“, beschwerte ich mich ungeduldig und stellte erfreut fest, dass das Transponieren von Ur nach Deutsch immer flüssiger und schneller ging, ja, dass selbst meine Zunge anscheinend den Widerstand aufgegeben hatte und die bisher ungewohnten Laute ganz zwanglos formte. „Diese primitive Ausdrucksweise, die ihr beide pflegt, hat mich unter anderem bislang

*davon abgehalten, mit euch Deutsch zu sprechen. Vielleicht reißt ihr euch einmal ein bisschen zusammen!"*

*Mein Vater machte mitten auf der Straße eine Vollbremsung.*



## Kapitel 10: Freitag, 28.4. - 10 Uhr 21

Nachdenklich kaue ich auf meinem Bleistift herum. Die universelle Sprache sprechen zu können und damit einen Grad von Einsicht zu gewinnen, der vielen Forschern lieb wäre und Nobelpreise in Massen wert sein müsste, hat leider überhaupt nichts damit zu tun, Menschen wirklich zu verstehen oder angemessen mit ihnen umgehen zu können. Das ist mehr als nur unangenehm oder lästig; es kann gefährlich werden. Ich muss das wissen, denn weil es sich so verhält, bin ich zum Beispiel beinahe vergewaltigt worden, als ich in die zehnte Klasse ging.

Ich kann nicht mit Menschen umgehen. Ich verstehe sie nicht; sie verstehen mich nicht, was eigentlich kein Wunder ist, denn ich nehme die Welt einfach ganz anders wahr als die Menschen um mich herum.

Ur ist der Segen meines Lebens - und ganz sicher auch sein Fluch. Ich habe nicht darum gebeten, mit der Fähigkeit ausgestattet zu werden, Ur zu sprechen. Vor allen Dingen kann ich diese Begabung nicht loswerden. Es verhält sich mit Ur wie mit dem Lesen: Beherrscht man es einmal, kann man diesen Erkenntnisschritt nie wieder rückgängig machen.

Ich habe als Kind immer wieder frank und frei mit anderen Menschen über Ur gesprochen und feststellen müssen, dass ich damit bei meinen Gesprächspartnern für mich völlig unerwartete Reaktionen hervorrufe: Verwirrung, Zorn, Unverständnis. In seltenen Fällen Bewunderung, aber das meist nur für kurze Zeit. Aber vor allem ernte ich, wenn ich mich über Aspekte meiner Fähigkeiten äußere, bald Misstrauen und Ablehnung. Und ich werde ausgegrenzt.

Am Ende werde ich immer wieder ausgegrenzt.

Selbst die Beziehung zu Ben ist äußerst schwierig. Dabei ist er, was ich wirklich will und was mir wahrlich fehlt. Bei ihm fühle ich mich geborgen. Aber wenn ich zu viel von meiner „urigen Seite“ in unserer Beziehung lebe, weicht auch er aus. Dabei brauche ich seine Liebe mehr als alles andere. Ich seufze angesichts der verworrenen Lage und schreibe:

Meine Eltern waren mit der Situation mindestens so überfordert wie ich. Sie waren hin- und hergerissen zwischen der offensichtlichen Freude darüber, dass ich endlich sprach, und dem Unbehagen angesichts dessen, was ich da so alles von mir gab: Sie hatten es mit einem Kind zu tun, in dessen Nähe es nicht nur unerklärlich oft aus unerfindlichen Gründen brannte, sondern auch mit einem, das wahrscheinlich sprach, wie keine andere Dreijährige es jemals zuvor getan hatte.

In der Zeit, nachdem ich begonnen hatte zu reden, bekam ich immer wieder dieselbe Frage zu hören; mal stellte sie meine Mutter, mal mein Vater, mal Bekannte, Nachbarn oder Verwandte: „Warum hast du bloß bisher nicht gesprochen, wenn du es jetzt auf einmal so wunderbar kannst?“

Ich versuchte meinen Eltern wirklich zu erklären, was es mit Ur auf sich hat: „Ich wollte mich nicht mit euch unterhalten. Ihr benutzt eine furchtbar primitive Sprache. Ich kenne da eine viel bessere - Ur. Diese Sprache wollte ich euch beibringen, aber ihr hattet kein...“

Weiter kam ich meistens nicht, denn dann hieß es: "Sara, das reicht jetzt! Du bist unverschämt. Es gibt dieses Ur nur in deiner Fantasie. Diese Sprache hast du dir einfach ausgedacht. Und jetzt kein Wort mehr davon!"

Sie glaubten mir nicht. Je stärker und verzweifelter ich versuchte, meinem Vater und meiner Mutter zu erklären, dass eine universelle Sprache existiert und wie sie sich anhört beziehungsweise was ihre Verwendung bewirkt, desto größer wurde die Ablehnung meiner Eltern: Die wollten das alles nicht wissen. Es war zu ungewöhnlich, zu verrückt, zu einzigartig.

Manchmal denke ich, Eltern wünschen sich zwar, hochbegabte Kinder zu haben, Nachwuchs, der Außergewöhnliches leistet, aber im Grunde doch Kinder, die gesund sind, die normal sind - was auch immer das heißen mag.

Ur zu sprechen hielten meine Eltern eindeutig für anormal. Sehr sogar. Deshalb wurde die Tatsache, dass ich das konnte, von ihnen von Anfang an konsequent verdrängt, ebenso wie die kleinen Merkwürdigkeiten wie Feuer in meiner Umgebung oder massenhaft auftretendes Ohrenweh.

Vielleicht verhielt es sich auch so: Mama und Papa suchten als gelernte Naturwissenschaftler, als Ärzte, eine naturwissenschaftliche Erklärung für die schwer zu erklärenden Phänomene in meiner Nähe. Eine universelle Sprache gab es einfach nicht in ihrer wissenschaftlichen Welt - und die Vorstellung, es könnte sie geben, schien ihnen so irre, dass sie die schiere Möglichkeit ablehnten und einfach nach anderen Gründen für meine Fähigkeiten suchten.

Bevor ich einen Menschen tötete, erschien schieres Leugnen von Ur in ihren Augen wahrscheinlich als ein erfolgversprechender Ansatz. Etwa so, als würde man einen notorischen Bettnässer nicht tadeln, bis sich das Übel irgendwann auswächst und in Nichts auflöst. Vielleicht haben meine Eltern wirklich genau diese Strategie verfolgt: einfach nicht darüber sprechen, bis das Phänomen verschwindet.

Das ist für mich fast verständlich und nachvollziehbar - aber nachdem ich einen Menschen getötet hatte, konnten wir anscheinend zu unserem, zu meinem Schutz nicht mehr über Ur und alles, was damit zusammenhing, sprechen. Ur ist inzwischen wie ein düsteres Familiengeheimnis unter einer Decke von Schweigen. Dabei hätte es mit all seinen Möglichkeiten das Licht der Familie sein können. Das macht mich manchmal sehr traurig.

„Sara hat eine ganz ungewöhnliche Fantasie!“ So klang nach einiger Zeit die Standarderklärung meiner Mutter, mit der sie meine Ausführungen abwürgte, wenn ich als kleines Kind anfing, anderen Menschen außerhalb unserer Familie zu erklären, weshalb ich so lange beharrlich geschwiegen hatte.

Von Ur wollte niemand etwas hören. Einzigartiges sollte es besser gar nicht geben, denn es ist dermaßen unwahrscheinlich, dass niemand an seine Existenz glauben möchte. Einzigartiges Tun wird als so

exzentrisch wahrgenommen, dass es meist als ziemlich irre eingestuft wird. Und wer will schon ein durchgeknalltes Kind? Meine Eltern offensichtlich nicht.

In der Zeit, nachdem ich meinen Deutschboykott aufgegeben hatte und mit Menschen sprach, habe ich sehr schnell sehr viel lernen müssen. Unter anderem, dass die meisten Menschen es überhaupt nicht leiden können, wenn Antworten auf ihre Fragen ganz anders ausfallen, als ihnen lieb ist beziehungsweise nicht so, wie sie das erwarten.

Zum Beispiel als ich mit meinem Patenonkel Markus einen Ausflug in eine Eisdiele machen durfte, bestellte er einen Eiskaffee.

Dort fragte mich die Bedienung: „Und was möchte das kleine Frollein haben?“

„Ich hätte gern einen adäquaten Gesprächspartner!“, krächte ich begeistert - und war total verblüfft, als der Kellner wutschnaubend abzog, ohne meine Bestellung aufzunehmen. Ich hatte die wahrheitsgemäße Antwort auf die gestellte Frage gegeben! Aber diese Antwort war gänzlich unerwünscht. Onkel Markus bekam einen feuerroten Kopf, entschuldigte sich für mich und dass ich beteuerte: „Er wollte das doch wissen“, machte die Sache auch nicht besser. Es gab kein Eis an diesem Tag. Und wieder einmal blieb ich verwirrt, enttäuscht und zornig angesichts einer unverständlichen Situation: Womit hatte ich das nun wieder verdient?

„Na, Sara? Wie geht´s dir?“, fragte mich in einem anderen Fall, an den ich mich erinnere, freundlich eine Nachbarin, die zum Kaffeetrinken zu meiner Mutter gekommen war.

„Danke, noch fühle ich mich gut. Aber wenn das mit Ihren Blähungen wieder losgeht, wird es hier so fruchtbar stinken, dass mir schlecht wird. Deshalb würde ich jetzt gern in mein Zimmer verschwinden.“ Das war der letzte Besuch, den die Frau bei uns machte und meine Mama, die immer betonte, dass sie Ehrlichkeit für eine Tugend hielt, war stinksauer auf mich, nachdem ich die Frage wahrheitsgemäß beantwortet hatte.

*Wenn ich so in meine Kindheit zurückblicke, sind da eine Menge Wut und Enttäuschung, so als wäre das eine die Mutter des anderen und beide hätten nichts zu tun, außer einander fortwährend zu gebären! Ein Teufelskreis eben.*



## **Kapitel 11: Freitag, 28.4. - 13 Uhr 04**

Der Zimmerservice erscheint jetzt einigermaßen regelmäßig. Ich werde mit Getränken und Essen versorgt. Neue Schreibgeräte gibt es jederzeit. Ich brauche nur meinen Stift hochzuhalten, wenn er abgewetzt ist. Es ist geradezu irre, wie schnell ich mich in dieser aberwitzigen Situation eingerichtet habe. Das Schreiben tut mir gut. Erstaunlich gut. Ich spüre das. Es hilft mir definitiv, gelassen zu bleiben, und hält meine Angst in Schach. Eine Biografie zu verfassen, ist der richtige Ansatz, um hier nicht durchzudrehen! Mit ein bisschen Distanz, fast so als würde ich von jemand anderem erzählen, all das hervorzukramen, an das ich mich erinnern kann - so scheint es am besten zu funktionieren. Einfach der Reihe nach. Erzählen. Beschreiben. Indem ich von Ereignissen berichte, die sich wie Perlen auf einer Schnur brav chronologisch aneinanderreihen, ist es dann plötzlich auch möglich für mich, einmal ganz detailliert zu bewerten. Das muss ich gar nicht unbedingt auf dem Papier tun - indem ich die einzelnen Ereignis-Perlen hervorkrame und in Worte fasse, komme ich automatisch zu einer Einschätzung, was dies und das in meiner Lebensgeschichte für mich bedeutet. Eine erstaunliche Erkenntnis. Wahrscheinlich schreiben genau deshalb so viele Menschen Tagebuch. Das gibt tatsächlich Orientierung. Ist allerdings anstrengend. Wenn ich müde werde, mache ich mich mithilfe von Ur dezent und diskret wieder fit - und greife dann aufs Neue zum Stift:

*In dieser Phase habe ich ziemlich viel Zeit in der Praxis verbracht - in beiden Sprechzimmern standen zuerst Laufställe, später lagen da die Krabbeldecken. Eine Menge Kunden reagierten zunächst sehr irritiert - aber bald begannen gerade die mit besonders neurotischen Viechern darauf zu bestehen, dass ich anwesend sein sollte, wenn ihr Tier auf den Behandlungstisch kam. Der Vorfall mit dem fetten Kater von Frau Schubert hatte sich nämlich ziemlich schnell herumgesprochen.*



Diesen Kater ausgerechnet Kurtchen zu nennen war völlig abwegig. Kurtchen wog fast acht Kilogramm und besaß für eine Hauskatze gigantische Ausmaße. Und das Tier verhielt sich böseartig wie sonst kaum ein Stubentiger.

„Herr Doktor Jansen, Kurtchen ist nicht in bester Stimmung!“, säuselte Frau Schubert, als sie den Katzenkorb eines Tages auf den Tisch im Sprechzimmer wuchtete. Mein Vater zog sich dicke Lederhandschuhe an. Er versuchte diplomatisch wie immer, Frau Schubert aus dem Sprechzimmer zu lotsen, damit er Kurtchen ohne viel Federlesens packen und eine Injektion verpassen konnte, denn eine Impfung stand an. Aber die Frau beharrte darauf, ihr Kurtchen nicht im Stich lassen zu wollen, ja sie bestand sogar darauf, den Kater selbst aus dem Korb zu nehmen. Ein fataler Fehler!

Ich wusste, was kommen würde: Kurtchen kündigte seinen Ausraster mit entsprechendem Fauchen an. Was genau das Fauchen bedeutete, konnte ich nicht verstehen, aber das Timbre voll Wut und Angriffslust ließ sich für mich nicht überhören. Gespannt setzte ich mich auf meiner Decke zurecht. Dass die Erwachsenen scheinbar nicht ahnten, dass Kurt mindestens einen Mord versuchen würde, faszinierte mich. Mein Vater war doch eigentlich ein Fachmann! Ich vertraute ihm. Das würde er schon in den Griff bekommen. Also schwieg ich. Schließlich wurde mir sowieso fast immer der Mund verboten, wenn ich mich mit meinen Ansichten oder Prognosen zu Wort meldete.

Frau Schubert entriegelte den Verschluss des Katzenkorbes. Sie flötete: „Na, mein Schatz?“, da flog ihr der Schatz auch schon um die Ohren. Kurtchen zischte, knurrte und biss, schlug mit sämtlichen Krallen um sich und hinterließ eine aus drei tiefen Wunden am Arm blutende Frau Schubert, bevor er begann, die Praxiseinrichtung zu zerlegen! Wie ein Gummiball schoss der Kater – erstaunlich sportlich für sein Gewicht – zwischen Schränken und Regalen, Tisch und Wänden hin und her. Es klirrte und schepperte, Glas splitterte auf dem Fliesenboden.

„Greta!“, brüllte mein Vater, um meine Mutter zu alarmieren, während er sich hin und her gerissen fühlte zwischen der Notwendigkeit, mich vor dem Trümmerregen zu schützen, die tobende Katze einzufangen und

der hysterisch schrillenden Frau Schubert Druckverbände auf die sprudelnden Wunden zu legen. Meine Mutter kam kreidebleich ins Sprechzimmer gestürzt. Kurt kratzte sie böse am Bein, das die Tür und damit einen Fluchtweg aus seiner persönlichen Katzenhöhle versperrte. Ich musste also doch eingreifen.

Deshalb begann ich, Kurtchens wahren Namen auf Ur zu summen. Die Wirkung war erstaunlich: Kurt plumpste förmlich aus dem Regal, dessen Borde er gerade begonnen hatte abzuräumen. Sein Haar glättete sich von borstig nach seidig und sein Fauchen ging in ein seliges Schnurren über. Tiere mögen es, wenn man sie bei ihren wirklichen Namen ruft. Es gibt ihnen anscheinend ein Gefühl tiefer Zufriedenheit und Sicherheit. Mein Vater nahm mich behutsam in die Arme, um mich aus den Glastrümmern am Boden zu ziehen.

Mit einem Blick fragte mich meine Mutter, ob es sicher sei, den Kater wieder in seinen Korb zu sperren. Ohne das Summen zu unterbrechen, nickte ich. Ganz Profi nahm meine Mutter Kurtchen beim Nackenfell, bugsierte ihn ohne Gegenwehr in den Korb und war sogar so abgebrüht, ihm noch die fällige Impfung zu verpassen, weil die Spritze gerade griffbereit neben dem Katzenkorb auf dem Behandlungstisch lag. Kurt blieb ruhig. Sorgfältig verriegelte meine Mutter die Tür des Transportbehälters. Nur Frau Schubert kreischte noch immer hysterisch, was dem ganzen Vorgang einen geradezu irrwitzigen Hintergrund gab.

Dann sagte mein Vater etwas Unerhörtes. Er, der bis dahin meine ungewöhnlichen Fähigkeiten beharrlich versucht hatte zu ignorieren, so als würde das, was ihn da so irritierte, dann vielleicht verschwinden, mein Vater flüsterte mir ins Ohr: „Kannst du die alte Schachtel“ – er zeigt mit dem Kinn auf Frau Schubert – „auch irgendwie ruhigstellen?“

„Sicher, Papa!“, erwiderte ich und summete danach für Frau Schubert.

Merkwürdigerweise habe ich nie versucht, die tierische Kundschaft meiner Eltern zu heilen – ganz klar, das war Mamas und Papas Aufgabe. Ich bin nicht einmal auf die Idee gekommen, das zu versuchen. Kann

*sein, dass mir diese Arbeit anfangs einfach zu komplex erschien; es ist schließlich immer leichter, zu stören als zu ordnen, zu zerstören als aufzubauen. Jedenfalls war es längst eine feste Gewohnheit, dass ich mich nur in einem ganz bestimmten Rahmen einmischte, als ich gezielt hätte heilen können.*

Noch einmal lese ich die letzten Zeilen durch, die ich notiert habe, und komme darüber ins Nachdenken: Ich bin dazu in der Lage, Einfluss auf Menschen und Tiere zu nehmen. Nach diesem Vorfall in der Praxis konnte es vorkommen, dass mein Vater mich ins Sprechzimmer bat, wenn er wusste, dass ein besonders nervöser tierischer (oder menschlicher) Patient kam. Wenn mein Papa, dessen Spezialität die Behandlung von Reptilien war, bei Schildkröten verzweifeln wollte, die sich so tief wie möglich in ihren Panzer verkrümelten hatten, dann musste ich ran. Solange die Schildkröten stumm blieben, blieb ich ziemlich hilflos, aber die Viecher zischten fast jedes Mal, wenn mein Vater seinen nächsten Untersuchungsanlauf startete. Und dann hatte ich meistens, was ich brauchte: ihren Namen. Ein bisschen Summen und das Reptil lag entspannt mit ausgefahrenen Gliedmaßen vor uns. Obwohl mein Papa mich ganz bewusst im vollen Vertrauen auf meine Fähigkeiten einsetzte, fragte er mich nie, wie ich das, was ich da veranstaltete, bewirken konnte. Er wollte es offenbar nicht wissen.

Meine Mutter dagegen vermied es völlig, mich in dieser Art überhaupt zu nutzen. Hatte sie einfach früher als mein Vater begriffen, dass das, was wie ein Taschenspielertrick in der Praxis nützlich war, ein weites, durchaus beängstigendes Betätigungsfeld bei Menschen finden konnte, wenn ich einmal alt genug sein sollte, den Nutzen für mich und meine potenzielle Macht dadurch zu erkennen?

Ich bin sicher, dass meine Mutter weiß, dass ich den Kinderpsychologen ermordet habe. Und solch ein Wissen stellt eine gewaltige Belastung für die Beziehung zwischen Müttern und Töchtern dar.

Ben ist sogar schon nach unserer ersten gemeinsamen Nacht klar geworden, dass ich ihn beeinflussen kann. Ich wäre beispielsweise in der Lage, mich für ihn unwiderstehlich schön zu machen, unwiderstehlich anziehend. Das könnte ich bei jedem Menschen, der mich hören oder den ich berühren kann, bewirken: singend wie die Loreley.

Wer traut sich zu lieben, wenn er weiß, dass die eigenen Gefühle durch die geliebte Person manipuliert werden können?

Ben traut sich, auch wenn es manchmal Probleme deswegen zwischen uns gibt. Deshalb werde ich kämpfen, um hier heil heraus zu kommen. Für Ben, für uns lohnt sich mein Einsatz!

Als ich so weit gekommen bin in meinen Gedanken, fühle ich mich getröstet und irgendwie geborgen. Deshalb rolle ich mich endlich auf dem Bett rund um meine beschriebenen Blätter zusammen und schlafe ein.



## Kapitel 12: Freitag, 28.4. - 18 Uhr 34

„Sara? Es ist jetzt Zeit fürs Abendessen.“

Schlaftrunken fahre ich hoch, murmele im Erwachen: „In Ordnung. Ihr könnt reinkommen. Bin wach.“

Dann schlage ich mir mit der Hand unwillkürlich auf den Mund. Ich habe es schon wieder getan: gesprochen. Ich warte förmlich auf einen scharfen Anschneider aus dem Lautsprecher - aber der bleibt aus. Stattdessen kommen nach einer knappen Minute, die sich endlos zieht, weil ich so angespannt warte, wieder zwei Mann mit Gehörschutz in die Zelle. Ich staune: keine Pistole mehr. Bei dem Kästchen, das der eine Wachmann festhält, kann ich nur vermuten, dass es sich um einen Elektroschocker handelt. So ein Ding habe ich schon im Film gesehen. Der andere scheint unbewaffnet und serviert etwas, das wohl am ehesten eine Currywurst aus der Mikrowelle sein könnte. Ich mag solchen Fertigfraß nicht besonders und seufze unwillkürlich. Sofort ruckt das Elektroschockgerät etwas auf mich zu. Ich hebe beschwichtigend die Hände, um anzuzeigen, dass ich nichts Böses im Sinn habe. Himmel, sind die vorsichtig und aufmerksam! Aber nichts weiter geschieht; die beiden Wachen ziehen sich lediglich schweigend zurück.

Nachdem ich mit einigem Widerwillen mein Menü aus Currywurst, fertigem Krautsalat und einem Pudding im Becher verzehrt und mit Mineralwasser hinuntergespült habe, lasse ich den Esstisch wieder zum Schreibtisch werden. Es ist Zeit, dass ich mich einmal mit meinem grässlichen Einstieg in den Kindergarten befasse:

*„Sara, du wirst demnächst in einen Kindergarten gehen. Dort kannst du den ganzen Tag spielen. Du wirst endlich andere Kinder kennenlernen. Das gefällt dir bestimmt“, erklärte meine Mutter mir in dem Sommer, kurz bevor ich vier wurde.*

*Begeistert war ich nicht. Erwachsene konnte ich meistens durch ein Gespräch dazu bringen, dass die Dinge ungefähr so liefen, wie ich es wollte. Erwachsene waren Argumenten zugänglich. Kinder nicht.*

Gleichaltrige fand ich anstrengend - mit denen konnte man nicht reden. Die machten, was sie wollten. Und dann befand sich da auch immer dieser versteckte Vorwurf in dem, was meine Mutter mir gesagt hatte: „Dort wirst du endlich andere Kinder kennenlernen.“

Das hatte ich schon in vielen Varianten gehört. Manchmal bekam ich als Kind wirklich den Eindruck, meine Eltern wollten mich abschieben. Ich suchte bedingungslos ihre Nähe und die suchten den Babysitter, der endlich nicht nach einer halben Stunde schlappmachte oder kleine Freunde, die mich beschäftigen sollten. Ich wurde misstrauisch, was ihre Motive anging und klammerte mich umso stärker an sie, je mehr sie versuchten, mich von zuhause loszueisen. Unterschwellig klang bei diesem ‚Dort-wirst-du-endlich-andere-Kinder-kennenlernen‘ immer mit: „Bemüh dich. Es ist deine Schuld, dass du keine Freunde hast. Und das ist ein Fehler. Dein Fehler.“

Das Sprachproblem existierte ja nicht mehr, nachdem ich fast vier Jahre alt geworden war - ich redete mit den Leuten um mich herum, und zwar oft mehr, als meinen Eltern lieb war.

Der St. Antonius-Kindergarten war der Nächstgelegene in Neurath. Als das neue Kindergartenjahr begann, bekam ich einen wunderbaren kleinen Rucksack für mein Frühstück und meine Eltern und ich machten uns auf in die Antonius-Kirche. Nach den Sommerferien und zu Beginn des neuen Kindergartenjahres wurde dort als Einstieg für die Neuen immer eine Kindermesse gefeiert. Der Pastor, ein kugelrunder Mann, gab sich nett und machte alles sehr kindgerecht. Besorgt flüsterte mein Vater mir zu, als er sah, dass meine Mine sich angesichts der Fünf-Wort-Sätzchen des Mannes am Altar verfinsterte: „Halt die Klappe! Wehe du meckerst, weil er sich primitiv ausdrückt!“

Da verkündete der Pastor: „Ich lese jetzt etwas vor. Ich lese aus der Bibel. Das tun wir hier immer. Die Bibel erzählt Geschichten von Gott. Zu jedem Tag im Jahr gehört eine Geschichte.“ Und er begann das Tagesevangelium zu lesen: „Am Anfang war das Wort ...“

Was er sagte, traf mich fast wie ein Schlag! Äußerst aufmerksam und bolzengerade saß ich plötzlich in meiner Bank. Bei dem, was der Mann vortrug, handelte es sich zwar nicht direkt um Ur, aber ich hatte noch nie Menschen etwas sagen hören, das sich überhaupt mit Ur befasste oder Ur besser beschrieb. Ich war also doch nicht allein auf der Welt mit dieser Sprache! Die Erleichterung angesichts der Erkenntnis fühlte sich überwältigend an!

„Er spricht über Ur, er spricht tatsächlich über Ur!“, brach es halblaut aus mir heraus.

In diesem Augenblick verlor meine Mutter die Nerven, und der nächste Schlag traf mich: Eine schallende Ohrfeige knallte mitten in mein Gesicht.

„Ich will nichts, nie wieder irgendetwas über dieses verdammte Ur hören!“, zischte meine Mutter.

Ihr war wohl von vornherein klar, dass es Probleme geben würde, wenn ich mit dem Eintritt in den Kindergarten sozusagen auf eine gewisse Öffentlichkeit treffen würde. Bisher hatten meine Eltern mich und meine kleinen und großen Merkwürdigkeiten vor anderen Menschen ziemlich effektiv abgeschirmt. Wie sehr und wie effektiv sie das geschafft hatten, wurde mir leider nur allzu bald klar. Ein bisschen an Informationen über den Einfluss, den ich auf Tiere ausüben konnte, war natürlich durch den Vorfall mit Frau Schubert in der Praxis nach außen durchgesickert. Und die angeschlagenen Babysitter hatten auch für Gerüchte gesorgt. In einem Kaff wie Neurath mit nur ein paar tausend Einwohnern machten solche Geschichten blitzschnell die Runde.

Meine Mutter hielt mir eine lange Rede vor meinem ersten Tag in der neuen Umgebung: „Sara, du gehst ab morgen in den Kindergarten. Das ist gut so. Du wirst ja älter und alle Kinder besuchen einen Kindergarten. Aber du musst mir ein paar Dinge versprechen! Ich will nicht hören, dass es in deinem Kindergarten gebrannt hat, wenn ich dich abhole. Ich will auf keinen Fall hören, dass jemand sich die

Zehen verbrannt hat - oder irgendetwas anderes. Im Kindergarten brennt es nicht!"

„Wie kann sie sich da so sicher sein?“, fragte ich mich. „Der Blitz könnte doch einschlagen.“ Aber ich hatte sie eigentlich schon verstanden. Sie fasste es zwar nicht direkt in Worte, aber sie wollte, dass ich auf keinen Fall irgendwo zündelte.

„Sprich nicht über Ur. Auf gar keinen Fall. Sonst landest du sofort bei irgendwelchen Ärzten!“, fuhr Mama eindringlich fort. Das bedeutete für mich eine echte Drohung. Ich würde mich deshalb an ihren Rat halten.

„Du musst Geduld mit den anderen Kindern haben und wahrscheinlich auch mit deinen Erziehern.“

Ich lächelte leise. Das kannte ich doch alles längst - schließlich musste ich für meine Eltern auch unendlich viel Geduld aufbringen.

Dann kam das Wichtigste: „Wenn die im Kindergarten merken, dass du anders bist, werden sie dich ausstoßen - die Kinder, ihre Eltern, die Erzieher. Ich möchte dir das ersparen, denn das ist eine schreckliche Erfahrung. Aber ich kann und ich will dich nicht zuhause einsperren. Du musst dein eigenes Leben leben. Du musst mit anderen Menschen umgehen lernen. Vor dem Leben kann ich dich nicht schützen. Sara, gib nicht preis, dass du anders bist!“

Sie hatte recht. Sie hatte vollkommen recht. Aber mit vier Jahren habe ich das natürlich nicht begriffen. Ich konnte mich zwar ungewöhnlich gut ausdrücken für mein Alter, aber deshalb besaß ich doch keinen anderen Erfahrungshorizont als andere Kinder. Denen war ich sicher eher unterlegen, was das Geschick im Umgang mit den lieben Mitmenschen anging.

Der Ärger ging pünktlich am ersten Tag nach nur etwa fünf Minuten los. Bevor die Kinder der blauen Gruppe alle eingetrudelt waren, durften



wir morgens frei spielen, wie es hieß. Meine Gruppenleiterin Lili erklärte mir, was damit gemeint war. Zunächst war ich begeistert: So viele Spielsachen in Reichweite, die neu für mich waren! Ich entschied mich für ein Puzzle. Gerade hatte ich ein Motiv gewählt, da trat Carola Suttner in mein Leben.

Carola Suttner war pummelig und ungeschickt mit ihren kleinen Wurstfingern. Und sie war eine fiese Petze - wenn es einmal schwierig wurde, rannte sie sofort zu den Erzieherinnen und jammerte über die bösen anderen Kinder, bis alles nach ihren Wünschen lief. Entsprechend war sie nicht beliebt und man ließ sie das spüren. Carola suchte deshalb jede Gelegenheit, an ein Erfolgserlebnis zu kommen, um einmal die Überlegene zu sein, um kurze Augenblicke von Macht zu erleben.

Das wusste ich alles nicht, als sie mir das ausgewählte Puzzle hinter Lillis Rücken einfach wegnahm. "Das kriegst du nicht. Hau ab!", maulte Carola, als sie das Puzzle an sich riss - und ihr Ton erzählte mir eine Menge über sie.

So dick Carola war, so langsam reagierte sie auch. Es fiel mir leicht, ihr das Puzzle wieder wegzunehmen, obwohl ich kleiner war. Sie schubste mich deshalb. Ich flog gegen ein Regal, fühlte mich eher verblüfft als erschrocken. Carola setzte nach. Noch einmal schubste sie mich.

Da begann ich, ernsthaft böse zu werden. "Lass mich in Ruhe und gib mir das Puzzle zurück. Sofort! Sonst wird es dir leidtun!", drohte ich ihr leise.

„Blöder Zwerg“, lautete die verächtliche Antwort.

Keine zwei Minuten später stank Carola fürchterlich. Sie stand in einer kleinen Lache, der Hosenboden ihrer ausgebeulten Leggings herabgesunken und bräunlich verfärbt. Unser kurzer, aber heftiger Streit war unbemerkt geblieben, der Geruch jedoch alarmierte sofort unsere Gruppenleiterin Lili.

„Um Himmels willen Carola, wie konnte das denn passieren?“, wunderte sie sich, als sie Carola bei der Hand nahm und in einen der Waschräume führte.

*„Die doofe Neue hat das gemacht. Die hat mir erst mein Puzzle weggenommen und dann hat sie gemacht, dass ich muss“, plärrte Carola.*



## Kapitel 13: Freitag, 28.4. - 20 Uhr 17

Ich lasse mein Handgelenk kreisen, um es zu lockern. Tja, Carola hatte völlig recht, aber zum Glück glaubte ihr damals keiner: Ich kann wirklich in die körperlichen und geistigen Funktionen eines Menschen eingreifen. Carola habe ich bei unserer ersten Konfrontation einfach Angst empfinden lassen, bis sie buchstäblich die Hosen voll hatte. Ich könnte aber auch einen regelrechten Durchfall oder eine Inkontinenz bewirken - mittlerweile. Dass ich meine Fähigkeiten so weit entwickelt habe, andere Menschen erfolgreich zu beeinflussen, brauchte lange Übung und Experimente am lebenden Objekt. Da bot sich die Tierarztpraxis meiner Eltern als Spielwiese wirklich an.

Was die universelle Sprache mit diesen Fähigkeiten zu tun hat? Diese Frage fasziniert auch Ben. Dabei studiert er doch Physik! Er hätte es wissen müssen. Er hätte es wissen können. Das hängt mit Schwingungen zusammen. Platt und einfach gesagt: Alles, was existiert, schwingt. Ur bezeichnet und erklärt alles, was es gibt und ich beherrsche die richtigen Vokabeln für alles und jedes - ja selbst für Dinge, die wahrscheinlich außerhalb unserer Galaxis liegen.

Ur ist reine Schwingung. Diese Schwingung verändert sich, zum Beispiel, wenn sie auf Hindernisse trifft. Außerdem haben diese Barrieren ihrerseits Schwingungen. So verschiebt ein Hindernis, egal welcher Art, die ursprüngliche Schwingung, indem ihre Amplitude gedämpft oder verstärkt wird und sich die Frequenz der Schwingung verändert. Natürlich habe ich das als Kind nicht gewusst. Aber das hat mich nicht daran gehindert, Ur zu meinen Zwecken einzusetzen. Ich muss auch nicht wissen, wie mein Ohr funktioniert, um hören zu können. Ich kann wie eine Fledermaus einen Menschen auf Ur (das er, wenn überhaupt, natürlich höchstens als Summen wahrnimmt,) schallen und erhalte ein Echo, eine Art umfassende Diagnose: Stimmung, Körperfunktionen, Krankheiten, falls vorhanden. Und all das lässt sich natürlich auch beeinflussen, denn letztlich beruht sämtliches Sein ja wiederum auf Schwingungen. Ich kann die Gemütslage, gegebenenfalls krankhafte Prozesse oder Körperfunktionen verändern, indem ich durch

den Schall, den ich erzeuge, deren Schwingungen beeinflusse. Komplex, aber machbar. Und vom Grundprinzip her eigentlich sehr einfach, oder?

Schneidet sich jemand die Pulsadern auf, bin ich allerdings machtlos - so etwas führt auch in meiner Gegenwart zum Tode. Ich könnte höchstens dafür sorgen, dass es nicht wehtut oder dass ein Selbstmörder keine Angst beim Suizid empfindet. Aber ich kann beispielsweise eine Wunde günstig beeinflussen, sodass sie schneller und besser heilt, wenn ich helfen will. Oder ich kann einen Menschen vor Angst zu einem Häufchen Dreck zerfließen lassen.

Die universelle Formel lautet: Ur beschreibt alles, was ist und ist gleichzeitig, was es beschreibt.

Deshalb kann ich via Ur zum Beispiel Feuer machen. Jemanden in namenloser Furcht versinken lassen. Oder mir eine Körbchengröße mehr gönnen. Da gibt es reichlich viele Möglichkeiten!

Mit einem Seufzer ziehe ich den Block wieder zu mir heran, um mit meinen Aufzeichnungen fortzufahren:

*Carola Suttner. Die erste Mobberin in einer langen Reihe.*

*Ich hasse sie auch heute noch. Sogar jetzt, während ich schreibe. Glühend. Manchmal frage ich mich: 'Wie wäre dein Leben verlaufen, wenn nicht am ersten Tag, in den ersten fünf Minuten in deinem Kindergartenleben diese missgünstige, verquere, blöde Kuh auf dich losgegangen wäre? Vielleicht wäre dann vieles ganz anders gekommen?'*

*Die Frage ist müßig, denn ich hatte nicht die Wahl. Sie ist auf mich losgegangen. Und ich habe mich gewehrt. Ich habe mich so gewehrt, wie ich es konnte.*

*Nachdem man sie gewaschen und mit neuen Sachen aus dem Fundus des Kindergartens eingekleidet hatte, nachdem man sie eingehend befragt hatte, wie „das“ denn hatte passieren können, tauchte Carola wieder im Gruppenraum auf. Sie war von Kopf bis Fuß Opfer und ein lebendiger*

Vorwurf, dass es so etwas wie mich überhaupt gab, und klagte mich öffentlich an. Alle Signale in Richtung der Erzieherinnen zeigten überdeutlich: Carola hat Angst vor der bösen, bösen Sara.

Lili beobachtete mich mit Argwohn. Und ich befand mich so in der Defensive, dass ich etwas tat, was ich bis dahin so nie gemacht hatte: Ich summte in die gesamte Gruppe hinein, strahlte aus, dass ich eine liebenswerte, freundliche, gutartige und überaus interessante Person sei.

Und die Empfänger der Signale reagierten entsprechend: „Sara, setz dich neben mich!“

„Willst du mit mir im Kaufladen spielen, Sara?“

„Komm mit, Sara, ich gehe in die Turnhalle. Bitte komm!“

Lili wurde immer misstrauischer. Sie sah wahrscheinlich Carolas stumme Anklage, diese unglaubliche Beliebtheit, die von hier auf jetzt über mich hereinbrach, befand sich auch selber im Sog der Gefühle, die meine Signale bewirkten – aber ihre Erfahrung sagte ihr sicher, dass hier etwas nicht mit rechten Dingen zugging.

Als Carola mittags abgeholt wurde, stürzte sie in Tränen aufgelöst in die Arme ihrer fetten Mutter, die sich wie ein Burgwall unter einem fassungslosen: „Engelchen, was hast du denn?“, um sie schlossen, während die Augen von Frau Suttner schon nach dem Schuldigen für den Tränenausbruch ihrer Tochter fahndeten. Sie war es gewohnt, ihr unbeliebtes Kind zu verteidigen.

In diesem Augenblick brachen neben mir die nächsten zwei Kinder in Tränen aus. „Ich wollte neben Sara sitzen!“, kreischte ein Junge und drosch zwanglos mit einem Bauklotz in der kleinen Faust auf den Schädel eines Rivalen ein.

Lili wusste nicht mehr, wo ihr der Kopf stand: Carola heulte, der getroffene Junge kreischte, Frau Suttner lamentierte und der Bauklotz schlug eine mittelgroße Platzwunde. Andere Erzieherinnen eilten herbei, trennten Streithähne, brachten Frau Suttner und Carola in einen Nebenraum, legten einen Notverband an. Lili packte mich fest

bei der Hand und zog mich einfach nach draußen. Dort setzte sie mich auf einen Tisch und starrte mir, ohne zu blinzeln, eine Weile in die Augen. Ich schwieg, sehr erschrocken angesichts der Vorgänge, die ich irgendwie ausgelöst hatte, ohne es zu beabsichtigen.

„Ich weiß nicht, wie du das gemacht hast, aber da ist heute eine Menge Unruhe in meiner Gruppe gewesen. Und ich bin völlig sicher, dass du die Ursache dafür bist. Unruhe schätze ich nicht! Ich werde dich sehr gut im Auge behalten und dafür sorgen, dass es keine Störungen mehr gibt“, verkündete die neue Herrin meiner Vormittage entschlossen. Ich hörte an ihrem Unterton, dass sie sehr unsicher war, aber auch sehr ärgerlich. Dass Leute mit Wut im Bauch gefährlich werden können, wusste ich. Also schwieg ich weiter. Für mich selber eintreten hatte ich noch nicht gelernt – wo auch? Bei meinen Eltern war das nie nötig gewesen.

Vielleicht hätte ich einfach erzählen sollen, was Carola mit mir gemacht hatte. Vielleicht hätte Lili mir geglaubt. Viel später erst habe ich begriffen, dass immer der sich im Vorteil befindet, der den ersten Vorwurf erhebt. Viel später erst hatte ich begriffen, dass jeder sich bei der Beschreibung eines unangenehmen Vorfalls ausschließlich als Opfer darstellt, seine Rolle als Täter aber auf jeden Fall völlig ignoriert, wenn er sich rechtfertigen muss.

Drei Dinge waren mir am Ende meines ersten Kindergartentages klar: In den Suttners hatte ich künftig ernst zu nehmende Feinde. Lili war gegen mich, denn ich störte die Balance der Gruppe. Es war außerdem keine gute Idee gewesen, Sympathie bei den anderen Kindern zu erzwingen, indem ich ihnen Signale geschickt hatte, die mich unwiderstehlich machten – das hatte Entwicklungen ausgelöst, die mir völlig über den Kopf gewachsen waren. So etwas würde ich nicht noch einmal tun.

Am nächsten Morgen ging das Getuschel schon los: Frau Suttner steckte den Kopf mit der Mutter des Kindes zusammen, das die Platzwunde davongetragen hatte. Beide blickten meinem Papa und mir, als wir in

den Gruppenraum kamen, entgegen, als wären wir eine besonders scheußliche Art von Sondermüll.

Es fühlte sich an wie verhext. Es ging blitzschnell und ich war tatsächlich isoliert - ausgestoßen, ganz so, wie meine Mutter es prophezeit hatte. Keiner wollte mehr mit mir spielen. Im Stuhlkreis blieben die Plätze neben mir am längsten leer; bei Spielen, bei denen es reihum ging, kam ich zuletzt dran. Musste sich jedes Kind einen Partner suchen, blieb ich allein übrig. Die anderen Väter und Mütter machten beim Bringen oder Abholen einen Bogen um meine Eltern, obwohl schon viele ihre Haustiere in unserer Praxis hatten behandeln lassen.

Erschrocken musste ich zur Kenntnis nehmen, dass es sich völlig anders anfühlte, wenn andere Kinder mich ablehnten als umgekehrt: Ich hatte es völlig in Ordnung gefunden, dass mir nichts an deren Gesellschaft lag. Aber jetzt schickten die anderen mich in die Wüste - ich hatte gar nicht die Wahl zu entscheiden, ob ich Kontakt zu ihnen aufnehmen wollte oder nicht. Ich fühlte mich abgewiesen, verletzt, traurig - und vollkommen hilflos, denn auf Ur wollte ich nach den gerade gemachten Erfahrungen die Situation nicht zu meinen Gunsten verändern. Das war ja bei meinem ersten Versuch gründlich schiefgelaufen. Und dummerweise hatte ich keine Ahnung, wie man Freunde gewinnt.

Bei uns zuhause änderte sich die Stimmung. Natürlich fragten sowohl mein Vater wie auch meine Mutter, was denn im Kindergarten vorgefallen sei, aber wie hätte ich das erklären sollen? Das Thema Ur war daheim tabu - auch wenn ich manchmal unauffällig meine Fähigkeiten einsetzen durfte. Mehrmals bekam ich mit, dass meine Eltern das Gespräch mit Lili suchten, um den Grund für die offensichtliche Ausgrenzung zu finden. Dann gab es schließlich ein Gespräch mit der Leiterin des Kindergartens, Frau Hexmann, und meinen Eltern; ich durfte auch dabei sein.

Frau Hexmann hatte sich in ihrem Büro dazu hinter ihrem riesigen Schreibtisch verschanzt und eröffnete die Debatte: „Ich kann Ihnen

versichern, Lili ist eine versierte Kraft und genießt mein vollstes Vertrauen. Sie pflegt einen ausgezeichneten Umgangsstil, was die Kinder angeht und besitzt eine hohe soziale Kompetenz. Was werfen Sie ihr konkret vor?"

Ich hatte meinen Vater zuvor selten so wütend erlebt. Nur mit Mühe konnte er sich davon abhalten, laut zu werden: „Frau Hexmann, ich weiß nicht, was in der blauen Gruppe vorgeht. Sara besucht jetzt seit gut sechs Wochen Ihre Einrichtung. Und sie wird von ihren Altersgenossen konsequent geschnitten, meine Frau und ich werden beim Betreten oder Verlassen des Kindergartens wie Aussätzige behandelt, ja, sogar die Kundschaft in unserer Praxis ändert sich derzeit. Da werde ich doch wohl das Recht haben zu fragen, was hier vor sich geht!“

„Machen Sie sich nicht lächerlich, Herr Jansen!“, unterbrach Frau Hexmann schnippisch. „Was kann ich dafür, wenn Ihnen die Kunden weglaufen? Es wird wohl Gründe dafür geben! Aber die liegen ganz sicher nicht in meinem Kindergarten. Und eine langjährige Mitarbeiterin der von mir geleiteten Einrichtung für Ihre Probleme mit Ihren Mitmenschen beziehungsweise Kunden verantwortlich zu machen, ist ja wohl ein starkes Stück! Es ist Ihnen vielleicht nicht bewusst, aber im Dorf wird schon lange über Ihre Tochter geredet. Sie ein wenig exzentrisch zu nennen, ist wohl noch untertrieben. Das müssen Sie akzeptieren!“

„Wir Jansens sind hier und jetzt fertig mit Ihnen und Ihrer Einrichtung, Frau Hexmann. Das müssen Sie akzeptieren. Eine weitere Auseinandersetzung mit beidem halte ich für zwecklos“, stellte meine Mutter gefährlich ruhig fest und stand auf, bevor mein Vater wieder loslegen konnte. Sie blinzelte mir auf ihre verschwörerische Art zu: „Sara, du darfst dich jetzt von Frau Hexmann verabschieden.“

In ihrem „du darfst“ lag eine Welt von Möglichkeiten. Es mochte zwar sein, dass meine Eltern nicht Ur sprachen, aber wir verständigten uns bisweilen großartig zwischen den Zeilen, weil ich eben auch das hörte, was sie nicht laut sagten. Blitzschnell überlegte ich, was ich Frau Hexmann als bleibende Erinnerung zurücklassen könnte.



*Ein hoher Ton sirrte schließlich durch den Raum. Dann regneten auch schon die Blüten von Frau Hexmanns geliebter Orchidee auf den Schreibtisch. Fassungslos starrte sie darauf.*

*Das letzte Wort riss mein Vater an sich: „In diesem Klima kann nicht mal eine Blume gedeihen. Wir sollten froh sein, hier unsere Zelte abzurechen.“*

Ich reibe mir über den Nacken. Er fühlt sich bretthart an. Diese letzte Episode zu notieren, hat mir wenig Freude bereitet.

Eine Blume schlagartig verwelken zu lassen ist nicht schwierig. Man muss sie mit Frequenzen beschallen, die ihr buchstäblich alle Zellen zerreißen. So eine Orchidee ist zwar ein komplexer Organismus, aber einer von überschaubarer Größe und somit leicht zu zerstören.

Jedes lebende Wesen hat allerdings auch Möglichkeiten der Abwehr, aber zum Beispiel bei Pflanzen kommen diese Verteidigungsmechanismen nur sehr langsam in Gang. Anders ist das bei tierischen beziehungsweise menschlichen Organismen. Ihre Abwehr ist ziemlich flott aufgestellt - deshalb kostet es meist eine Menge Energie, sie mithilfe von Ur anzugreifen beziehungsweise in ihre Lebensvorgänge einzugreifen.

Solange ich klein war, habe ich nicht bemerkt, dass mich meine Spielchen mit Ur Kraft kosteten. Dazu agierte ich wahrscheinlich viel zu ungerichtet. Nachdem ich infolge einer extremen Anwendung von Ur vier Monate lang im Koma gelegen hatte, war mir allerdings nur allzu bewusst, dass ich mit meinen Kräften vorsichtig und sparsam umgehen musste. Immer.

Ben ist heilfroh, dass es mich so viel Kraft kostet, auf andere einzuwirken.

„Sonst tätest du es ja ständig. Du könntest die Weltherrschaft an dich reißen“, witzelte er einmal.

Mit der Weltherrschaft, das wird wohl nichts. Das Chaos in meinem ersten Kindergarten beweist, wie nötig es ist, verantwortungsvoll und überaus vorsichtig meine Gaben einzusetzen - wenn überhaupt.

Nur manchmal hatte ich keine andere Wahl als Ur zu nutzen. So zum Beispiel habe ich Ben kennengelernt. Ich habe ihm das Leben gerettet. Diese völlig verrückten Idioten in der Straßenbahn hätten ihn sonst wahrscheinlich einfach abgestochen!



## **Kapitel 14: Freitag, 28.4. - 21 Uhr 02**

Mein Kopf fährt plötzlich in die Höhe: Was ist das für ein Pfeifton? Zum allerersten Mal kann ich jenseits der Zellentür ein Geräusch wahrnehmen. Zuerst ist es ein ganz dünner Ton, dann wird er kräftiger, etwas tiefer, bleibt aber grundsätzlich hochfrequent und schrill. Was zur Hölle ist das? Das muss draußen ziemlich laut sein, wenn es durch die Dämmung der Tür dringt. Ich springe unwillkürlich auf und stürze zum Ausgang, will mein Ohr daranlegen, um besser hören zu können.

Ein zweites Geräusch ertönt. Es kommt von der Kamera über der Tür: Sie schwenkt, versucht, ganz steil nach unten zu blicken, das Geräusch kommt von dem Motor, der das Stativ bewegt. Die Linse zoomt mit einem leisen Surren - die wollen mich keinen Augenblick aus den Augen lassen.

Ärgerlich über die Störgeräusche von oben presse ich mein Ohr fest an die Türoberfläche, stütze mich dabei mit beiden Händen darauf ab. Das ungewöhnliche Pfeifen hält an - 20 Sekunden, 30 Sekunden lang. Dann falle ich wie ein ertappter Lauscher kopfüber in den Flur, denn die Zellentür wird urplötzlich nach außen aufgerissen. Drei Männer stehen dahinter. Zwei sind bewaffnet und halten Pistolen im Anschlag, die direkt auf mich zielen, obwohl ich harmlos und einigermaßen hilflos auf dem Boden liege. Einer hat lediglich Unterhosen und einen Socken an - mit einer Waffe in der Hand und dem Finger am Abzug wirkt das nicht einmal besonders komisch. Der dritte Mann dreht mir blitzschnell beide Arme auf den Rücken, sodass ich mich nicht mehr regen kann, und schnauzt mich an: „Was wird das?“

„Was wird was?“, kann ich nur völlig verständnislos zurückfragen. Das Schweigegebot ist vergessen, auf beiden Seiten. Ich weiß wirklich nicht, was er meint.

„Was willst du an der Tür? Warum springst du plötzlich auf wie gestochen?“ Die Stimme klingt scheidend. Angst hat der Typ jedenfalls nicht. Wozu auch, wenn zwei Kumpel ihm Feuerschutz geben - da kann ich gar nichts machen. Im Hintergrund höre ich den Pfeifton jetzt laut und deutlich - er hat sich eingependelt und schwankt nur noch geringfügig.

„Was ist das für ein Geräusch?“, frage ich unwillkürlich.

Der Kerl, der meine Arme hält, lacht auf einmal: „Ich habe zuerst gefragt. Also? Warum klebst du auf einmal an der Tür?“ Er hebt mich einfach auf die Füße, lässt aber nicht los und schaut mich eindringlich an, wartet auf Antwort.

Ich bin von dem scheinbar ehrlichen Lachen und der ganzen schrägen Situation so überrumpelt, dass ich völlig offen zugebe: „Ich habe dieses Geräusch gehört. Dieses Pfeifen. Ich wollte an der Tür horchen, um herauszufinden, was das ist.“

Der in der Unterhose erklärt regelrecht gemütlich, aber ohne mich aus dem Visier zu nehmen: „Das ist unser Flötenkessel. Wir kochen Kaffee, wenn du erlaubst. Die Nachtschicht muss sich ja auch irgendwie wachhalten, oder?“

Ein simpler, blödsinniger Flötenkessel! Ich kenne so einen Ton nicht, denn ich benutze einen elektrischen Wasserkocher. Als der Auslöser für das Geräusch benannt ist, scheint förmlich zischend die Spannung aus der ganzen Situation zu entweichen. Mir knicken fast die Knie ein, denn ich bin alles in allem ziemlich erschrocken.

„Möchtest du etwa einen Kaffee? Du hättest einfach über das Mikro fragen können und wir hätten dir einen gebracht“, meint die Unterhose.

Nein, einen Kaffee möchte ich nicht. Ich hatte einen Augenblick lang tatsächlich gedacht, ein Geräusch von der Außenwelt zu hören, im besten Fall ein Rettungskommando. Es kostet mich nach der überraschenden und ernüchternd harmlosen Erklärung für den Ton eine gewaltige Anstrengung, nicht vor Enttäuschung in Tränen auszubrechen. Ich schlucke und blinzle verzweifelt, um meine Gefühle möglichst diskret unter Kontrolle zu bringen. Mein Atem geht stoßweise, obwohl ich das absolut nicht will.

„Möchtest du einen Kaffee?“, fragt jetzt der Mann, der mich festhält noch einmal. Zum ersten Mal kann ich eine Emotion in seiner Stimme wahrnehmen, weil wir direkt miteinander sprechen und ich den Kopf trotz allem frei genug habe, darauf zu achten: Er klingt höflich und - freundlich.

„Ich ... Ich trinke lieber Tee“, murmele ich stockend.

Geradezu behutsam werde ich zurück in die Zelle geschoben, Richtung Bett. Ich setze mich langsam, als sich der Griff um meine Arme lockert.

„Der Tee - jetzt oder zum Frühstück?“, lautet die letzte Frage.

„Nicht jetzt.“

Die Absurdität, dass ich unter diesen Umständen nach meinen Wünschen gefragt werde, schnürt mir förmlich den Hals zu.

Dann schließt sich die Zellentür wieder und ich bin allein.

Was geht hier bloß vor? Die stürzen sich zu dritt bewaffnet auf mich, wenn ich mal an der Tür lausche und fragen dann ganz freundlich, ob ich einen Kaffee möchte! Sind die etwa bekloppt?!

Ruhelos laufe ich schließlich ein paar Runden durch die Zelle. Vorhin war ich noch müde - jetzt fühle ich mich total überdreht. Aber es muss einen ja irre machen, wenn man überhaupt nicht weiß, was gerade mit einem passiert und wenn nichts einen Sinn ergibt!

„Was soll ich bloß tun?“, flüstere ich leiser vor mich hin. Dann sage ich mir erneut, furchtbar hilflos, weil mir einfach nichts anderes einfällt: ‚Ruhig bleiben. Setz dich hin und schreib weiter. Sonst drehst du bald total am Rad und das kann dir am wenigsten helfen.‘



## **Kapitel 15: Freitag, 28.4. – 21 Uhr 08**

*Nach sechs Wochen im Kindergarten hatte ich also die Praxis meiner Eltern, meinen und ihren Ruf nachhaltig geschädigt. Und das alles in einem Dorf, wo es praktisch kein Entrinnen vor dem Klatsch und seinen Folgen gab! In der Praxis ging tatsächlich die Zahl der Konsultationen zurück. Meine Eltern machten sich Sorgen. Und dann wurde auch noch meine Mutter krank. Ich bemerkte, dass etwas nicht stimmte.*

*Meine Eltern hatten immer schon heimlich getuschelt, damit ich gelegentlich nicht mithören konnte, worum es gerade ging. Das Getuschel nahm zu. Es gab reichlich Gründe, weshalb sie sich Sorgen machen konnten: Da war der Krach im Kindergarten, mein absonderliches Sprachtalent, die Tatsache, dass die Zahl der Patienten in der Praxis abnahm. Auf der Stirn meiner Mutter grub sich eine steile Sorgenfalte ein. Da ich jetzt wieder den ganzen Tag daheim war, bemerkte ich die Veränderungen ganz deutlich.*

*Die Routine in der Praxis verwandelte sich – meine Mutter verschwand zu den unmöglichsten Zeiten. Ich hörte immer wieder etwas wie „Termin in der Praxis Mertens“, „Röntgen“, „Ultraschall“, „Gewebetests“ oder Ähnliches. Mein Vater verhielt sich gegenüber meiner Mutter sehr aufmerksam und auffallend hilfsbereit, anders als zuvor.*

*Zu spüren, dass etwas ganz und gar nicht in Ordnung war, nicht einbezogen werden und spekulieren müssen, was das sein könnte, machte mir Angst. In dieser Zeit wurde Furcht mein ständiger Begleiter. Und wie ein kleiner Hund, der neben seinem Herren Angst ausgeführt wird, lief parallel dazu ein ständiges Gefühl von Schuldbewusstsein durch mein Leben: War ich mit meinen Eigenheiten und den Problemen, die sie verursachten, dafür verantwortlich, dass nichts lief, wie es eigentlich laufen sollte?*

*Eines Abends empfand ich die Stimmung zuhause als unglaublich gedrückt. Meine Eltern hatten mir nicht erklärt, weshalb das so sein*

könnte. Ich wurde wie immer zu Bett gebracht, aber nach einem kurzen unruhigen Schlaf, wachte ich wieder auf: Ich hörte eine Stimme, die mir völlig fremd schien, schluchzen!

Deshalb krabbelte ich neugierig und ein bisschen besorgt aus meinem Bett, tappte barfuß auf den Flur. Es war dort nicht ganz dunkel, denn im Erdgeschoss, in unserem Wohnzimmer brannte noch Licht. Ich schlich mich zum Treppenhaus, spähte zwischen zwei der oberen Stufen Richtung Wohnzimmer und Sofa: Meine Eltern saßen dort. Meine Mutter weinte, das Schluchzen kam von ihr. So hatte ich sie noch nie weinen hören. Heftig. Hemmungslos. Hoffnungslos und voller Angst. Mein Vater saß ziemlich hilflos dabei, einen Arm um ihre Schultern gelegt und reichte ihr von Zeit zu Zeit ein frisches Taschentuch. Der Haufen zerknüllter Taschentücher wuchs und wuchs.

Was ging da vor?

Ich fühlte mich starr vor Schreck, denn die Töne von unten signalisierten mir höchste Not. Irgendwann wurde das Schluchzen leiser, langsamer. Mein Vater legte schließlich liebevoll beide Arme um meine Mutter. Die Geste wirkte auf mich sehr behütend.

„Vielleicht haben sie sich geirrt“, sagte er leise.

„Geirrt? Ein Arzt vielleicht, aber alle sagen dasselbe. Ich habe Brustkrebs. Es ist eine sehr aggressive Form. Und er hat bereits gestreut“, erwiderte meine Mutter mit einer seltsam rauhen und wie leblosen Stimme. „Man kann es drehen und wenden wie man will. Ich bin sehr krank und meine Prognose ist nicht gut.“

Meine Mutter krank! Warum hatte ich das nicht gemerkt?

Ich konnte dafür sorgen, dass ich selbst völlig gesund blieb. Wenn es in meinem Hals auch nur leicht kratzte, dann wandte ich meine Kräfte gegen die Invasion von Viren oder Bakterien und war das Problem innerhalb kürzester Zeit los.

Konnte meine Mama das etwa nicht?

Natürlich nicht - ich hatte nur noch nie darüber nachgedacht. Schließlich arbeiteten meine Eltern deshalb als Ärzte, weil andere Wesen sich nicht selbst gesund halten konnten.

Was fehlte meiner Mutter? Es musste sich um etwas Schlimmeres handeln als einen Schnupfen, denn meine Eltern wirkten beide vollkommen verzweifelt. Das hatte ich noch nie erlebt.

Ich belauschte sie eine ganze Weile. Eine eisige Angst, die von mir Besitz ergriffen hatte, ließ mich wie gelähmt auf der Treppe sitzen. Bald begann ich zu zittern, denn mir wurde nicht nur von innen her kalt. Als meine Mutter schließlich weit nach Mitternacht aufstand, um zu Bett zu gehen, seufzte sie: „Ich muss es durchstehen, irgendwie muss ich es durchstehen. Ich darf einfach nicht an diesen elenden Tumoren verrecken.“

Ich raffte mich hoch und es gelang mir so gerade eben, unbemerkt in mein Zimmer zu schlüpfen, als schleppende Schritte die Treppe heraufkamen.

Schlafen konnte ich nicht.

Verrecken. Das war ein Synonym für Sterben, ein besonders hässliches Synonym. Leider verstand ich nur zu gut, was damit gesagt worden war: Meine Mutter schwebte in Gefahr, langsam und qualvoll zu sterben. Ich war starr vor Entsetzen.

Meinen Eltern durfte nichts passieren. Sie standen wie ein Schutzwall zwischen einer Welt, die mich nicht verstand, und mir.

Meine Eltern verstanden mich zwar auch nicht wirklich, aber sie waren doch immerhin auf meiner Seite. Es gab viele liebevolle Beweise dafür: die Art wie sie mich in den Arm nahmen, wenn ich ins Bett gebracht wurde. Die Art wie sie mich ernst nach meiner Meinung fragten. Kleine Geschenke und Aufmerksamkeiten. Vor allem die Art, wie sie mich vor dem mangelnden Verständnis meiner Umwelt beschützten.



Als es im Zimmer meiner Eltern ganz ruhig geworden war, stand ich erneut auf und schlich hinüber zu ihnen. Meine Zimmertür stand offen, ihre ebenfalls; das war immer so, denn sie wollten mich hören für den Fall, dass ich sie rufen sollte. Meine Eltern kamen selten in mein Zimmer, wenn ich schon schlief, denn dann wurde ich stets wach.

Im Schlaf summe ich offenbar ständig vor mich hin. Unter anderem führt das wohl dazu, dass ich meine Umgebung wie mit einem Sonar abtaste. Wenn jemand in meine Nähe kommt, solange ich schlafe, spüre ich es sofort und werde dann wach. (Nur Ben ist eine absolute Ausnahme. Ihn erfasst mein Schlafradar nicht.) Eltern sind meist heilfroh, wenn ihre kleinen Kinder endlich einschlummern - deshalb hatten sich meine einfach abgewöhnt, spät noch einmal in mein Zimmer zu kommen; sie wollten mich nicht unnötig wecken. Sonst hätten sie an diesem Abend wohl gemerkt, dass ich noch wach lag.

Ich schlich neben das Bett meiner Mutter. Sie schlief erschöpft, nachdem sie so lange geweint hatte. Mein Vater schnarchte laut und deutlich. Ganz, ganz leise begann ich meine Mama zu untersuchen, fragte ihren Körper auf Ur, was ihm fehlte, schallte und machte mir aus den Echos ein Bild davon, was da so fürchterlich aus dem Gleichgewicht geraten sein mochte.

Es erschreckte mich zutiefst, wie wenig Lebenskraft ich in ihr dabei aufspüren konnte. Sie war in der Tat sehr, sehr krank. Ich hatte wahrscheinlich nur deshalb bisher nichts davon gemerkt, weil ich einfach die Symptome nicht wahrhaben wollte. Denn wer möchte schon sehen, dass eine Bresche in seine Sicherheit bedeutende Burg geschlagen worden ist? Außerdem haben meine Eltern es mir bereits sehr früh verboten, sie zu schallen. Und ich habe dieses Verbot akzeptiert. Aber in dieser Situation akzeptierte ich es nicht mehr.

An vielen Stellen in Mamas Körper befanden sich Störungen, wuchernde Feinde.

*Meiner Mutter durfte aber doch nichts geschehen! Ich brauchte sie und ich liebte sie.*

*Ich spürte die Feinde ihres Körpers, die auch meine Feinde waren, auf - einen nach dem anderen. Und ich tötete sie. Einen nach dem anderen.*



## **Kapitel 16: Samstag, 29.4. – 0 Uhr 16**

*Ich war in meinem Leben noch nie krank.*

*Kein Wunder. Ständig frage ich auf Ur in mich hinein, ob ich mich im Gleichgewicht befinde – das ist für mich so selbstverständlich wie Atmen; das ist nichts, was ich steuern müsste oder könnte. Es passiert einfach. Und wenn ich nicht in Balance bin, dann korrigiere ich. Ich kann Störungen aufspüren anhand der Echos, die meine Untersuchungen erzeugen. Ich kann Störungen zerstören. Das tue ich übrigens in Bezug auf meine eigene Gesundheit wahrscheinlich im Schlaf. Ich weiß es, weil Ben mir gesagt hat, dass ich nachts beständig vor mich hin summe, dass er aber nie das Gefühl hat, dass dieses Summen ihn irgendwie beeinflusst.*

*Vielleicht ist das auch der Grund, weshalb ich nicht träume: Ich beschäftige mich mit anderen Dingen, als mir Welten neben der Wirklichkeit vorzustellen.*

*Mit der eigenwilligen Diagnostik, die Ur möglich macht, habe ich die Krebszellen im Körper meiner Mutter aufgespürt: die größeren Tumore, die wachsenden Zellhaufen, ja sogar die einzelnen Zellen, die in ihrem Körper flotierten. Es handelte sich um eine wahnsinnig komplexe Aufgabe – und eine sehr anstrengende dazu. Ich war entschlossen, sie zu Ende zu bringen. Offensichtlich habe ich das auch geschafft. Aber es kostet eine unglaubliche Energie, so gründlich auf einen fremden Organismus einzuwirken. Das war mir nicht klar, als ich mein Vorhaben begann.*

*„Du kannst die Welt nicht retten?“, hat Ben gestaunt, als ich ihm davon erzählt habe.*

*„Nein“, habe ich erklärt. „Ich muss mir sogar ganz genau überlegen, ob ich einen einzelnen Menschen rette, denn das kann mich das Leben kosten.“*

*Ich behandelte meine Mutter so lange, bis ich nichts mehr von mir wusste. Fast vier Monate lag ich danach im Koma.*

*Alles, was ich über die Zeit nach Mamas Heilung weiß, haben mir meine Eltern erzählt: Sie fanden mich erst am frühen Morgen neben dem Ehebett liegend. Ich atmete angeblich nur noch unregelmäßig. Mein Herzschlag soll immer wieder ausgesetzt haben. Der Schreck muss fürchterlich für meine Eltern gewesen sein. Sie riefen sofort einen Rettungswagen und ich wurde in die Uniklinik gebracht.*

*Mein Zustand gab den Ärzten Rätsel auf. Die ersten Untersuchungen zeigten, dass ich buchstäblich ausgebrannt war und über keinerlei Energiereserven mehr im Körper verfügte. Unterzuckerung sei eine gelinde Untertreibung für meinen Zustand, stellte ein Arzt fest.*

*Meine Eltern wurden sogar regelrecht verhört, ob sie mich hatten hungern lassen! Zum Glück waren wir einen Tag vor dem unseligen Vorfall noch gemeinsam in Neurath Pizza essen. Und ich habe Pizza schon immer geliebt! Außerdem gab es genug Zeugen, die beteuerten, dass ich völlig normal gegessen und ausgesehen hätte. Der Verdacht, dass ich ein Opfer von Vernachlässigung oder etwas Ähnlichem seitens meiner Eltern war, verflüchtigte sich also zum Glück schnell. Mein Fall allerdings blieb rätselhaft.*

*Tagelang bekam ich Infusionen mit Traubenzucker sowie Vitamin- und Mineralstoffcocktails. Akute Lebensgefahr bestand nach einer Woche nicht mehr, doch ich wurde auch nicht wieder wach.*

*In dieser Zeit befand ich mich mit meinen Gedanken „drüben“. Ich hörte Stimmen aus einer anderen Welt, einer Welt jenseits der mir bekannten. Diese Stimmen klangen sehr verlockend. Sie sprachen Ur. Es wäre so einfach gewesen, sich hinübergleiten zu lassen, zu ihnen. Es wäre so tröstlich gewesen, endlich nicht mehr bloß eine Absonderlichkeit in meiner Umgebung zu sein!*

*Verständnis finden - das wäre so schön gewesen!*

*Ich hörte, was die Stimmen sagten, begriff aber meist nicht, worüber sie sprachen. Wenn ein Kind einen Vortrag von Astrophysikern verfolgt,*

hört es auch, was gesagt wird, versteht aber nicht, worum es tatsächlich geht. So erging es mir mit dem überwiegenden Teil dessen, was diese Stimmen von drüben sprachen.

Dass ich nach vier Monaten Wandern auf der Grenze zwischen zwei Welten wieder auf die Erde zurückkehrte, ist wahrscheinlich am besten mit meiner Neugier zu erklären: Ich wollte wissen, wie es meiner Mutter ging. Ich wollte wissen, ob sich mein totaler Einsatz gelohnt hatte.

Und natürlich kam ich aus Liebe zurück, denn meine Eltern lieben mich und ich liebe sie. Das band mich ans Leben.

Es war schwierig, die Augen zu öffnen, als ich die Stimme meiner Mutter einmal wieder hörte. Das Licht biss mir regelrecht in den Kopf! Sie hielt meine Hand und bemerkte zunächst gar nicht, dass ich sie ansah. Sie erzählte mit ruhiger Stimme aus dem Alltag in Neurath, aus der Praxis und was Kurtchen letztthin wieder angestellt hatte. Als ich versucht hatte, meine Mutter zu heilen, war sie hellblond gewesen. Jetzt schimmerten ihre Haare grau.

„Wieso hast du deine Haare gefärbt?“, wollte ich deshalb wissen, als sie eine kleine Pause in ihrem Monolog einlegte.

Das ist nicht die Frage, mit der man nach einigen Monaten im Koma wieder Kontakt mit seiner Umgebung aufnehmen sollte. Das wurde mir ziemlich schnell klar. Meine Mutter stammelte nämlich als Antwort zunächst nur zusammenhangloses Zeug. Eine Krankenschwester kam herbei, als sie uns hörte. Die Krankenschwester alarmierte den diensthabenden Arzt, der den Oberarzt. In Nullkommanichts wimmelte es im Zimmer voll aufgeregter weißer Kittel.

Menschen, die sich von allen Seiten über ein Krankenbett beugen, geben kein beruhigendes Bild ab, die haben eher etwas von Geiern, die sich interessiert ihrer nächsten Mahlzeit widmen wollen.

„Mama, schaff das Kittelpack hier raus!“, krächzte ich und stellte verblüfft fest, dass schon das bisschen Sprechen mich anstrengte. Ich weiß nicht, wie meine Mutter es schaffte, die Ärzte und Schwestern aus dem Zimmer zu lotsen, aber schließlich waren wir allein. Sehr sanft nahm sie mit ihrer Rechten meine Hand, hielt sie fest und strich mir mit ihrer Linken über das Haar.

„Du bist wieder da“, stellte sie mit tränennassen Wangen fest. „Ich bin so froh!“ Ich hörte, dass sie es von Grund auf ehrlich meinte.

Weil Sprechen mich so unglaublich anstrengte, zeigte ich nur auf ihre Haare und zog fragend die Augenbrauen hoch.

„Ach das“, meinte sie und machte eine wegwerfende Handbewegung. „Die sind einfach grau geworden. War wohl ein bisschen viel in letzter Zeit. Papa meint, er findet graue Haare schick.“ Sie lächelte, auf eine ganz andere Art als früher: milder und irgendwie - müder.

Mein Vater stürzte bald darauf ins Zimmer. Jemand musste ihn angerufen haben. Er strahlte, setzte sich auf die andere Seite meines Bettes und nahm meine andere Hand.

„Du bist wieder da“, begrüßte auch er mich.

Ich musste mich räuspern, bevor ich meine wichtige Frage stellen konnte, die Frage, die mich letztlich gezwungen hatte, die Augen aufzuschlagen. Meine Stimme klang rau und fühlte sich an wie ein schlecht geöltes Scharnier. „Mama, wie geht es dir?“

Sehr ruhig erwiderte meine Mutter: „Ich bin gesund. Ich bin wieder ganz gesund.“ Sie machte eine kleine Pause, bevor sie fortfuhr: „Die Ärzte stehen vor einem Rätsel. Die sprechen von einem Wunder. Aber ich denke, es war wohl ein hartes Stück Arbeit, oder?“

Näher ist meine Mutter dem Thema „Ur“ nie gekommen. Sie weigert sich, darüber zu sprechen. Sie weigert sich, die Existenz dieser Sprache anzuerkennen - und alle ihre Konsequenzen. Ich weiß nicht, warum das so ist. Vielleicht macht ihr meine einzigartige Sprache einfach Angst.

*Vielleicht ahnt sie auch, wie sehr ich mich nach der Kommunikation mit der anderen Seite sehne - und wie attraktiv deshalb das Jenseits für mich gegenüber dem Leben hier ist.*

*Ich verstehe nicht wirklich, wie sie die Existenz von Ur leugnen kann, obwohl sie sozusagen zugegeben hat, durch die Sprache geheilt worden zu sein. Ich habe mich sogar schon gefragt, ob Neid oder Angst vor der eigenen Unzulänglichkeit der Grund sein könnten - schließlich ist sie Ärztin, aber ich kann wirklich heilen.*

*Mein Vater erkennt Ur dagegen als existent an. Aber er spricht nicht mit mir über meine Erfahrungen mit dieser universellen Sprache. Er nutzt lediglich ihre positiven Nebeneffekte für sich oder besser gesagt für seine Arbeit, macht aber sonst keinen Versuch, sich mit dem Phänomen auseinanderzusetzen.*

*Die Beziehung zu den eigenen Eltern ist wirklich schwierig, wenn die Dinge liegen wie bei uns. Ich fühlte und fühle mich oft unendlich allein, unverstanden, missverstanden.*

*Merkwürdigerweise fühlte ich mich nie missbraucht, egal wie oft ich in der Praxis Tiere beruhigen sollte.*



## **Kapitel 17: Samstag, 29.4. - 6 Uhr 46**

Aufstehen, recken, strecken, den Rücken und die Hand entspannen. Das tut gut.

Es ist jetzt beinahe Zeit für das Frühstück. Nur stockend und langsam habe ich den letzten Abschnitt notiert. Zum Teil ist es mir schwergefallen, die passenden Worte zu finden. Ich habe, ohne zu merken, wie die Zeit verging, die ganze Nacht geschrieben beziehungsweise nachgedacht und bin jetzt erst in der Phase nach der Krebserkrankung meiner Mutter angekommen. So mühsam hatte ich mir den Prozess nicht vorgestellt, mir selbst meinen bisherigen Lebensweg vor Augen zu führen. Jedenfalls ist mir klar geworden, dass meine Eltern es wirklich nicht leicht mit mir gehabt haben. Ich bedeutete wohl eine andauernde Belastung für sie - fast so, als hätte ich eine schwere Behinderung.

Haben sie meine Begabung etwa je so empfunden? Auf diese Art von Blickwinkel bin ich bisher nie gekommen.

Außerdem habe ich beim Schreiben noch einmal meiner Einsamkeit nachgespürt, diesem tiefen Gefühl von Isolation, von Unverstandensein, das in letzter Konsequenz wohl unter anderem auch zu dem unerfreulichen Vorfall mit Sam führte. Kein Wunder, dass ich mich nach jemandem wie Ben gesehnt habe, wie eine Wüstenblume nach Regen: Ich war ausgehungert nach Verständnis, sehnte mich danach, endlich die tausend Verstecke meiner Existenz zu verlassen, in denen ich gelernt hatte, meine Sprachbegabung und mein wahres Ich sorgsam zu verbergen.

Meine Zellentür geht um Punkt sieben Uhr auf.

Gut, dass meine inneren Taktgeber mir eine zeitliche Orientierung ermöglichen, wo meinen Kerkermeistern doch daran gelegen scheint, mich durch teilweise unregelmäßige Mahlzeiten in meiner Zelle zu verwirren. Das können sie aber nicht - denn ich bin ihnen, was das Verständnis von Zeit und Raum angeht, etwa so überlegen wie ein Delfin einer Qualle.



Mein Frühstück wird immer von denselben Personen serviert - belegte Brötchen und Tee, wie üblich. Das ist ganz in Ordnung. Die Brötchen sind wenigstens frisch.

Meine Wächter tragen wieder Gehörschutz. Mit den dicken Mickymäusen auf dem Kopf fällt es mir von Mal zu Mal bei ihrem Erscheinen schwerer, sie ernst zu nehmen. Sie sehen einfach blöd aus mit den Dingern. Als könnte mich ein Gehörschutz davon abhalten, ihnen ganz wundervolle Herzrhythmusstörungen zu verpassen! Die zwei Männer wirken sehr konzentriert. Das „Überfallkommando“, das mich beim Lauschen an der Tür überrascht hat, war geradezu redselig im Vergleich mit dem üblichen „Zimmerservice“! Die machen mich sozusagen blind durch ihr Schweigen, auch wenn das paradox klingen mag. Die Männer tragen Zivilkleidung, Jeans und Sweatshirt, also buchstäblich Allerweltsklamotten. Aber Haarschnitt, die gezielte, straffe Art, sich zu bewegen, und vor allem der offensichtlich gut geschulte, gleichmäßig hohe Grad an Aufmerksamkeit lässt mich einen im weitesten Sinne militärischen Hintergrund meiner Kidnapper oder zumindest eine polizeiliche oder militärische Ausbildung vermuten.

Was mir sehr zu denken gibt, ist die Tatsache, dass niemand sich die Mühe macht, sein Gesicht vor mir zu verbergen. Immer, wenn ich beginne, über meine Situation nachzudenken, lande ich an diesem einem Punkt, der mich wirklich beunruhigt. Dicht unter meiner hoffentlich nach außen hin ruhig wirkenden Oberfläche wuchert nach wie vor die Angst. Niemand weiß morgens, was bis zum Abend auf ihn zukommt. Aber hier weiß ich das noch viel weniger als in meinem normalen Leben, denn andere entscheiden darüber, was mit mir geschieht. Sicher, ich habe Spielraum, auch Spielraum, von dem meine Kidnapper höchstwahrscheinlich nichts ahnen, aber es ist schrecklich wenig.

Ich werde, nachdem ich gefrühstückt habe, jetzt erst einmal schlafen. Es fällt mir nicht leicht, in dieser Umgebung die Augen zu schließen, wo ich ständig beobachtet werde. Aber nach einer durchwachten Nacht bin ich müde genug. Gut, dass ich mich beim Schlafen einigermaßen sicher fühlen kann, weil ich ja meine Umgebung auch im Tiefschlaf summend auf Störfaktoren hin absuchen kann. Auf Klassenfahrten habe

ich meine Mitschüler damit immer den letzten Nerv gekostet, aber wenn mir aus Rache für mein Sonarbrummen die Nägel im Schlaf lila lackiert werden sollten, kam niemand näher als zwei Meter an mich heran, ohne dass ich wach wurde. Ich kann mich also darauf verlassen, dass mein Radar funktioniert.



## **Kapitel 18: Samstag, 29.4. - 9 Uhr 22**

Sie haben mich nicht lange schlafen lassen. Ein Klingelsignal hat mich geweckt. 9 Uhr 22 und 43 Sekunden, sagen meine inneren Zeitgeber. Aus dem Lautsprecher über der Tür tönt eine scheppernde Stimme, von der ich dieses Mal nicht einmal sagen kann, ob sie männlich oder weiblich klingt: „Aufstehen. Du hast jetzt die Gelegenheit zu duschen. Frische Kleidung liegt in dem Raum links neben deiner Zelle bereit. Du hast zehn Minuten Zeit. Dann verlässt du das Bad wieder und gehst zurück in deine Zelle. Kein Fluchtversuch. Kein Geräusch. Keine Zicken.“

Mit einem Klicken springt meine Zellentür auf.

Duschen. Das wurde auch höchste Zeit! Ich bin jetzt schon seit Dienstagnachmittag hier. Bis Mittwoch habe ich allerdings fest geschlafen beziehungsweise ich war nicht bei Bewusstsein.

Neugierig spähe ich auf dem Flur umher. Den Block mit meinen Aufzeichnungen samt den losen Blättern, die hinten darin festgesteckt sind, klemme ich dabei energisch unter meinen Arm fest. Im Notfall kann ich ihn sofort einäschern; ich will ihn deshalb immer griffbereit halten. Scheinbar ungeduldig zeigt einer der Männer, die mein Frühstück gebracht haben, auf die Tür links von meiner Zelle. Offensichtlich stand er auf dem Flur Wache und will mir keine Zeit lassen, mich allzu gründlich umzusehen. Überflüssig eigentlich, denn der Blick auf den Gang erweist sich leider nicht als sehr aufschlussreich: kein Fenster, drei Türen jeweils rechts und links auf einem Flur, an dessen einem Ende sich an der Kopfseite meine Zelle befindet. Eine mit Papierbahnen zugeklebte Glastür liegt am anderen Ende - nur dort, wo deren Schloss und Klinke sich befinden, ist das Papier nicht so sorgfältig geklebt und ich kann etwas Glas sehen. Gleich neben meiner Zellentür steht ein Tisch mit einem Monitor auf dem Flur, davor ein Stuhl, der aussieht, als wäre gerade jemand aufgestanden. Alles wirkt so neutral - es könnte sich hier um einen Bürotrakt handeln, eine Jugendherberge, eine Behörde, vielleicht eine Klinik: weiße Wände, ein Fußbodenbelag aus dunklem Kunststoff mit

bunten Streuseln drin, weiße Türen. Aber obwohl ich noch nie ein Gefängnis besucht habe, bin ich mir ziemlich sicher, dass das hier doch wohl eher keines ist. Was sollte ich auch verbrochen haben - abgesehen von einem Mord?! Und man behandelt mich auch nicht so, wie eine normale Gefangene, da bin ich mir ebenfalls sicher. Das Fernsehen muss ja zu irgendetwas gut sein; ein paar Knastfilme habe ich jedenfalls schon gesehen.

Also öffne ich die Tür, die zu der heiß ersehnten Dusche führen soll. Leider entdecke ich dahinter wirklich nur eine Art Badezimmer, natürlich auch ohne Fenster, sondern lediglich mit einem Ventilator zur Entlüftung. Es erinnert mich an die Bäder im Studentenwohnheim, wo Bens Freund wohnt, den wir einmal gemeinsam besucht haben: Dusche und Waschbecken sind aus einer einzigen großen Kunststoffform herausgearbeitet. Alles riecht neu. Hat es etwa so lang mit der ersten Dusche gedauert, weil dieses Bad erst eingebaut werden musste?

Natürlich befindet sich auch hier, wie in meiner Zelle, eine Kamera über der Tür. In einem Akt von Rebellion werfe ich meinen Pulli beim Ausziehen über die Linse. Die schwenkbare Kamera nickt sozusagen einmal und der Pulli rutscht auf den Boden. Freies Blickfeld für Beobachter. Scheiße! Eigentlich hatte ich gewusst, dass man mich auch in diesem Badezimmer nicht aus den Augen lassen würde. Also werde ich wohl so tun müssen, als wäre es mir egal, dass ich mich vor fremden Blicken ausziehen und waschen soll.

Die Dusche fühlt sich wunderbar an - aber nichts gibt mir auch nur den kleinsten Hinweis darauf, wo ich mich befinde: Seife und Shampoo sind in neutralen Flaschen abgefüllt, die man von Hand beschriftet hat. Keine Herstellernamen oder gar Aufdrucke, die auf den Produktionsstandort schließen lassen. Die Handtücher sind sauber, ordentlich gefaltet und tragen keine Etiketten. Selbst aus der Kleidung, die man für mich bereitgelegt hat, sind die Schildchen sorgsam entfernt worden. Da scheinen echte Profis am Werk zu sein.

Man will mich anscheinend komplett verunsichern. Man will mich wahrscheinlich dahin bringen, dass ich meine einzige Chance zur Orientierung hier darin sehe, zu erzählen, was es über mich zu wissen gibt. Ich kann mir vorstellen, was das sein könnte, aber sicher bin ich mir nicht. Ich versuche, mir immer wieder meine eigenen Stärken vor Augen zu führen, damit mich meine Angst nicht frisst, damit ich sie in den Hintergrund drängen und handlungsfähig bleiben kann. Ich beobachte und bemühe mich, gegenüber allen Einzelheiten, die ich wahrnehmen kann, aufmerksam zu bleiben. Es ist zum Beispiel sicher gut, dass mir klar ist, wo ich mich befinde. Weit weg von Düsseldorf kann der Standort nicht liegen. Das sollte mir etwas Sicherheit geben. Von meinen inneren Zeitgebern, jenen, die die Raum-Zeitkoordinaten ausspucken, wissen meine Entführer mit ziemlicher Sicherheit nichts. Mittlerweile kann ich die absoluten Koordinaten, die mein interner Kompass erzeugt, ins Längen- und Breitengradsystem unserer Erde umformulieren, etwa so, wie ich nach und nach gelernt habe, die absoluten Zeiten in die in Deutschland geltende Uhrzeit umzurechnen.

Die frische Kleidung passt leidlich. Schlüpfer sind von Natur aus elastisch, bei den Jeans haben sie dieselbe Größe gewählt wie bei den Hosen, mit denen ich hier gelandet bin. Der BH ist ein wenig zu knapp und von klösterlicher Schlichtheit. Dazu ein graues Sweatshirt, keine Zierde, aber bequem.

Meine Zeit von zehn Minuten zum Duschen und Anziehen ist fast abgelaufen. Weil es keinen Föhn gibt, wickle ich mir ein Handtuch um die nassen Haare. In einem Anfall von Eitelkeit warte ich bis zur Minute neun und neunundfünfzig Sekunden, bevor ich das Bad verlasse und mich auf den Rückweg in meine Zelle mache. Soll doch ruhig deutlich werden, dass ich über viele ungewöhnliche Fähigkeiten verfüge. Vielleicht macht das meine Bewacher unsicher.

Andererseits: Wenn ich zeige, was ich kann, werden die eher noch neugieriger als sie ohnehin schon sind. Die werden wahrscheinlich keine Angst vor mir bekommen, nur weil ich präzise ansagen kann, wie spät es ist.

Himmelherrgott! Vor drei Sekunden habe ich mir noch eingebildet, sie damit verunsichern zu können. Dieses Hin und Her in meinem Kopf macht mich wahnsinnig! Wenn doch bitte endlich mal jemand hier mit mir reden würde! Diese völlig haltlosen Spekulationen bringen mich einfach nicht weiter.

Nach der Dusche und der Rückkehr in mein Gefängnis dauert es nicht lang, da öffnet sich meine Zellentür. Ein Mann kommt herein. Er lächelt gewinnend, streckt mir die Hand entgegen und verkündet so herzlich, als wären wir alte Bekannte: „Hallo, Sara!“

Ich höre unterschwellig eine Mischung aus Vorsicht, sehr viel Neugier und Entschlossenheit. Endlich jemand, der direkt mit mir spricht! Aber ich muss ja nicht zeigen, wie sehr ich mich darüber freue. Bloß nicht unsicher wirken, egal, wie ich mich tatsächlich fühle!

„Hallo, Arschloch“, entgegne ich in demselben, nahezu überschwänglichen Ton, bleibe gemütlich auf meinem Bett sitzen und ignoriere die ausgestreckte Hand.

Er zieht die Augenbrauen hoch.

„Ein schönes Gesicht“, schießt es mir unwillkürlich durch den Kopf. Ein alles in allem gut aussehender Mann, sehr gut aussehend. Braun gebrannt, sportlich, mindestens einsneunzig groß, kurzes, blondes Haar. Nicht zu alt, um für mich uninteressant zu sein. Der Gesichtsausdruck lässt mich bei ihm einen wachen Geist vermuten. Ich schätze ihn auf etwa Mitte Zwanzig, vielleicht ein wenig älter. Eine sehr clevere Wahl, dass so einer ein Gespräch mit mir beginnt. Soll er der Strohalm werden, an den ich mich klammere?

„Was für ein hässliches Wort“, tadelt er milde und grinst, so als hätte ich gerade einen guten Witz gemacht.

Pause.

Aha. Er will mich aus der Reserve locken. Zumindest nehme ich das an. Es kostet mich eine unglaubliche Kraft, den Mund zu halten, so, als

ginge mich sein Schweigen nichts an, ihn nicht zu schallen, nicht zu diagnostizieren, was, beziehungsweise wen ich da vor mir habe. Ich bin sehr neugierig. Aber natürlich versuche ich weiterhin, nach außen nichts davon durchdringen zu lassen, wie sehnsüchtig ich darauf warte, dass endlich jemand mit mir spricht, mir meine Situation erklärt. Wenn der Mann den einleitenden Schritt tut, indem er zuerst das Wort ergreift, muss er auf mich zugehen, nicht ich auf ihn. Das wäre wenigstens mal ein halber Punkt für mich, oder?

Oder doch nicht? Ist meine Initiative gefragt? Ich weiß es nicht.

Die Pause zieht sich.

Ich beobachte, wie mein „schweigender Gesprächspartner“ sich mit einer lässigen Bewegung den Stuhl vom Tisch heranzieht und mir gegenüber darauf Platz nimmt. Die Bewegungen sind bestimmt, strahlen ein gewisses Selbstbewusstsein, Autorität aus. Da - war das eine gezielte Indiskretion? Für einen Augenblick fällt, als er sich bequem zurechtsetzt, seine offene Sweatshirtjacke so, dass ich einen Blick auf ein Schulterhalfter darunter erhaschen kann: Er ist bewaffnet. Sollte ich das sehen? Wenn ja, warum? Oder war das Verrutschen der Jacke eher ein Zufall? Ich habe keine Ahnung. Verdammt!

Sag was!

Rede mit mir!

Egal was, aber mach's Maul auf!

Verflixt noch mal, der Typ hält das Schweigen mühelos aus, wie es scheint. Der grinst nur und hält meinem Blick einfach stand. Ein Stare-down-Contest. Gleich platzt mir der Kragen!

Da greift mein Gegenüber in die Hosentasche und zieht ein Paket Zigaretten heraus.

„Raus hier, wenn du rauchen willst!“, schnauze ich ihn an, bevor ich wirklich nachgedacht habe. Ich kann Rauchen nicht ausstehen.

Jetzt schaut er ehrlich verblüfft drein. Dann lacht er wieder, diesmal herzlicher als zuvor, glaubwürdiger und legt das Paket mit den Zigaretten auf den kleinen Tisch.

Er steht betont langsam auf und erklärt übertrieben gönnerhaft: „Sara, du hast die Situation anscheinend noch nicht ganz verstanden. Wir können alles, aber auch wirklich alles mit dir machen, was wir wollen. Nicht nur deine Zelle ein bisschen einräuchern. Du bist bestimmt ein Mensch mit Fantasie. Ich nehme an, es kostet dich nicht allzu viel Mühe, dir ein paar höchst unangenehme Dinge vorzustellen, gegen die ein wenig Rauch in der Nase eine Lappalie darstellt. Denk darüber nach, bis ich wiederkomme. Dafür solltest du dir Zeit nehmen.“

Die Zellentür öffnet sich sofort geräuschlos, als er darauf zugeht und verschwindet.

Ich bin wieder allein. Und ich bin froh, dass mindestens ein Weg mir jederzeit offensteht, mich in Sicherheit zu bringen, ein Weg ohne Rückweg. Der Weg, den jeder Mensch am Ende gehen wird, ohne zu wissen, wohin er führt.

Ein Ziel hat der Kerl, der ein guter Psychologe zu sein scheint, nämlich dummerweise erreicht: Der bloße Anblick der Zigarettenpackung lässt meinen Magen sich jetzt unwillkürlich zusammenziehen. So ein kurzer Auftritt, aber effektiver als die breitschultrigen Typen, die bisher hier waren. Sehr gekonnt! Meine Fantasie hat sich heimtückischerweise soeben selbstständig gemacht und plötzlich begonnen, gegen mich und für meine Bewacher zu arbeiten. Der Mann hat nur einmal kurz angesetzt und mich ausgehebelt. Wie hat er das bloß geschafft? Genau das wollte ich doch verhindern. Aber jetzt rutsche ich, als stünde ich auf einer glatten, schrägen Fläche: abwärts. Beruhigend war das wirklich nicht, was ich da gerade gehört habe.

Aber dann muss ich doch plötzlich lächeln: Mindestens einen Fehler hat er gemacht. Auf der Zigarettenpackung klebt eine Steuerbanderole. Und auf der Banderole ist ein Bundesadler aufgedruckt. Endlich ein konkreter Hinweis von außen auf meinen Aufenthaltsort, bevor ich einen



Atlas in die Finger bekomme? Jeder Fehler des Gegners ist ein Pluspunkt für mich. Ich nehme meinen Stift und kreise das Zollsiegel ein, bevor ich die Zigarettenpackung wieder auf den Tisch lege. Das darf ruhig so aussehen, als hätte mir der kurze Besuch nichts anhaben können! Es fühlt sich gut an, endlich gepunktet zu haben!

Immerhin kann ich jetzt wieder schlafen. Ich brauche überhaupt nicht zu versuchen, an meiner Biografie zu arbeiten, so müde wie ich mich im Augenblick fühle er. Damit mache ich weiter, wenn ich wach werde. Meine Entführer wollten mich aus dem Verkehr ziehen, um mich unter Druck zu setzen? Gut, dann drehe ich den Spieß eben um und nutze diese Zeit des Eingesperrtseins für mich, aber nicht in ihrem Sinne. Noch ein Punkt auf meinem Konto!

Ich schnappe mir meinen Schreibblock, lege mich damit, als hätte ich einen Teddy im Arm, auf mein Bett und schlafe sofort ein. Meinen inneren Wecker habe ich auf eine Stunde programmiert. Eine längere Ruhepause mag ich mir nicht gönnen, denn fast bin ich neugierig, was ich demnächst alles zu Papier bringen werde – ein erstaunliches Gefühl den eigenen Erinnerungen gegenüber, von denen ich noch vor Kurzem mit Bestimmtheit behauptet hätte, genau zu wissen, was sie beinhalten. Aber im Rahmen des Schreibprozesses schärft sich mein Gedächtnis, sichtet um, holt das Unterste nach oben und bewertet neu. Merkwürdig.



## **Kapitel 19: Samstag, 29.4. – 10 Uhr 37**

*Es war ein ziemlich mühsamer Genesungsprozess, den ich nach der Heilung meiner Mutter durchlief. Ich musste wieder lernen, meine Stimme zu beherrschen, ich musste wieder laufen lernen. Eine Krankengymnastin half mir. Sandra bog und zog mich hin und her. Sie hatte immer gute Laune und kam zu uns nach Hause. Ich mochte sie sehr, denn sie behandelte mich wie ein ganz normales Kind. Das hatte ich noch nicht oft erlebt. Andererseits: Ich verschonte sie mit meinen Kabinettstückchen auf Ur. Somit existierte für sie auch gar kein Grund, etwas anderes in mir zu sehen als ein kleines Kind.*

*Nachdem die krankengymnastische Behandlung nicht mehr notwendig war, blieb meine kleine Familie wieder unter sich. Die Praxis meiner Eltern lief leidlich; es wurde noch getuschelt im Ort, aber seit sich der Kioskbesitzer unter die S-Bahn geworfen hatte, stand seine Witwe im Mittelpunkt des Klatsches und des Interesses.*

*Die Zeit, bis ich den Kinderpsychiater tötete, war eine Zeit des Rückzugs. Es handelte sich um einen kontrollierten Rückzug. Meine Erfahrungen mit dem Kindergarten und den Ärzten, meine Erlebnisse mit Carola und den anderen Kindern, die mich so flott und erfolgreich aus ihrer Gemeinschaft ausschlossen, all das hatte mich misstrauisch gemacht. Überaus vorsichtig.*

*Vorsicht ist nun eigentlich nicht unbedingt eine typische Eigenschaft für Vierjährige. Wie soll man die Welt entdecken, wenn man keine Risiken eingeht? Aber ich war ein gebranntes Kind und hielt mich gegenüber anderen Menschen zurück: Ich entdeckte, dass Schweigen auch eine Form der Kommunikation darstellte, erstaunlicherweise sogar eine, die oft weniger Reibung verursachte als das Gespräch. Es war scheinbar besser, wenn ich einfach den Mund hielt. Die Welt wollte offensichtlich nichts von mir lernen.*

*Rückblickend möchte ich fast sagen: Die Zeit zwischen meinem Erwachen aus dem Koma und dem Mord war die glücklichste Zeit meiner Kindheit. Ich blieb daheim. Meine Eltern bestanden nicht darauf, dass ich einen Kindergarten besuchte oder mich mit einer Tagesmutter*

auseinandersetzte. Ich durfte in der Praxis bleiben, solange ich mich im Hintergrund hielt. Und das tat ich. Ich summte manchen Tieren etwas vor, ich malte viel, ich beobachtete Menschen und Tiere. Ich hörte einfach zu - und war ziemlich entsetzt, wie viel gelogen wurde.

„Füttern Sie Ihre Katze mehr als drei Mal täglich?“

„Aber, wo denken Sie hin, Frau Doktor! Und nur magerstes Fleisch.“

Das war gelogen. Und es machte den Leuten gar nichts aus!

„Und Sie können sich nicht erklären, woher der Hund die Würgemale hat?“

„Ja, wissen Sie, Herr Doktor, der hat sich in 'nem losen Draht verfangen, als wir spazieren waren.“

Gelogen.

„Hat das Tier vorher schon einmal gebissen?“

„Noch nie!“

Gelogen. Ich hätte eine hübsche Magen-Darm-Kolik oder etwas Ähnliches bekommen, wenn ich so schamlos die Wahrheit umginge. Das ging den lieben langen Tag so. Kaum ein Besuch in der Praxis verlief ohne Lüge.

Ich kann nicht lügen. Auf Ur kann man nicht lügen. Zeit und Raum geben den Dingen einen so festen Rahmen, der sich in dieser Sprache spiegelt, dass es völlig unmöglich ist, auf Ur eine Alternative zur Wirklichkeit zu formulieren, also die Unwahrheit zu sagen oder auch zu träumen. Andere Menschen können in sämtlichen Sprachen dieser Welt mühelos alle möglichen Märchen erzählen. Aber ich höre ihre Lügen, wenn sie sie aussprechen, und erkenne absolut präzise, was wahr ist, was nicht.

Dummerweise bin ich selbst auch dann unfähig, mich an der Wirklichkeit vorbei zu mogeln, wenn ich nicht Ur spreche, denn in dem Fall muss ich einen geistigen Spagat zwischen meiner Lüge und der Wirklichkeit machen - und das kann ich im Gegensatz zum Rest der Menschheit nicht ertragen. Was auch immer ich sage, muss wahr sein, sonst geht es mir körperlich sofort sehr schlecht.

Das Leben mit meinen Eltern in dieser Zeit war sehr intensiv. Kein Wunder angesichts der Tatsache, dass erst meine Mutter und dann ich in Lebensgefahr geschwebt hatten. So etwas schärft das Bewusstsein. Wir gingen sehr sorgfältig miteinander um, sehr liebevoll. Da die Praxis nicht allzu gut lief, fand sich reichlich Zeit für gemeinsame Ausflüge. Wir radelten rund um Neurath weite Strecken, besuchten Zoos, Museen, Spielplätze.

Mir fiel es nicht weiter auf, aber im Nachhinein vermute ich, dass es für meine Eltern eine recht schwierige Zeit gewesen sein muss. Wir lebten mitten unter Menschen sehr isoliert. Viele Verwandte und Freunde distanziierten sich; ich hatte mir zum Teil wirklich Mühe gegeben, dass sie sich in unserem Haus nicht wohlfühlten, weil ich ihre Gegenwart als anstrengend und mühsam empfand. Ich wollte von meinen Eltern vernünftig angesprochen werden und nicht in diesem Kleinkinderjargon, den sie für mich parat hielten, wenn Besuch kam. Also hatte ich förmlich Unwohlsein gestreut: Hier ein wenig Kopfweg, dort ein bisschen Bauchgrimmen, Blähungen erwiesen sich auch immer als effektiv und lustig - Besucher flüchteten meist ein für alle Mal, wenn sie sich gründlich mit einem dröhnenden Furz in der Öffentlichkeit blamiert hatten. Ich hatte in solchen Fällen nie wirklichen Schaden angerichtet, aber dafür gesorgt, dass Bekannten und Verwandten auffiel, dass es ihnen im Hause Jansen nicht gut ging. Von Kindern hielt ich mich nach meinen Erfahrungen mit Carola wohlweislich fern. Mit Erwachsenen konnte man wenigstens reden.

Dann kam George zu Besuch und alles änderte sich. George war ein Studienfreund meiner Eltern. Er hatte in Hannover an der tierärztlichen Hochschule einige Semester mit ihnen studiert und war dann nach Amerika zurückgekehrt, wo er auf einem großen Gestüt arbeitete. Meine Eltern freuten sich, als aus Amerika die Anfrage kam, ob ihr alter Freund ein paar Tage bei ihnen wohnen könnte. George befand sich auf Hochzeitsreise mit seiner Frau Betty.

Tagelang wurde ich auf den Besuch eingestimmt - es sollte diesmal nichts schiefgehen. Meine Eltern beteten eine lange Liste herunter, was ich unbedingt tun sollte und was ich auf keinen Fall machen durfte.

Aber niemand hatte mir im Vorfeld des Besuches verboten, Englisch zu verstehen.

Wir holten das junge Paar am Flughafen ab. Ich fand den Airport mächtig spannend! Aus einer Menschenmenge lösten sich zwei Gestalten, ein Bär von einem Mann lief auf meine Eltern zu und nahm sie ganz zwanglos beide gleichzeitig in die Arme. Das war George. Seine Frau stand lächelnd daneben. George sprach natürlich Deutsch, aber Bettys gesamte Deutschkenntnisse beliefen sich auf ein fröhliches: „Hallo!“ Also schnatterten die Erwachsenen untereinander auf Englisch los.

Ich war total fasziniert: Eine neue Sprache!

George wuschelte mir schließlich freundlich durch die Haare und grinste breit: „So, that’s your little kid. She’s a beauty just like her mom. Betty and me, we’re hoping to have a bunch of kids in a few years as well. I’m sure it’s beautiful to live in such a lovely family.“

„Mein Name ist nicht Kind. Ich heiße Sara. Und ich glaube nicht, dass es ein pures Vergnügen ist, mich in der Familie zu haben. Du solltest besser aufpassen, was für eine Art Kind du dir anschaffst, wenn du in einer richtig netten Familie leben willst.“

Und da war es schon wieder passiert: Kaum machte ich den Mund auf, kam etwas heraus, das meine Umgebung total schockierte. Meine Eltern kriegten sich kaum wieder ein, weil ich offensichtlich Englisch verstand; George konnte sich keinen Vers darauf machen, was ich da über meine Familie vom Stapel gelassen hatte. Und Betty betrachtete mich wie ein widerliches Insekt, nachdem George zögernd meine Worte übersetzt hatte.

Eine universelle Sprache ist unglaublich praktisch! Bei der Begegnung mit George und Betty wurde mir klar, dass man Ur wie einen Übersetzungscomputer benutzen konnte. Wenn ich die Schwingungen von Englisch sozusagen in Ur suchte, verstand ich, was gesagt wurde.

*Ich begriff nach und nach, dass Ur letztlich jede Sprache beinhaltet - eigentlich ist das bei einer universellen Sprache kein allzu großes Wunder. Jede Sprache auf dieser Welt könnte man auch wie eine äußerst primitive Teilausgabe von Ur beschreiben - eine Teilausgabe, die von einem hundertbändigen Lexikon ein einziges Kapitel wiedergibt.*

*Bei dieser ersten Begegnung mit dem Englischen konnte ich das Gesagte einfach in Ur suchen und finden. Transponieren nenne ich diesen Vorgang. Man muss sich den Prozess wie eine Art Abgleich vorstellen, bei dem ich die Übereinstimmungen von Englisch mit Ur sozusagen übereinander projizierte. Ein wenig sinnloser Wortmüll gehört zu jeder menschlichen Sprache. Diesen Anteil muss ich herausfiltern. Aber, was übrigbleibt, also die Essenz dessen, was ausgedrückt werden soll, ist kompatibel mit Ur. Deshalb kann ich jede menschliche Sprache verstehen.*

*Dieses Transponieren ist nicht einmal ein bewusster Vorgang - das spielt sich völlig automatisch in meinem Inneren ab. Ich muss ja auch nicht aus den Lichtpunkten, die ich wahrnehme, in einem mühseligen Vorgang Bilder zusammensetzen. Die Bilder ergeben sich von allein.*

*Der Erkenntnisgewinn für mich bestand bei dem Besuch von Betty und George darin, dass ich das Ergebnis des Transponierens erstmals wirklich aus den Tiefen meines Gehirns sozusagen hervorkramte und mir tatsächlich bewusst machte. Deutsch sprach ich doch auf dieselbe Weise - es fiel nur bis zu diesem Zeitpunkt nicht auf, weil das meine Muttersprache ist.*

*Betty und George blieben nicht die geplanten sieben Tage bei uns. Nach fünf Tagen reisten sie wieder ab. Es fühlte sich eben sehr ungewohnt an, wenn Gäste im Haus lebten. Ich war es vor allen Dingen nicht gewohnt, mich in der Sicherheit meines Zuhauses zusammenzureißen, was meine besonderen Fähigkeiten anging.*

*George hospitierte bei einigen Sprechstunden meiner Eltern. Ihn als Pferdedoktor interessierte die Kleintierpraxis als ein völlig ungewohntes Feld für seine Arbeit als Tierarzt; die Praxis lief natürlich weiter während des Besuches. Und ich nahm aus purer*

Gewohnheit - und weil ich natürlich auch nichts anderes vorhatte - ebenfalls an den Sprechstunden teil.

Es war nicht wirklich hilfreich, als Frau Schubert und Kurtchen schließlich auftauchten. Anstelle einer Begrüßung flehte mich Frau Schubert, die ein paar tolle Narben an einem Unterarm zeigte, ohne meinen Vater eines Wortes zu würdigen, schon beim Betreten des Sprechzimmers an: „Gell, Sara, du machst das Kurtchen wieder ruhig, bevor was passiert?“

Georges Augenbrauen stiegen erstaunt in die Höhe. Als ich zu summen begann und das Toben im Katzenkorb schlagartig nachließ, näherten sich Georges Brauen fast seinem Haaransatz!

„Wir sollten uns mal ungestört unterhalten, Bernd“, meinte George leise, als Frau Schubert nach der unspektakulären Entfernung von ein paar Zecken aus dem Bauchfell des Riesenkaters gegangen war.

Ich nehme an, es waren George und Betty, die meinen Eltern den Floh ins Ohr setzten, sie sollten mich einmal gründlich von einem Kinder- und Jugendpsychologen untersuchen lassen. Amerikaner besitzen ja eine viel niedrigere Schwelle gegenüber Psychoklempnern als wir Deutsche.



## **Kapitel 20: Samstag, 29.4. – 11 Uhr 29**

*„Sara, ich weiß, dass du keine Arztbesuche magst. Aber dieser Arzt wird dich nicht anfassen, dir keine Finger in den Mund stecken oder so. Der will einfach mit dir sprechen“, versuchte meine Mutter, mich auf dem Weg zu Dr. Hollbruck zu beruhigen.*

*„Was soll das? Ich möchte da nicht hin und das weißt du ganz genau! Wozu muss ich überhaupt zu diesem Hollbruck?“, giftete ich.*

*„Das kann nützlich sein, um herauszufinden, ob dir etwas fehlt.“*

*Diese lahme Erklärung befriedigte mich nicht. Selbst in solch einem Gespräch verlor meine Mutter kein Wort darüber, was genau an mir sie so beunruhigte. Trotz ihrer Wunderheilung machte sie sogar sprachlich einen weiten Bogen um meine besonderen Fähigkeiten. Aber dessen ungeachtet konnte sie nicht einfach ruhen lassen, was sie als merkwürdig an mir empfand. Es schien ihr – und meinem Vater ebenso – enorm wichtig zu sein, zum Beispiel endlich durch eine ärztliche Diagnose zu erfahren beziehungsweise zu definieren, was mich von anderen Menschen unterschied. Und vor allen Dingen schienen meine Eltern zu hoffen, dass in einem ärztlichen Befund bezüglich meiner Absonderlichkeiten das Wort „Ur“ nicht vorkäme.*

*„Mir fehlt nichts! Ich habe einfach mehr als andere Leute“, schnauzte ich und verletzte dabei fast das ungeschriebene Gesetz, Ur nie wieder gegenüber meinen Eltern zu erwähnen.*

*„Keine Widerrede! Wir gehen da hin!“, entschied meine Mutter. Damit sprach sie für Dr. Hollbruck das Todesurteil. Eigentlich, so habe ich schon oft gedacht, trägt sie eine gewisse Mitschuld an meinem Mord.*

*Ich kochte bereits vor Wut, als ich die Praxis auch nur betrat. Das Warten im Vorzimmer machte die Sache nicht besser, obwohl mir die Arzthelferin mindestens zehn verschiedene Spielzeuge anbot. Ich wollte aber einfach abhauen und nicht spielen. Dann tauchte Dr. Hollbruck aus seinem Sprechzimmer auf. Er schob behutsam einen Jungen von etwa zehn Jahren vor sich her, der merkwürdig ins Leere starrte, mit den*



Händen grundlos in der Luft fuchtelte und seinen wartenden Eltern übergeben wurde, die ihn ebenfalls stützen mussten.

„Mama!“, beschwerte ich mich empört, weil ich in diesem Moment begriff, dass es sich hier um einen Arzt für Leute handelte, die sich mehr als nur eine kleine Macke gönnten. Meine Mutter schaute gequält weg.

Dann begrüßte mich der Psychiater: „Du bist also Sara. Ich habe mit deinen Eltern ein Vorgespräch geführt. Wir sind der Meinung, dass ein paar Tests nötig sind bei dir. Die machen wir besser ohne deine Mutter. Sonst bist du vielleicht abgelenkt. Kommst du bitte mal mit nach nebenan?“

Meine Mutter schaute immer noch angestrengt aus dem Fenster. Von ihr war also keine Hilfe zu erwarten. Ich stemmte die Beine in den Boden. Da kam die Arzthelferin, schnappte mich einfach mit beiden Armen, wirbelte mich fröhlich durch die Luft und trug mich mit den Worten ins Sprechzimmer: „Du hast gerade einen Freiflug gewonnen!“ Dann setzte sie mich schwungvoll auf einen Stuhl, verließ den Raum und schloss die Tür hinter sich. Ich war mit Dr. Hollbruck allein. Und ich wurde in meiner Ohnmacht noch wütender.

Der Arzt besaß eine angenehme Stimme. Er begann, mir Fragen zu stellen. Läppische, einfache Fragen in kurzen Sätzchen: „Wie heißt du? Wie alt bist du? Hast du Geschwister? Kannst du mir sagen, wie deine Eltern heißen? Wo wohnst du?“

„Wenn Sie ein Vorgespräch mit meinen Eltern geführt haben, dann sollte das alles in Ihren Unterlagen zu finden sein. Ich darf doch annehmen, dass Sie als Arzt lesen können, oder? Hören Sie also auf, mich mit dieser Kinderkacke zu belästigen!“

Zu meiner Verblüffung schmunzelte Dr. Hollbruck. „Na, da haben wir es ja, dein Sprachtalent. Sehr eindrucksvoll!“, meinte er zufrieden und mir wurde klar, dass er mich provoziert hatte.

Dass ich auf diesen einfachen Trick hereingefallen war, ärgerte mich noch mehr. „Ich warne Sie. Lassen Sie mich in Ruhe! Ich will nicht hier sein. Und ich will nicht mit Ihnen sprechen!“

*„So? Du sprichst doch mit mir. Das ist also ganz einfach. Ich fürchte, du kannst im Moment auch gar nichts dagegen machen, hier zu sein. Da wäre es doch nur vernünftig, wenn du dich weiter mit mir unterhältst.“*

*Er genoss seine Macht über mich. In diesem Moment dachte er nämlich noch, er allein beherrschte die Situation souverän. Ein fataler Fehler. Ich sagte es ihm: „Sie haben keine Macht über mich!“*

*Der Arzt lachte wirklich amüsiert auf: „Doch, mein Kind. Ich fürchte, du überschätzt dich. Dass du ein besonderes Sprachtalent besitzt, habe ich jetzt mitbekommen. Aber deshalb bist du mir nicht grundsätzlich überlegen.“*

*„Falsch. Ich bin Ihnen überlegen. Ich warne Sie. Lassen Sie mich sofort gehen!“*

*„Nein, junge Dame. Du gehst erst, wenn meine Untersuchungen abgeschlossen sind. Wann das ist, bestimme ich, nicht du.“*

*Jedes Wort aus dieser Szene ist mir ins Gedächtnis eingebrannt. Unzählige Male habe ich diesen Dialog innerlich wieder abgespult, um herauszufinden, wie sehr Hollbruck mich zu dem getrieben hat, was ich dann tat. Seine behäbige Selbstzufriedenheit, der Genuss, den es ihm bereitete, wie er meinte, am längeren Hebel zu sitzen, war wie Salz in der Suppe in jeder seiner Äußerungen zu schmecken. So macht man sich keine Freunde.*

*„Ich gehe jetzt und Sie hindern mich besser nicht daran!“, drohte ich und rutschte vom Stuhl.*

*Dr. Hollbruck griff nach meinem Arm, um mich festzuhalten. Da explodierte die Wut in mir. Meine Mutter hatte mir versprochen, dieser Arzt würde mich keinesfalls anfassen. Ich bin sicher: Mein Ziel bestand darin, dass er mich losließ, töten wollte ich ihn nicht. Ich griff Hollbruck in seinem Lebenszentrum an. Aus seinem schönen, gleichmäßigen EKG machte ich mit einem tiefen Laut auf Ur eine Nulllinie.*

*Verblüfft starrte der Mann mich an. Hätte er mich doch losgelassen, ich hätte sicher geschwiegen und sein Herzschlag wäre bestimmt wieder*

angesprungen! Aber unseligerweise krampfte sich wohl durch den Schmerz in der Brust, wo ich sein Herz mit Gewalt daran hinderte zu schlagen, seine Hand wie ein Schraubstock um meinen Arm zusammen.

In der Praxis meiner Eltern hatte ich schon oft beim Sterben zugesehen. Schließlich kommen viele Menschen auch deshalb zum Veterinär, damit Tiere von ihren Leiden erlöst werden. Ich konnte nicht aufhören, Dr. Hollbruck zu töten, denn er ließ mich nicht los. Ich konnte nicht aufhören, obwohl ich sah, dass er starb.

Der Mann rief nicht um Hilfe, bat mich nicht um Schonung - vielleicht konnte er das nicht mehr oder er war einfach nicht in der Lage, in mir die Ursache für seinen Herzanfall zu erkennen. Er stöhnte nur einmal leise gequält auf. Dann sank er vor mir auf dem Teppich zusammen. Er riss mich durch seinen festen Griff halbwegs mit auf den Fußboden. Seine Hand ließ mich nicht los, auch als er nicht mehr atmete und nichts mehr dachte.

Ich fühlte mich wie erstarrt.

Der Arzt war tot. Ich hatte ihn getötet. Es war nicht einmal anstrengend gewesen - kein Vergleich mit anderen Eingriffen in einen Organismus wie etwa der Bekämpfung einer aufziehenden Erkältung. Ich hatte einfach sein Herz ausgeknipst. Jetzt belästigte er mich nicht mehr mit Fragen. Aber er hielt mich immer noch fest.

Nach einer knappen Stunde klopfte die Sprechstundenhilfe zaghaft an die Tür. Sie öffnete, als niemand antwortete, und blickte in das Sprechzimmer. Dann begann sie ganz blödsinnig laut, schrill und lang zu schreien.

Als meine Mutter, die auf das Schreien der Frau hin in den Raum gestürmt kam, auf die bizarre Szene starrte, flüsterte sie nur entsetzt: „Sara! Was hast du getan?“

Natürlich wurde dieser merkwürdige Todesfall eingehend medizinisch und polizeilich untersucht. Die Polizistin, die mich dazu befragte, verhielt sich nett und bemühte sich, mich nicht einzuschüchtern. Ich erklärte ihr nur, dass der Arzt plötzlich zu Boden gestürzt sei.

Niemand erkundigte sich bei mir nach einem Grund dafür. Also schwieg ich dazu.

„Weshalb hielt er dich denn am Arm fest?“, wollte die Polizistin wissen.

Ich zuckte mit den Schultern. Ich musste mit dem, was ich preisgab, bei der Wahrheit bleiben, aber mit diesem Umstand hatte ich mittlerweile gelernt, einigermaßen geschickt umzugehen. „Weiß nicht so genau“, lautete deshalb meine Antwort.

Das war nicht gelogen, denn ich wusste ja tatsächlich nicht, weshalb Hollbruck so hartnäckig festgehalten hatte. Mit dieser Antwort kam ich bei Leuten, die mich nicht näher kannten, in meinem Alter immer durch.

„Und wieso hast du nicht um Hilfe gerufen, als er so still vor dir lag?“

„Ich konnte mich nicht entscheiden, was ich tun sollte“, antwortete ich, was auch vollkommen der Wahrheit entsprach.

Von der Polizei wurde nie auch nur der Verdacht geäußert, dass ich etwas mit dem Tod von Dr. Hollbruck zu tun haben könnte. Ich weiß es leider besser und muss damit leben. Und meine Eltern wussten es ebenfalls besser: Ihre vierjährige Tochter hatte einen Menschen getötet.

Damals dauerte es nicht lange, bis in Neurath nicht nur getuschelt, sondern laut über meine Familie und mich gesprochen wurde. Die Lokalzeitungen befanden sich offensichtlich in einer Saure-Gurken-Zeit, sodass der unerwartete Tod von Dr. Hollbruck sogar eine Schlagzeile wert war - obwohl die Todesursache offiziell nicht auf Fremdverschulden zurückgeführt wurde. Aber der Mann war leider sehr engagiert, ehrenamtlich für verschiedene Vereine und Organisationen tätig. Da fällt es eben auf, wenn eine verdiente Person unter merkwürdigen Umständen mitten aus dem Leben gerissen wird. Meine Eltern hatten sich ja auch nicht für irgendwen entschieden, als sie beschlossen, meine ungewöhnlichen Fähigkeiten von psychologischer

Seite untersuchen zu lassen, sondern für den renommiertesten Kinder- und Jugendpsychologen weit und breit.

Wenn nicht die Sprechstundenhilfe von Hollbruck im Nachbarort gewohnt hätte ... Wenn nicht der Klatsch und das Gerede bezüglich der mysteriösen Umstände des Ablebens von Hollbruck, während ich mich in seinem Sprechzimmer befand, als Dorfklatsch bis nach Neurath geschwappt wären ... Wenn nicht so viele Patienten sich plötzlich erinnert hätten, dass ich ihre Tiere beeinflussen konnte ... Wenn sich Suttners nicht, begeistert von der wunderbaren Gelegenheit, mir eins auszuwischen, in eine wahre Hexenjagd gestürzt hätten ...

Einmal wieder reichlich Wenn und Aber an einem Wendepunkt meines Lebens. Aber wahrscheinlich ist das bei jedem Menschen so, nicht nur bei einem, der Ur spricht.

Wir zogen um. Es ging alles ziemlich plötzlich. Mir war es egal, denn mich hielten ja keine Beziehungen in Neurath. Für meine Eltern bedeutete der Umzug einen heftigen Einschnitt, denn sie mussten schnell ihre Praxis verkaufen und eine neue Möglichkeit der Existenzgrundlage finden. Dabei war ihnen wichtig, dass wir weit, möglichst weit von Neurath wegzogen, damit nie wieder aus einem Nachbardorf jemand auftauchen konnte, der wilde Mutmaßungen über ungewöhnliche Fähigkeiten anstellen konnte.

Ich wagte nicht, mit meinen Eltern über das, was ich getan hatte, zu sprechen. Den Mund zu halten schien ja mittlerweile die übliche Umgangsform in unserer Familie zu sein: Was mich und Ur betraf, wurde einfach beharrlich geschwiegen.

Ich lebte in der Zeit nach dem Mord wie in einem Nebel. Mir war klar: Es war eine Sache, jemandem den Schuh in Brand zu stecken oder für ein paar volle Hosen verantwortlich zu sein. Aber es war eine ganz andere Sache, jemanden vom Leben in den Tod zu befördern.

Notwehr oder nicht? Gab es einen anderen Ausweg oder nicht? Hatte ich den Arzt ausreichend gewarnt oder nicht, bevor es zum Äußersten kam?

*Da ich eine Ausnahmeerscheinung war (und bin) konnte er einfach nicht wissen, was ihm blühte. Das war so, als wollte ich etwas fallen lassen, und verließ mich fest darauf, dass es, weil das schließlich immer so ist, zu Boden fällt. Aber - oh Wunder! - kurz bevor ich das Ding loslasse, ändern sich die Naturgesetze. Die Schwerkraft ist aufgehoben und alles, was man loslässt, schwebt nach oben. Wenn niemand mir Bescheid gibt, dass sich gerade eben die Gesetze geändert haben, dann werde ich staunen, wenn das, was ich zu Boden fallen lassen will, plötzlich zur Decke steigt.*

*Dr. Hollbruck war auf jemanden wie mich ebenso wenig vorbereitet, wie ich darauf gefasst wäre, dass ein Gegenstand nicht fällt, sondern nach dem Loslassen aufwärts schwebt. Wie groß war, wie groß ist meine Schuld?*



## **Kapitel 21: Samstag, 29.4. - 12 Uhr 12**

Ich blättere noch einmal die vielen Seiten durch, die ich geradezu in affenartiger Geschwindigkeit bei meiner letzten Sitzung vollgekritzelt habe: Da herrscht anscheinend ein fieser Überdruck in meinem Inneren, den es abzubauen gilt, in dem ich all das, was mich so belastet, einmal äußere. Die Frage nach meiner Schuld hängt wie ein klebriger Schatten an mir: unauflöslich und ständig.

Ich bin scheinbar eine Art von Veränderung in den Naturgesetzen. Ein Gesetz ist eine Regel, die man auf eine Vielheit von Fällen anwenden kann. Ich verstoße nicht gegen die Naturgesetze; wer könnte das schon, abgesehen von einem Schöpfer? Aber ich stelle den Extremfall eines Gesetzes dar: Ich bin, wie es scheint, einzigartig. Wenn die Regeln, nach denen ein Gesetz gestaltet ist, nur hinlänglich fein definieren, wird die Menge der Sachverhalte, auf die das Gesetz letztlich zutrifft, mit jeder Verfeinerung kleiner.

Wenn mir nur das Gesetz bekannt wäre, das dafür verantwortlich ist, dass ich Ur spreche! Vielleicht könnte ich die Tatsache, dass es so ist, dann besser akzeptieren, geschickter damit umgehen. Aber die Frage nach dem Warum ist ungelöst, die daran anknüpfende Frage, wie ich mit Ur leben soll, entsprechend ebenfalls.

Immer schon habe ich überall nach Spuren von Ur auf der Erde gesucht - die Hoffnung, einer Person zu begegnen, die Ur spricht, habe ich mittlerweile fast aufgegeben. Trotzdem bleibt die tiefe Sehnsucht danach, mich mit jemandem austauschen zu können, der vielleicht über tiefere, bessere, möglichst praktikablere Einsichten zu der Frage ‚Wie lebt man mit Ur?‘ entwickelt hat als sich. Doch bisher habe ich solch eine Person nicht finden können. Aber es gibt tatsächlich Spuren von Ur auf diesem Planeten!

Zuerst habe ich entdeckt, dass Tiere ihren Eigennamen auf Ur sprechen und verstehen können - und dass es sie kolossal beruhigt, wenn sie mit ihren wahren Namen angesprochen werden. Dann war mir der Bibeltext aus dem Johannesevangelium ein Trost. Es lebte demnach mindestens einmal jemand, der immerhin eine Vorstellung von Ur besaß. Allerdings

ist die Schrift schrecklich alt. In der Musik entdecke ich immer neue Spuren von Ur. Offensichtlich hatten schon viele Musiker eine Ahnung davon, denn in ihren Stücken klingen Sequenzen an, in denen ein Hauch von Ur präsent ist. Dabei ist es ganz egal, ob es sich um sogenannte klassische Musik oder moderne handelt.

Ich staune immer wieder angesichts der Tatsache, dass vielen Menschen ein Gespür für Ur angeboren ist. Das ist ihnen total unbewusst. Aber: je stärker der Anklang an Ur in einem Musikstück, desto größer sein Erfolg am Markt. Offensichtlich mögen es Menschen, Ur zu hören. Das lässt sich heute an Hitlisten ganz einfach ablesen. Ich könnte wunderbare Marktprognosen für Musiklabel abgeben und damit ein Wahnsinnsgeld verdienen!

Sogar die Silbe „Om“ meditierender asiatischer Mönche imitiert einen Klang auf Ur, der für Wasser steht – allerdings nur im allerweitesten Sinne. Denn Ur ist mehr als nur die plumpe Bezeichnung von Dingen und Sachverhalten mit Vokabeln, wie sie jede andere Sprache leistet. Ur ordnet alles, was ist, in das Raum-Zeit-Gefüge des Universums ein. Deshalb mögen mich meine Gefängniswärter bis zum Sankt Nimmerleinstag hier festhalten – ich kann ihnen kein wie auch immer geartetes Rezept für Ur verraten: Ich bin zwar in der Lage, die Raum-Zeit-Koordinaten korrekt formulieren, sodass Ur funktioniert, ich habe dummerweise nur keine Ahnung, wie man sie generiert.

Ich seufze, tief und frustriert wie immer, wenn ich bis dorthin gedacht habe. Dann greife ich wieder nach dem Stift, froh mein Schreibprojekt begonnen zu haben: Diese Biografie zu verfassen, fühlt sich wenigstens nach etwas Handfestem an, der Stift gibt mir ein wenig Halt.

*Wir zogen also um. Diesmal ging es nicht aufs Dorf, sondern in ein Städtchen in Westdeutschland, nach Boerde.*

*„Du wirst Boerde mögen, Sara. Das ist eine kleine Stadt, viel größer als Neurath. Da bemerkt uns Jansens niemand.“ Meine Mutter meinte, in der kleinstädtischen Umgebung würden wir nicht so auffallen wie auf*



dem Dorf. Dieser Ausspruch fraß sich förmlich in mein Gehirn: Es ging nach dem Mord also darum, nicht aufzufallen.

Von mir wurde bei dem Umzugstrubel nicht erwartet, dass ich irgendetwas schleppte oder mich sonst irgendwie nützlich machte. Meine Eltern waren zufrieden, wenn ich nicht störte. Und ich war heilfroh, dass man mich in Ruhe ließ. Jede Frage, jedes Wort, das an mich gerichtet wurde, ließ mich erschrocken zusammenzucken, denn man hätte damit ja wieder auf die Vorfälle in der Praxis Hollbruck zu sprechen kommen können.

Meine Mutter hatte eine Anzeige in einem Fachblatt entdeckt, in der ein älterer Tierarzt seine Kleintierpraxis zum Verkauf anbot, weil er sich zur Ruhe setzen wollte. Die Praxis war in sein Wohnhaus integriert; er wollte beides loswerden und wegen seines Asthmas in ein anderes Klima umsiedeln. Ich habe keine Ahnung von den Einzelheiten, die mit dem Umzug, der Aufgabe der alten Praxis und der Übernahme der neuen zusammenhingen. Ich wollte auch keine Einzelheiten wissen, denn sowohl mein Vater als auch meine Mutter wirkten in dieser Zeit so angespannt und abgearbeitet, dass ein Blick in ihre Gesichter mein ohnehin schon tiefschwarzes Gewissen noch mehr belastete: Das war meine Schuld.

Ich lernte in der nächsten Zeit, mich quasi unsichtbar zu machen. Als wir schließlich in das Haus in Boerde zogen, bekam ich einmal wieder eine Rede gehalten. Diesmal sprach mein Vater: „Sara, du wirst hier wieder einen Kindergarten besuchen. Du wirst nicht mehr daheimbleiben und in der Praxis helfen. Du musst endlich lernen, mit Altersgenossen umzugehen.“

Ich nickte. So sah also meine Bestrafung aus: Verbannung. Aber es handelte sich wenigstens endlich um eine Strafe. Und ich fühlte mich erleichtert, dass ich jetzt konkret dafür büßen konnte, was ich angestellt hatte. Vielleicht würde, wenn die Verbannung nur lang genug dauerte und schrecklich genug ausfiel, das eklige Gefühl von

Schuldbewusstsein, das mich wie ein Schatten überallhin begleitete, verschwinden?

„Du wirst niemandem Angst machen. Du wirst nichts Ungewöhnliches anstellen. Und tu keinem weh!“ Bei den letzten Worten wurde die Stimme meines Vaters seltsam dünn. Er wusste offensichtlich, dass ich potenziell gefährlich war. Lebensgefährlich.

Ich schüttelte den Kopf. Nicht auffallen! Ich würde nicht auffallen. Um keinen Preis würde ich mich provozieren lassen. Wenn ich gar nichts sagte, dann würde ich auch keinen Unfug auf Ur veranstalten können.

Als mich meine Mutter am nächsten Morgen zum Kindergarten brachte, küsste sie mich zum Abschied sanft aufs Haar und flüsterte mir ins Ohr: „Ach, Sara! Ich wünschte, ich könnte es dir leichter machen, aber ich weiß einfach nicht wie!“

Mir stürzten vor Freude wahre Tränenbäche aus den Augen. In ihren Worten lag für mich der Beweis: Sie liebte mich noch immer. Trotz der Tatsache, dass ich diese unerhörten Fähigkeiten besaß. Obwohl ich einen Menschen getötet hatte. Obwohl sie meinetwegen ihr bisheriges Leben aufgeben musste. Ich fühlte mich unsagbar erleichtert und weinte all die Tränen, die seit dem Mord ungeweint geblieben waren.

Anna wusste das alles natürlich nicht. Anna war Leiterin der Bärengruppe und dachte, meine Tränen wären die üblichen Tränen, die beim ersten Verschwinden der Mutter aus dem Kindergarten von den meisten Neulingen geweint wurden. Und deshalb machte Anna das, was sie dann üblicherweise tat: Sie zog mich in ihre Arme, bis mich ihr üppiger Busen fast erstickte und streichelte mich beruhigend. Den Rest des Tages ließ mich Anna kaum los.

Es tat so unglaublich gut, sich einfach hängen zu lassen und einmal bloß ein ganz kleines, dummes Kind zu sein! Ich hatte doch keine Ahnung gehabt, dass es ungeheuer anstrengend war, ständig Tiere zu beruhigen, altklug zu denken und zu handeln. Ich ließ mich bei meinem zweiten Anlauf in Sachen Kindergarten betüddeln und bedienen, aufheitern und unterhalten – und lächelte matt zum Dank. Anna war die

*Brücke, über die jedes andere Kind gehen musste, um zu mir zu kommen.  
Heimtückische Angriffe aus dem toten Winkel, wie der von Carola,  
blieben so ausgeschlossen. Bei Anna befand ich mich in Sicherheit.  
Und bei ihr lernte ich, was es heißt, ein Kind zu sein.*



## Kapitel 22: Samstag, 29.4. – 13 Uhr 04

„Mittagessen!“, tönt es aus dem Lautsprecher.

Schon? Nach dem Duschen und dem überraschenden Besuch in meiner Zelle habe ich eine Stunde tief und fest geschlafen und anschließend sehr schnell und konzentriert bis jetzt geschrieben.

Derselbe Wächter wie heute Morgen hält ein Tablett fest. Er hat dieses Mal keinen Gehörschutz aufgesetzt. Nur sein Kollege, der ihn mit dem Elektroschocker begleitet, trägt Mickymäuse. Der Wachmann stellt das Tablett auf den Tisch und greift wie selbstverständlich nach dem Heft. Ich bin schneller und mit einem Satz samt Heft auf dem schmalen Bett, alle Sinne alarmiert. Die beiden Männer schauen sich an.

„Das Heft bekommt der Boss. Gib’s her!“, schnarrt der ohne Gehörschutz, kommt aber nicht näher. Die Umgangsformen ändern sich: Der spricht mit mir. Na endlich! Es ist allerdings trotzdem nicht leicht, keine Angst zu haben. Die Kerle wirken so erschreckend durchtrainiert. Rein körperlich wäre es ihnen ein Leichtes, mich einfach zu überwältigen. Offenbar haben sie aber andere Order, denn sie halten bewusst Distanz. Vielleicht sind meine Gegner unsicherer, als sie zugeben. Ist das eine Chance für mich? Wenn ja, dann ist mir leider nicht klar, in welcher Hinsicht.

So bestimmt ich kann, antworte ich: „Der Boss, wer auch immer das sein soll, bekommt das Heft vielleicht, wenn ich meine Aufzeichnungen hier abgeschlossen habe. Wenn es mir gegen meinen Willen abgenommen wird, werde ich diesen Block sofort vernichten.“

„Tatsächlich?“ Der Ton meines Gegenübers klingt ironisch. Er lächelt schmallippig. Aber er kommt nicht näher.

„Tatsächlich!“, bestätige ich und versuche, möglichst gelassen zu klingen.

Der ohne Gehörschutz nickt bedeutungsschwanger.

„Beeil dich, dass du fertig wirst. Der Boss hat wenig Geduld.“ Dann deutet der Mann für seinen tauben Kollegen auf die Tür zum Zeichen, dass der Besuch in meiner Zelle beendet ist.

„Was wollen die genau von mir? Wer sind die?“, frage ich mich innerlich zum x-ten Mal.

Ich bin froh, dass die Leute sehr diszipliniert wirken. Wenn es einen Boss gibt, sollte auch eine Hierarchie existieren. Ordnung zu entdecken, gibt mir das Gefühl, nicht im totalen Chaos gelandet zu sein.

Warum ich für bestimmte Menschen interessant bin, kann ich mir ganz gut vorstellen. Ein Plattenlabel, das mit meinen Mitteln seine Produktionen vor der Veröffentlichung auf ihre Verkaufstauglichkeit hin testen würde, wäre Marktführer. Bei so einem Label würden nur noch Nummer-eins-Hits erscheinen. Mathematische Berechnungen kompliziertester Art kann ich zu einem Ergebnis bringen. Ich kann Materie analysieren. Ich kann Kranke heilen. Ich kann Menschen, ohne eine Spur zu hinterlassen, töten. Ich kann menschliche Stimmungen und Verhaltensweisen beeinflussen. Ich kann Sprachen verstehen. All diese Fähigkeiten könnten gesucht sein. Sie sind zum Guten wie zum Schlechten einzusetzen. Ich weiß nicht, ob meine Gefangennahme mit guten Absichten oder Zielen verknüpft ist. Wohl eher nicht. Sonst hätte man mich nicht so einfach verschwinden lassen. Es ist schon erstaunlich, was in einem sogenannten Rechtsstaat wie Deutschland möglich ist. Was gerade mit mir passiert, ist auf jeden Fall Unrecht, gegen das geltende Recht. Ich muss kein Anwalt sein, um das zu wissen.

Ich bin mir ziemlich sicher, dass die Täter Dinge von mir erwarten, die ich gar nicht leisten kann. Wie oft hat Ben nicht die falschen Schlüsse gezogen, was Ur und seine möglichen Effekte angeht!

„Du hast deine Mutter vom Krebs geheilt? Das ist ja fantastisch!“, jubelte er. Er wusste bei der Feststellung nur nicht, dass mich das

so viel Energie gekostet hat, dass ich bei dem Versuch fast selber draufgegangen bin.

„Du kannst Menschen beeinflussen? Dann könnte man deine Stimme doch auf Tonband aufzeichnen und auf psychiatrischen Stationen abspielen, wo Depressionen behandelt werden, um die Leute dort aus ihrem seelischen Tief zu holen“, schlug er begeistert vor.

Aber genau da liegt der Hase im Pfeffer: Man kann Ur natürlich aufzeichnen - aber, wenn man es tut, ist es sinnlos. Jede Aussage auf Ur ist einzigartig, weil sie an Raum und Zeit gebunden ist, aber die verändern sich ständig, wie wir seit Einstein wissen. Die Wirkung jeder Äußerung auf Ur ist und bleibt also absolut einmalig.

Ich fühle mich wie die Müllerstochter in Rumpelstilzchen - die hat man eingesperrt, um Stroh zu Gold zu spinnen, also letztlich, um etwas Unmögliches möglich zu erreichen.

Ich klettere von dem Bett, mein Heft halte ich immer noch dicht an mich gepresst. Bei dem Essen, das man auf meinen Tisch gestellt hat, handelt es sich um einen ähnlichen Mikrowellenfraß wie an den Vortagen. Ich zwingen mich, ein wenig Gemüse zu gabeln. Das Pressfleisch, das sich zwischen zwei dicken Schichten Panade verliert, stört weder durch eigenes Aroma noch durch nennenswerte Gewürzeinflüsse meine Geschmacksnerven auf. Ich vermisse Mamas gute Küche und die leckeren Snacks, die ich immer für mich selbst zubereite.

Was geht in meinen Eltern vor, was in Ben, was in den paar Freunden, die ich habe?

Meine Eltern tun mir leid! Sie machen sich bestimmt gewaltige Sorgen um mich. Wahrscheinlich sehen sie mich als Opfer eines irren Gewalt- oder Sexualtäters, weil ich so plötzlich spurlos verschwunden bin. Dabei müssten sie wissen, dass ich mich wehren kann. Wenn sie genaue Schlüsse ziehen, müsste ihnen klar sein, dass man mich eingesperrt hat - falls ich noch lebe.

Wenn ich an Ben denke, gibt mir das einerseits Kraft. Andererseits zerreißt es mir das Herz, denn er fehlt mir so! Wenn ich aus der Sache nicht heil herauskomme, dann bin ich sehr froh, dass ich Ben vorher kennengelernt habe. Dass wir es geschafft haben, uns ineinander zu verlieben, obwohl die Chancen anfangs eigentlich schlecht standen dafür. Dass wir eine Menge Spaß hatten miteinander. Auch im Bett.

Ich beginne, beim Kauen in meinem Heft ganz hinten eine neue Reihe von Fakten aufzuschreiben. Ich versuche, alle Tatsachen, die mir inzwischen bekannt sind, zu notieren, um meinen Entfhrern, ihrer Identität und ihren Absichten auf die Spur zu kommen.

*Den, der versucht hat mich zu verhören und der seine Zigaretten hier hat liegen lassen, nenne ich einfach Boss, den Wächter ohne Gehörschutz Arnold, denn der Typ besitzt eine Figur wie Arnold Schwarzenegger in seinen frühen Filmen. Der andere Wächter soll von jetzt an Bruce heißen - er erinnert mich irgendwie an Bruce Willis mit seinem schiefen Grinsen. Dann war da noch ein auffallend kleiner Mann bei dem berfallkommando, als ich an der Tür gelauscht habe.*

*Profis - die haben sogar die Etiketten aus meiner neuen Kleidung getrennt.*

*Militärischer Typ. Diszipliniert. Hierarchie innerhalb der Gruppe.*

*Steuerbanderole der Zigarettenpackung und deren Aufdruck: deutsch.*

*Zeit scheint nur begrenzt zur Verfügung zu stehen, denn der Boss hat angeblich wenig Geduld.*

*Die Ausstattung meines Gefängnisses lässt darauf schließen, dass Geld und Einfluss hinter dem Unternehmen stecken: Die Kameras sehen teuer und neu aus, deren bewegliche Stative wirken technisch hochwertig. Außerdem gehören der Krankenwagen und meine Verfolger am Beginn der ganzen Geschichte ja wohl ebenfalls mit zu der Truppe.*

*Zwei Namen kenne ich: Allen und Pete.*

*Zwei weitere Gesichter kenne ich, die bisher nicht in meiner Zelle aufgetaucht sind, nämlich den Sanitäter, der seine Hände nicht bei sich lassen konnte, und den Fahrer des Krankenwagens.*

Das ist nicht viel, was ich weiß. Ich sammle und werde weitersehen.

Ich weiß immerhin genau, was ich will: Ich will hier raus. Und ich will mich nicht missbrauchen lassen, weder mich noch meine Fähigkeiten.

Was passiert, wenn man mich erneut unter Drogen setzt? Es soll da sehr wirkungsvolle Mittel aus dem Bereich der Psychopharmaka geben. Ich muss mir unbedingt etwas einfallen lassen, das den Einsatz von Drogen ausschließt. Und ich kann nur hoffen, dass nicht plötzlich Ben oder meine Eltern vor meinen Augen bedroht werden, um mich zu erpressen.

Vielleicht wäre es das Beste, einfach zu erklären, dass man Ur nicht beliebig reproduzieren kann, damit man mich gehen lässt. Wenn aber nur ein Mensch durch meine Kräfte geheilt werden will - einer, dem es egal ist, ob ich dabei Schaden nehme? Ich warte wohl am besten ab und versuche, meine Situation besser zu erfassen, denn bisher haben meine Entführer noch nicht einmal das Wort „Ur“ benutzt.

Klack. Wieder öffnet sich die Zellentür. Dieselben Typen wie vorher kommen herein.

„Was macht dich so sicher, dass du es dir leisten kannst, das Essen nicht zu mögen?“, fragt Arnold, als er nach dem Tablett greift und sieht, dass ich nicht wirklich viel gegessen habe. Ich nehme das Heft wieder an mich und ziehe mich ohne eine Antwort in die andere Ecke der Zelle aufs Bett zurück.

Arnolds Stimme hat einen ausgesprochen gereizten Unterton. Aber es schwingt auch ein Hauch Unsicherheit mit. Er ist sich nicht wirklich im Klaren darüber, wie weit meine Fähigkeiten gehen, er scheint nur zu wissen, dass ich potenziell gefährlich bin. Keinen Gehörschutz mehr



zu tragen und mit mir zu sprechen empfindet er als riskant, er tut es aber trotzdem.

Arnold legt derweil den Löffel - ich bekomme immer nur einen Löffel! Als wäre ich auf ein Messer als Waffe angewiesen! - auf das Tablett. Ich starre ihn an. Und plötzlich, ohne darüber erst nachzudenken, mache ich spontan laut: „Buh!“, und rucke mit dem Kopf in seine Richtung, wie eine Klapperschlange beim Zubeißen. Arnold springt zurück und Bruce fuchtelt angesichts der unerwarteten Bewegung seines Kollegen sofort mit seinem Elektroschocker vor mir herum.

Ich muss schallend lachen, denn es tut gut zu sehen, dass er im tiefsten Inneren Schiss hat. Er sieht einfach lächerlich aus mit seinen Mickymäusen, die ihn nicht vor meinem Einfluss schützen können. Er muss mich nicht hören, damit ich auf seinen Organismus wirke, aber das hat man hier scheinbar noch nicht begriffen.

Arnold zischt mich aus vermeintlich sicherer Entfernung an: „Lass das sofort bleiben!“

Jetzt ist er wirklich wütend. Angst hat er nicht. Mir läuft eine Gänsehaut den Rücken hinab. Arnold ist so riesengroß, dass er fruchtbar bedrohlich wirkt, wenn er böse wird. Dann ziehen die beiden Wächter ab und die Tür knallt ins Schloss. Klug war das nicht von mir, Arnold zu provozieren. Aber es hat auf eine merkwürdige Art gutgetan.

Obwohl ich mich nach der kleinen Auseinandersetzung erschöpft fühle, will ich weiterschreiben. Die Zeit bei und mit Anna war schön. Es wird mir jetzt guttun, mich an etwas Schönes zu erinnern:



## **Kapitel 23: Samstag, 29.4. - 13 Uhr 32**

*Anna ermutigte die Kinder der Bärengruppe, mit mir zu spielen. Ich fand sogar eine Freundin: Merle. Merle war das erste Kind, das mich zu seinem Geburtstag einlud! Ich war so gespannt - endlich durfte ich auch einmal an so einer Feier teilnehmen! Sogar meine Eltern waren aufgeregt, denn auch für sie bedeutete es einen großen Schritt nach vorn, dass ich so etwas wie ein soziales Leben begonnen hatte! Zwei Stunden vor der Zeit saß ich schon bereit, balancierte das Geschenk auf den Knien und ließ in meinem Inneren den Countdown herunterlaufen, bis ich die dreihundert Meter an Mamas Hand gehen durfte, um zu Merles Wohnung zu kommen. Meine Mutter strahlte, als sie mich an der Haustür ablieferte, an der ein paar Luftballons zum Zeichen dafür baumelten, dass hier ein Geburtstagskind wohnte.*

*Ich verbrachte ein paar wunderbare Stunden mit Merle und fünf anderen Kindern; wir spielten und lachten, futterten und genossen eine Kasperltheatervorstellung, die Merles Eltern uns vorführten. Und nur ein Mal, ein einziges Mal griff ich in meine Trickkiste: Als Katrin fast die sieben Negerküsse auskotzte, die sie in sich hineingeschlungen hatte, sorgte ich ganz unauffällig dafür, dass sich ihre Magennerven beruhigten.*

*Auch das war eine wichtige Erfahrung für mich: unspektakulär eingreifen zu können. Es musste ja kein Großbrand sein - und schon gar kein Mord. Ich konnte dezent und fast unmerklich meine Fähigkeiten einsetzen.*

*So wie meine Hände geschickter wurden, begann ich auch sonst, einfach geschickter mit meinem Leben umzugehen. In meiner zweiten Kindergartenzeit blieb es ruhig um mich; keine wild wuchernden Gerüchte, keine unerklärlichen, spektakulären Vorfälle. Wenn ich in der Praxis half, dann so dezent, dass niemand auf die Idee kam, mich beim nächsten Besuch darum zu bitten, dass ich bei der Konsultation anwesend sein sollte. In Boerde sahen die Leute nicht hinter dem*

Ehepaar Jansen und seiner Tochter Sara her, als wäre gerade der Leibhaftige vorbeigegangen.

In der Schule allerdings begann ich schon wieder aufzufallen. Sehr sogar. Ich weiß gar nicht, was wirklich genau passiert ist, damit ich gleich zu Beginn meiner Schulzeit zum Hassobjekt meiner Klassenkameraden, wieso ausgerechnet ich zum Mobbingopfer Nummer eins degradiert wurde. Jedenfalls ist es passiert. Gründlich! Und es hat mich fast umgebracht. Ich habe immer wieder darüber nachgegrübelt, weshalb das geschehen ist, nach Ursachen gesucht. Meine Mitschüler hassten es, wenn ich von Lehrern gelobt wurde - so viel weiß ich. Aber das kann doch nicht der Grund gewesen sein für diese totale, allumfassende Ablehnung? Oder doch?

Ich fiel schon nach ein paar Tagen in der Grundschule auf wie ein bunter Hund. Meine Grundschullehrerin hieß Frau Gemein. Sie war - abgesehen von ihrem Namen - eigentlich ganz nett, hatte aber keine Ahnung, was eine Schulklasse eigentlich für ein Haifischbecken ist, in dem unter der Oberfläche ganze Beine abgebissen wurden, während über Wasser alles durchaus freundlich lächelte.

In meiner Klasse befanden sich zwei Kinder von Zuwanderern aus Russland, die praktisch kein Deutsch sprachen, ein Junge aus Kroatien, den zunächst niemand verstand und vier türkischstämmige Kinder mit unterschiedlich guten Deutschkenntnissen. Keine einfache Aufgabe für Frau Gemein. Sie sprach weder Türkisch noch Kroatisch oder Russisch. Ich verstand diese Kinder natürlich - und es war ziemlich schwer, das geheim zu halten. Als Frau Gemein hilflos neben Pjotr stand, der am dritten Schultag auf seinem Stuhl in der Klasse hockte, jammerte und weinte, habe ich ihr irgendwann erklärt, er hätte ziemlich starkes Bauchweh.

Als unter vier Kindern ein wüster Streit auf Türkisch ausbrach, konnte ich aufklären, dass es eigentlich um ein besonderes Lineal von Mirei ging, das sich Mirkan stibitzt hatte. Und als die Mutter von Slobodan

wie ein Maschinengewehr auf Kroatisch auf Frau Gemein einredete, im Versuch mitzuteilen, dass ihr Sohn mit einer fiebrigen Erkältung daheim im Bett läge, hatte ich mich auch ganz flott als Dolmetscherin verplappert.

Ich hatte einigermaßen gut gelernt, kein Feuer mehr zu legen oder mich nicht mehr unwiderstehlich erscheinen zu lassen, aber es bereitete mir arge Schwierigkeiten, die Klappe zu halten, wenn es um Hilfsbereitschaft ging. In den beschriebenen Fällen hatte ich wirklich nur helfen wollen - schließlich lebten mir meine Eltern tagtäglich vor, dass es gut ist zu helfen. Sie arbeiten schließlich als Ärzte; Helfen ist ihr Beruf.

Aber bei meinen Dolmetscheraktionen bedachte ich nicht, dass es Verdacht erregen musste, wenn ich in meinem Alter ganz zwanglos aus drei verschiedenen Fremdsprachen ins Deutsche übersetzen konnte. Frau Gemein reagierte begeistert - und beging den fürchterlichen Fehler, mich vor der ganzen Klasse zu loben und immer wieder als Übersetzerin einzusetzen. Die Kinder mit den schwachen Deutschkenntnissen hassten mich daraufhin, weil ich für sie einen lebenden Vorwurf bezüglich ihrer eigenen sprachlichen Unzulänglichkeiten darstellte. Der Rest der Klasse war vermutlich einfach sauer, weil ich so eine Sonderstellung bekam.

Merle ging mit mir in dieselbe Grundschulklasse. Solange sie sich an meiner Seite hielt, schien mein Leben als Schülerin ganz in Ordnung. Zu jemandem zu gehören ist ganz wichtig! Wenn man allein und kein buchstäblich anziehender In-Typ ist, dann bleibt man allein. Es handelt sich da um einen hübschen Teufelskreis: Das Alleinsein macht einen in aller Augen verdächtig - mit der stimmt was nicht, sonst hätte sie ja Freunde - und andere Kinder bleiben argwöhnisch auf Distanz, eben weil man allein seine Kreise zieht.

Gegen Ende des ersten Schulhalbjahres zog Merle mit ihren Eltern nach München. Für mich bedeutete das eine Katastrophe! Ich war wieder isoliert - und bot reichlich Angriffsfläche! Ich hatte das Lesen sehr schnell gelernt und bei meinem Wortschatz bereitete es mir keine

Schwierigkeiten, auch Texte zu lesen, die weit über das hinausgingen, was man sonst einem ersten Schuljahr serviert. Damit klaffte bald die intellektuelle Schere zwischen meinen Mitschülern und mir weit auseinander, denn ich schmökerte begeistert in allen Büchern, die ich in die Finger bekam und eignete mir so Wissen an, das meine Klassenkameraden völlig abhängte.

„Wollen Sie Ihre Tochter nicht eine oder gar zwei Klassen überspringen lassen? Sara ist hier hoffnungslos unterfordert“, erklärte Frau Gemein bei einem Elternsprechtag.

Aber davon hielten Mama und Papa wenig. Sie vertraten die Meinung, dass es für mich schon schwierig genug war, mit gleichaltrigen Kindern zurechtzukommen. So blieb ich in meiner Klasse. Aber bald schätzte ich die Ferien deutlich mehr als die Schulzeit.

Grundschüler verhalten sich alles andere als harmlos und gutartig. Das ist so subtil, was da zwischen Schülern passiert! Die Intensität des Drucks kann niemand ermessen, der dem nicht selbst einmal ausgesetzt war. Es gibt keinen Ausweg; was man auch tut oder lässt, es wird gegen einen verwendet. Wenn ich früh auf den Schulhof kam, höhnte sicher jemand: „Na, heute wieder besonders früh da, damit du schön viel lernen kannst?“ Erschien ich dagegen spät, dann fand sich immer einer, der lästerte: „Na, du feige Sau! Nur hier, wenn die lieben Lehrer auch da sind. Du bist so ein Totalversager.“ Und um mich herum schien nach solch einem Spruch eine Art luftleerer Raum zu bestehen; andere Kinder mieden mich wirklich, als hätte ich die Pest.

Im Unterricht befand ich mich in Sicherheit – die Autorität der Lehrer sorgte dafür, dass mir dann keiner allzu dumm kam. Aber die Pausen waren die Hölle! Da fand sich immer ein Ellenbogen, der mir in den Rücken gerammt wurde. Mein Anorak verschwand dauernd. Versuchte ich, aufs Klo zu entwischen, wurde die Tür von außen zugedrückt und die Zuflucht verwandelte sich in ein Gefängnis. Nahmen Eltern oder Lehrer meine Partei, war ich ein Weichei und eine Heulsuse; versuchte ich, den anderen allein die Stirn zu bieten, dann bekam ich eben den ganzen Segen ab. Mannschaften waren grundsätzlich komplett, wenn ich erschien. Ein Rest von Stolz ließ mich dann nicht darum betteln, mitspielen zu dürfen. Aber wer nicht mitspielt, muss ja eingebildet

sein und sich für etwas Besseres halten. Schwupp, war wieder ein neuer Grund gefunden, mich anzugreifen: Nieder mit der Hochnäsigkeit! Hatte ich eine Jeans an, die irgendein modisches Accessoire aufwies, dann gab es bestimmt in meiner Nähe einen Grund, ausführlich und laut darüber zu diskutieren, warum besondere Reißverschlüsse oder Hosen mit Stickerei total out seien.

„Sag mal, Sara, kannst du mir bei den Matheaufgaben helfen?“

Das bekam ich so oder so ähnlich häufiger zu hören. Schließlich hatte ich gute Noten. Und wenn es mir tatsächlich gelungen war, einmal jemanden an meine Seite zu bekommen, wenn ich einmal nicht allein ging, dann ließen sich die In-Typen herab, bei mir zu erscheinen. Nicht etwa, um meine Nähe zu suchen, sondern, um meinen Gefährten oder meine Gefährtin abzuwerben.

Es schien für meine Klasse geradezu notwendig zu sein, jemanden wie mich ganz unten in die Hackordnung zu bringen und wie Freiwild dort isoliert zu halten, damit ich als Blitzableiter beziehungsweise Sündenbock für jeden Ärger und Wutanfall ohne jede Unterstützung oder Schutz erhalten musste. Ich war so unbeliebt, dass sämtliche Mitschüler in Bezug auf meine Person das Weite suchten und fanden.

Ich denke bisweilen, ich kann Amokläufer verstehen - manchmal war ich damals fast unfähig zu atmen vor Wut. Und ich fürchte, wenn ich nicht schon die schreckliche Erfahrung gemacht hätte, wie ein Mord einen belastet, dann hätte es tatsächlich Tote gegeben in meiner Grundschulklasse. So beschränkte ich mich darauf, hin und wieder jemanden quer über sein Pult kotzen zu lassen. Ein schwacher Trost. Eine nasse Hose wäre eine wunderbare Demütigung gewesen - aber nach meinen Erfahrungen mit Carola Suttner traute ich mich nicht mehr, so etwas zu inszenieren. Und über den Häuptern meiner Klassenkameraden das Bedürfnis auszugießen, mich gern zu haben, dazu wurde mir jeden Tag aufs Neue die Lust ausgetrieben: Mit denen, die mich ständig so quälten, wollte ich gar nichts zu tun haben - und litt doch unendlich darunter, nicht dazu zu gehören. Also war wieder einmal Leben im Spagat angesagt: zwischen Hoffen und Bangen, Wut und Machtlosigkeit, Überlegenheit und Unterlegensein. Zum Verrücktwerden.

Aber irgendwann ist sogar die Hölle Routine: Man gewöhnt sich selbst daran. Ich zog mich in den Pausen in die Nähe des Fahrradständers am Rande des Schulhofes zurück und las, wenn man mich in Ruhe ließ. Im Unterricht arbeitete ich mit, denn dann musste ich mich nicht mit meinen Mitschülern befassen, und hatte wenigstens hin und wieder ein positives Gefühl, wenn ich von Lehrern gelobt wurde. Meine Eltern wussten, dass es mir nicht gut ging, aber sie waren ziemlich machtlos. Ihre Gespräche mit meinen Lehrern und mir änderten nichts daran, dass ich gnadenlos ausgegrenzt wurde.

Damals hätte ich wer weiß was dafür gegeben, am Tag träumen zu können, um einfach nicht mehr bei vollem Bewusstsein aushalten zu müssen, was meine Mitschüler, von denen ich nie wusste, was ich ihnen eigentlich getan hatte, so alles an Gemeinheiten ausbrüteten. Und mir waren trotz meiner besonderen Fähigkeiten die Hände gebunden, weil ich keinerlei Verdacht erregen durfte - schließlich hatte ich einen Toten auf dem Gewissen und mit verschiedenen Strategien schon sehr schlechte Erfahrungen gemacht.

Über Ur kann ich die Realität durchaus beeinflussen. Was ich nicht kann, ist träumen. Ich bin der Wirklichkeit scheinbar gnadenlos verpflichtet. Gerade in der Grundschulzeit habe ich immer wieder einmal versucht, mir auszumalen, wie das sein könnte, wenn ich mich gegen meine Peiniger wehre, ihnen meine Überlegenheit zeige, sie vor Angst schlotternd in ihre Löcher kriechen lasse, weil sie begreifen, dass ich eine tödliche Gefahr für sie darstelle. Das wäre doch mal ein schöner Tagtraum gewesen! Aber so wie ich nachts nie träume, kann ich auch tagsüber keine Traumbilder heraufbeschwören, um mich darin zu verlieren und meinen Bezug zur Wirklichkeit zu lösen. Ich kann mir Dinge wünschen, vorstellen. Aber mich so wie ein echter Tagträumer in Bilder und Szenen mit einem hohen Realitätsgrad hineindenken oder gar darin verlieren, das kann ich nicht.

Immer wieder sind da die Raum-Zeit-Koordinaten, die wie ein Gitternetz über (oder unter) allem liegen. Ich vermute, sie sind es, die mich so an die Realität binden.

*Und ihretwegen ist es völlig zwecklos, mir das Geheimnis von Ur abjagen zu wollen. Ohne die Raum-Zeit-Koordinaten ist alles andere sinnlos, wirkungslos, weil Ur dann nicht vollständig ist. Und diese Koordinaten kann ich zwar korrekt formulieren, aber ich habe keine Ahnung, nach welcher Gesetzmäßigkeit sie entstehen - es ist wohl so, als trüge ich in mir einen Raum-Zeit-Kompass, der sie ausspuckt, wenn ich sie brauche. Und nur dann. Damit Ur seine vielfältigen Wirkungen entfaltet, sind die korrekten Koordinaten Voraussetzung, die alles „Summen“ untermalen.*

*Ich weiß das. Aber meine Entführer wissen das wahrscheinlich nicht.*





## **Kapitel 24: Samstag, 29.4. - 18 Uhr 23**

Ich bin müde. Meine Hand tut vom Schreiben weh - und es tut mir in der Seele weh, wenn ich an diese verkorkste Zeit in der Grundschule zurückdenke. Da sind so viele Verletzungen in meinem Inneren, die mich letztlich sehr geprägt, die mir ein tiefes Misstrauen gegen meine Mitmenschen eingepflanzt haben. Ich frage mich bei jedem Menschen, zu dem ich eine Beziehung aufbaue: Wird diese Beziehung tragfähig sein? Wie lange wird diese Freundschaft halten? Welchen Belastungen hält sie stand? Wie viel von meinem wahren Ich darf ich hier leben, ohne den neuen Freund oder die Freundin in die Flucht zu schlagen? Darf ich endlich *ganz* sein? Worin besteht der Wert einer Freundschaft, wenn sie auf falschen Voraussetzungen beruht, weil ich einen völlig anderen Menschen spiele, als ich wirklich bin?

Ich bin dieses Gedankenkarussell leid. So oft bin ich schon ergebnislos im Kreis gefahren! Jetzt habe ich all den Mist aus meiner Erinnerung ans Tageslicht und aufs Papier gezerrt, aber es hilft anscheinend nicht. Was sollten sich daraus für Schlüsse ergeben? Wie sollten mir diese Erinnerungen helfen, aus meiner jetzigen Situation zu entkommen?

Als ich begann, den letzten Abschnitt zu schreiben, hatte ich vor, mich an Schönes zu erinnern - aber die Zeit mit Anna war wohl kürzer, als ich dachte.

Vielleicht bin ich ja hier in diesem Arrest tatsächlich besser aufgehoben als „in der freien Wildbahn“. Schließlich bin ich eine Gefahr für die Allgemeinheit. Die Art und Weise, wie ich Ben das Leben gerettet habe sowie mein Mord an Hollbruck beweisen das. Vielleicht wissen andere, klügere Köpfe besser, was es mit Ur auf sich hat, wie man Ur positiv nutzen kann und nicht nur von einem mentalen Versteck ins Nächste springt. Vielleicht kann ich die Situation hier nicht nur als eine Art „Besinnungswochenende“ nutzen, sondern ich treffe hier auf jemanden, der mir weiterhilft, vielleicht sogar etwas über Ur weiß. Das wäre eine mehr als erstaunliche Wendung!

Es ist jetzt 19 Uhr 22. Das Abendessen lässt man anscheinend ausfallen; es wurde bisher immer früher serviert. Offensichtlich nimmt man mir

meinen kleinen Ausrutscher vom Mittag gegenüber meinem Zimmerservice übel. Ich schlafe jetzt, denn ich weiß nicht mehr, was richtig ist, was falsch oder überhaupt, was ich eigentlich will. Wie gut, dass ich mir selbst ein Schlaflied singen kann, das präziser wirkt, als wenn ich tausend Schafe zählte!

Kaum habe ich die Augen geschlossen und bin in Schlaf gesunken, geht die Zellentür auf - ohne die vereinbarte Vorwarnung. Verwirrt schieße ich vom Bett hoch, versuche schwankend, auf noch unsicheren Füßen das Gleichgewicht zu halten und halte meinen Block fest an mich gepresst. Das habe ich zumindest gut im Griff.

Arnold verkündet knapp: „Abendessen.“

19 Uhr und 34 Minuten sagen mir meine inneren Zeitgeber. Will man mich jetzt in einen Zustand der Erschöpfung aus Schlafmangel hineinmanövrieren? Das ist eine weitverbreitete Foltermethode. Diese winzige Schlafphase jetzt abubrechen ist einfach zu gemein, um zufällig erfolgt zu sein. Da bin ich mir ziemlich sicher. Profis. Ich habe es mir doch gedacht.

In meinem Kopf herrscht Chaos. Alles schreit nach Schlaf, nach Ruhe, vor allem nach Vergessen. Und ich ärgere mich darüber, dass die Regeln gebrochen wurden. Das kann ich schließlich auch.

'Du darfst dich nicht unter Druck setzen lassen. Du musst sie unter Druck setzen!' Dieser wütende Gedanke scheint mir plausibel. Außerdem bin ich wirklich sauer, wenn man mich nicht ungestört schlafen lässt. Was tun?

Ich kann sie angreifen, ich kann den Laden in Brand setzen oder ich kann mich selbst gefährden. Wahrscheinlich rechnen weder Bruce, der wie immer mit Gehörschutz als Gewährsmann für Arnold den Raum betreten hat, noch Arnold, der gerade mit seinem Tablett zu dem Tisch geht, der neben meinem Bett steht, mit einer dieser Möglichkeiten. Das Stadium hatten wir eigentlich hinter uns. Aber ich habe den Streit hier nicht angezettelt. Die haben die Regeln nicht eingehalten, indem sie hier ohne Vorankündigung hereinmarschiert sind.

Ich entschieße mich spontan für eine Attacke auf Bruce, denn ich habe keine Lust auf eine Bekanntschaft mit dem Elektroschocker, den er sicher einsetzen würde, wenn ich Arnold angreife. Außerdem ist mir Arnold einfach zu groß, um auf ihn loszugehen. Mein Ziel ist Bruce´

Magen. Es ist relativ einfach, aber immer wieder sehr effektiv, Menschen zu hemmungslosem Kotzen zu bewegen, weil sie dann komplett von rein vegetativen Befehlen gesteuert werden. An seine Waffe wird Bruce keine Gedanken mehr verschwenden, wenn ich loslege.

Mein Signal ist laut, kurz und fällt sehr stark aus. Verblüfft und mit schreckgeweiteten Augen sieht Arnold, wie sein Kollege den Elektroschocker auf meinen Schrei hin fallen lässt, krampfhaft mit beiden Händen nach seiner Mitte greift und dann einfach vornüber kippt.

Arnold reagiert blitzschnell, das muss man ihm lassen. Er lässt Teller, Suppentasse und Löffel vom Tablett gleiten und setzt es gegen mich als Waffe ein. Das Tablett trifft mich mit voller Wucht flach am Rumpf, schleudert mich gegen die Wand und dann zu Boden. Verdammt, so hatte ich mir das nicht vorgestellt! Arnold kickt den Elektroschocker zur Tür hinaus und schleift Bruce nach draußen. Dann knallt meine Zellentür ins Schloss.

Ich rapple mich langsam auf die Füße. Mit einer Hand betaste ich vorsichtig meine rechte Seite. Autsch! Das gibt blaue Flecke, wenn ich nicht schnell etwas dagegen tue. Ich summe leise gegen den Schmerz an und schmelze ihn fort.

Dabei wird mir erschreckend klar: Wenn nicht jemand sofort Bruce in ein Krankenhaus bringt, dann habe ich das zweite Menschenleben auf dem Gewissen. Da ich zuvor nie eine Gelegenheit bekommen habe, ihn zu schallen, wusste ich nicht, dass dieser überaus fit wirkende Typ ein gewaltiges Magengeschwür in sich trägt. Vielleicht wusste Bruce selbst nichts davon, dass da in seinem Magen eine Zeitbombe tickte. Durch meinen Angriff habe ich das Geschwür platzen lassen wie eine reife Frucht. Das alles haben mir die Echos gesagt, die ich bei meiner Aktion empfangen habe.

Was tun?

Was tun!

Verbessert sich meine Situation, wenn ich einen meiner Kidnapper töte? Plötzlich wird mir klar, dass ich das gar nicht will. Meine Situation verbessern, sicher, daran ist mir sehr gelegen. Aber ich will nie, niemals wieder einen Menschen töten, wenn ich das umgehen kann! Das habe ich mir geschworen. Jetzt ist es noch möglich zu vermeiden, dass

Bruce stirbt - das hoffe ich zumindest. Deshalb baue ich mich vor der Kamera auf. Dort befindet sich ja auch die AbhÖranlage.

Ich versuche, ganz ¼berzeugend, klar und deutlich zu sprechen, als ich sage: „Hallo? HÖren Sie gut zu! Ihr Kollege, der hier gerade zusammengeklappt ist, hat ein groÙes Magengeschw¼r. Es ist bei unserer Auseinandersetzung aufgebrochen. Wenn er nicht sofort ganz gezielt medizinische Hilfe bekommt, wird er sterben. HÖren Sie? Bitte glauben Sie mir! Nehmen Sie meine Mitteilung ernst. Das ist kein Trick von mir. Der Mann hat ein Magengeschw¼r und er wird innerlich verbluten, wenn er nicht umgehend in ein Krankenhaus kommt! Geben Sie mir bitte ein Zeichen, dass Sie das gehÖrt und verstanden haben!“

Dreimal wiederhole ich langsam die Botschaft.

So angestrengt ich lausche, ich hÖre nichts - keine Unruhe vor meiner Zellent¼r, kein F¼Ùetrappeln, kein Martinshorn, gar nichts. Offensichtlich ist die Schalld¼mmung meiner Zelle wirklich sehr gut. Dann f¼llt mir ein: Es ist unwahrscheinlich, dass meine Entf¼hrer einen Krankenwagen hierher rufen. Das k¶nnte sie beziehungsweise ihren Standort verraten. Die werden Bruce bestenfalls in ein Hospital bringen.



## Kapitel 25: Samstag, 29.4. - 21 Uhr 8

Siebenundsechzig Minuten später geht ohne Vorwarnung meine Zellentür auf. Der Boss erscheint im Türrahmen. Auf der Schwelle bleibt er stehen, dreht sich noch einmal um, tritt eine Zigarette auf dem Fußboden vor meiner Zelle aus und atmet gestresst eine letzte Qualmwolke in den Flur. Müde lächelnd betritt er dann den Raum. In der Hand hält er eine Schusswaffe.

„Sehr eindrucksvoll, Sara“, beginnt er mit einer leicht heiser klingenden Stimme. Der Vorfall hat ihn offensichtlich mitgenommen. Liegt ihm etwas an seinen Leuten? Ist Bruce wichtig? Oder habe ich gerade einen Hauch Menschlichkeit an diesem Mann entdeckt?

Er setzt sich auf den Stuhl, ich versuche, mich möglichst entspannt aufs Bett zu hocken. Mit den Trümmern meines Abendessens als Denkmal der vorausgegangenen Auseinandersetzung auf dem Fußboden fällt mir das nicht wirklich leicht. Und angesichts der Waffe in der Hand des Mannes ist es für mich noch schwieriger, so etwas wie Gelassenheit vorzugaukeln. Ich verstehe überhaupt nichts von Schusswaffen, deshalb hilft mir der Anblick der Pistole keinen Schritt weiter bei meiner Sammlung von Hinweisen über meine Kidnapper.

Bin ich dieses Mal mit meiner Attacke gegen den Wächter zu weit gegangen? Ist der da jetzt das Exekutionskomitee?

Ich muss mich unheimlich zusammenreißen, um nicht wie Espenlaub zu zittern. Eng schlinge ich die Arme um meine angezogenen Knie - so kann ich mich einigermaßen ruhig verhalten. Gegen eine Kugel bin ich machtlos, wenn sie mich an der richtigen Stelle trifft. Der Mann bemerkt meinen starren Blick in Richtung seiner rechten Hand.

„Das Ding“, die Pistole hebt sich bei seinen Worten ein wenig, „ist zu meinem Schutz hier. Ich bin mental um einiges besser trainiert als mein Mitarbeiter. Du kannst fest damit rechnen, dass meine letzte Handlung, bevor ich k. o. gehe, darin besteht, dir eine Kugel zu verpassen, wenn du mich angreifen solltest.“

Er ist wirklich entschlossen, sich zu verteidigen. Er sagt die Wahrheit.

Ich muss ohne echte Heiterkeit lächeln. Die Situation ist zu aberwitzig! „Sie machen sich die Mühe, Ihre Zigarette auszutreten,

bevor Sie hereinkommen, und drohen dann damit, mich abzuknallen? Wie passt denn das zusammen?", will ich wissen.

Er lächelt zurück, mit ebenso wenig Heiterkeit wie ich: „Sagen wir, es ist meine Art, mich dafür zu bedanken, dass nicht einer meiner Männer gerade draufgegangen ist.“

„Wie geht es ihm?“, erkundige ich mich, ohne wirkliche Hoffnung auf eine Auskunft, doch die bekomme ich erstaunlicherweise prompt.

„Lausig. Der Arzt hat gestaunt, weil wir gleich auf ein Magengeschwür hingewiesen haben. Der Doc wollte nämlich zuerst auf Herz-Kreislaufschwäche behandeln. Aber das wäre wohl danebengegangen. Es wird hart, doch der Patient hat eine gute Chance, sagt der Arzt.“

Ich atme heftig aus. Ein Teil meiner Anspannung löst sich. Kein weiterer Mord, das ist mir wichtig!

„Du tötest nicht gern.“ Der Mann stellt diese Tatsache sachlich und sehr ruhig fest. „Aber du kannst töten.“

Was soll ich dazu sagen? Ein Kommentar ist überflüssig. Aber es gibt andere Dinge, über die ich gern sprechen würde. Also versuche ich es:

„Es hat wohl wenig Sinn, Sie zu fragen, wo ich bin und wer mich hier gefangen hält.“

Der Mann nickt. Wenn ich ihn nur schallen könnte! Aber die Pistole verbietet das.

„Warum hält man mich fest?“

Er schweigt. Sein Schweigen allerdings wirkt mühsam, so, als fühlte er sich dabei nicht wohl in seiner Haut. Dieses kurze Gespräch darüber, wie es Bruce geht und ob er meine Attacke überleben wird, hat eine Verbindung geschaffen. Wie erstaunlich!

„Bekomme ich wenigstens einen Namen, mit dem ich Sie ansprechen kann?“, bohre ich weiter.

„Tom.“

„Das ist nicht Ihr wirklicher Name“, antworte ich, ohne nachzudenken, wie aus der Pistole geschossen. Ich höre deutlich, dass zwischen der Wahrheit und dem, was er gesagt hat, ein Spalt klafft, kein großer Spalt, aber es besteht sicher ein Unterschied zwischen der Realität, und dem, was er behauptet.

„Woher weißt du das?“

Seine Augen sind wie Suchscheinwerfer! Er besitzt erstaunliche Augen - ich kann beim besten Willen nicht sagen, welche Farbe sie haben. Da

ist Grau dabei, ein Hauch Grün, Braun, Goldtöne, sogar Blau. Die Iris scheint zu leuchten.

Ich schaue ebenso unverwandt zurück, kontere mit Gegenfragen. „Damit sind wir wieder beim Kernthema, nicht wahr? Warum werde ich hier festgehalten? Etwa, weil ich erkenne, wann jemand lügt?“

„Woher weißt du, wie spät es ist? Wie hast du zwei Männer draußen in der Dahlienstraße bewusstlos werden lassen, von denen jeder doppelt so schwer war wie du? Wie kannst du einen gut trainierten Mann von den Füßen holen, indem du ihm sein Magengeschwür hochgehen lässt?“, reiht Tom, oder wie auch immer er heißt, die nächsten Fragen aneinander. Er lässt seine Augen keinen Moment bei dieser Aufzählung von mir, blinzelt nicht einmal.

„Das war keine Absicht mit dem Magengeschwür. Hätte ich gewusst, dass da eines ist, dann hätte ich mir ein anderes Ziel gesucht“, gebe ich leise zu.

„Oh! Eine Gefangene mit moralischen Prinzipien! Das hat man selten“, stellt Tom sarkastisch fest. „Wenn mich jemand gegen meinen Willen festhält, dann würde ich ihm bei der ersten Gelegenheit eins über den Schädel ziehen, um zu fliehen.“

„Oh! Ein Kidnapper ohne moralische Prinzipien, warum wundert mich das nicht?“, halte ich ebenso sarkastisch dagegen.

Wir müssen plötzlich beide lachen, diesmal mit echter Heiterkeit. Es tut unendlich gut, einmal zu lachen, auch wenn es mir grundfalsch erscheint, es ausgerechnet unter diesen Umständen und mit diesem Mann zu tun. Beim Lachen sprühen seine merkwürdigen Augen Funken. Ich versuche im Sog des Lachens, in diesem Bisschen Gemeinsamkeit, das plötzlich da ist, meine Fragen erneut zu stellen: „Warum hält man mich hier fest?“

„Du bist viel zu interessant, als dass man dich frei herumlaufen lassen könnte.“ Tom spricht so leise, er flüstert beinahe.

In seiner Stimme schwingt viel mit: Ehrlichkeit (Diesmal sagt er die Wahrheit!), dazu sehr viel Neugier, ein Hauch Furcht, Ratlosigkeit, echter Wissensdurst – und Begehren. Ach du Schreck! Was soll denn das? Unvermittelt steht er auf. „Hat dich der Schlag mit dem Tablett verletzt?“, erkundigt er sich plötzlich sehr sachlich, wie um auf eine andere, vollkommen neutrale Ebene der Kommunikation zu springen und kommt näher, so als wollte er mich untersuchen. Ich krieche fast die

Wand, an der das Bett steht, hinauf! Toms Vorwärtsbewegung stoppt abrupt. Er hebt beide Hände, wie um anzudeuten, dass er mich nicht bedrängen will.

„Muss das ärztlich behandelt werden, wo dich das Tablett getroffen hat?“, fragt er noch einmal.

„Das ist alles schon wieder in Ordnung“, erwidere ich hastig.

Grimmig lächelt Tom. „So erstaunlich schnell in Ordnung wie deine Schürfwunden abgeheilt sind, die du dir zugezogen hast, als du in der Dahlienstraße zu Boden gestürzt bist?“

Der kurze Moment in Harmonie ist vorüber. Wir sind wieder Gegner in einem Kampf, von dem ich nicht weiß, unter welchen Vorzeichen er stattfindet oder wer ihn angezettelt hat.

„Geben Sie mir Bescheid, wenn Sie Nachricht aus dem Krankenhaus bekommen?“, bitte ich.

„Tom. Gelogen oder nicht, sag einfach Tom zu mir. Ja, ich sage dir Bescheid, wenn ich eine Nachricht erhalte.“

Damit verlässt Tom die Zelle. Die Tür öffnet sich dabei wie immer wie von Geisterhand, also sind wir beobachtet worden.

Arnold erscheint drei Minuten später, säubert den Boden und bringt ein neues Abendessen. Er kommt nicht allein: Dieses Mal marschiert ein auffallend kleiner Mann hinter ihm her, eine merkwürdig aussehende Schusswaffe, vielleicht eine Betäubungspistole, im Anschlag. Aha, personelle Reserven sind offensichtlich vorhanden, wenn jemand ausfällt. Ich taufe den neuen Mann spontan Muck nach dem kleinen Muck. Sein Mangel an Körpergröße täuscht aber nicht darüber hinweg, dass auch er sehr gut trainiert und hoch aufmerksam wirkt. Arnolds Blick sagt mehr als tausend Worte: Er hätte mich wahrscheinlich am liebsten erschlagen!

Es dauert endlos, bis ich nach dem aufregenden Intermezzo wieder eingeschlafen bin. Fast glaube ich, dass ich doch einmal träume, als eine Stimme, Toms Stimme, in meinen Schlaf dringt: „Sara? Sara! Er befindet sich außer Gefahr. Sie haben ihn operiert und gesagt, es war eine Sache auf Leben und Tod. Aber er wird es wohl überstehen.“ Tom scheint den Lautsprecher zu benutzen, um mir das mitzuteilen; hätte er meine Zelle betreten, wäre ich sofort wach geworden.



Ich brumme zustimmend.

„Du bist mir was schuldig für diese Information“, fordert die Stimme.

Dann sacke ich wieder in tiefen Schlaf.



## **Kapitel 26: Sonntag, 30.4. – 7 Uhr 03**

Beim Erwachen und beim Frühstück fühle ich mich wie verkatert: Ich habe natürlich nicht schlecht geträumt. Aber immer wieder bin ich wach geworden. Die Nachtruhe war nicht erholsam. Da nach der Morgenmahlzeit nichts weiter passiert, beginne ich wieder zu schreiben:

*Bilder aus meiner Grundschulzeit haben sich nachts in meinen Kopf geschlichen, die Frage, wie es gewesen wäre, meinen Quälgeistern mal so richtig mittels meiner Fähigkeiten in den Arsch zu treten. Wie oft habe ich mir nicht überlegt, die Rädelsführer einzeln abzupassen, ihnen eine Lektion zu erteilen, die sie nicht vergessen würden, um ein für alle Mal Ruhe zu haben.*

*Aber irgendwer hätte bestimmt nicht den Mund gehalten. Irgendwer hätte mich verraten. Dann wäre man mir und Ur auch in Boerde auf die Spur gekommen. Dann hätten meine Eltern vielleicht wieder die Flucht antreten müssen. Dann wäre höchstwahrscheinlich dieser merkwürdige Todesfall mit dem Arzt in meiner Vergangenheit erneut zur Sprache gekommen.*

*Ich sah nur einen Weg: aushalten und durchstehen. Mehr als einmal habe ich mir überlegt, dorthin zu gehen, woher die Stimmen aus meiner Komazeit stammten. Der Weg schien manchmal so verlockend! Ich glaube, vor allem meinen Eltern zuliebe tat ich es nicht.*

*Und es ist ja nicht so, als hätte mein Leben seit Beginn der Schule ausschließlich rabenschwarze Seiten gehabt. Als meinen Eltern klar wurde, dass es in meiner Grundschulklasse sozial nicht gut für mich lief, nachdem Merle umgezogen war, hatten sie eine wunderbare Idee: Sie kauften mir ein Pferd. Wirklich geschenkt bekam ich es nicht – ich arbeitete dafür, indem ich nach wie vor in der Praxis half, allerdings seltener, viel vorsichtiger und weniger auffällig als noch in Neurath.*

Als ich neun Jahre alt wurde, taten meine Eltern geheimnisvoll. Ein Kindergeburtstag wurde nicht gefeiert - wen hätte ich schon einladen sollen? Zum Glück fiel der Geburtstag auf den freien Mittwochnachmittag in der Tierarztpraxis. Meine Mutter wickelte mir einen Schal um den Kopf, um mir die Augen zu verbinden, mein Vater führte mich zum Auto und half mir hinein. Ich war unglaublich neugierig, denn ich spürte, dass meine Eltern sehr angespannt wirkten. Was hatten sie bloß vor?

Als das Auto nach einer nur kurzen Fahrt wieder stand und sich die Tür öffnete, fiel mir als Erstes der Stallgeruch auf. Dann wurde ich ein paar Schritte über unbefestigten Boden geführt, kam in ein Gebäude - und wusste mit einem Schlag, wo ich stand. Die Geräuschkulisse war unverkennbar: Ich befand mich in einem Pferdestall. Das mahlende Geräusch von kauenden Pferdezähnen, raschelndes Stroh und das Klappern von Hufen auf dem Stallboden waren zu hören. Außerdem roch es unverkennbar nach Pferd.

Die Augenbinde wurde mir abgestreift. Ich stand zwei Schritte vor einem Haflingerpony, das neugierig seine Nase mit einer Blesse und einem kleinen rosa Fleck mittendrin zu mir reckte.

So lernte ich Rah kennen. Der Name klingt auf Ur natürlich ein wenig anders, als er mit den sechsundzwanzig Buchstaben unseres Alphabets zu schreiben ist, und er verändert sich jeden Augenblick um eine Winzigkeit, aber Rah kommt der Sache schon ziemlich nahe. Man muss allerdings das R sehr stark rollen.

„Na, ist das was?“, fragte mein Vater und erwartete offensichtlich Begeisterung als Reaktion auf dieses Geschenk.

Ich fiel ihm um den Hals und konnte gar nichts sagen vor lauter Glück. Meine Mutter meinte: „Das ist mehr als ein Geschenk, Sara, das ist eine große Aufgabe. Du musst sie ernst nehmen. Du hast hier einen wunderbaren, vierbeinigen Freund - und wer weiß, vielleicht findest du im Stall auch zweibeinige Freunde. Wenn du unsere Hilfe brauchst,

sag Bescheid. Aber ansonsten bist du selbst für dein Pferd und dafür, dass es euch beiden gut geht, verantwortlich. Schaffst du das?"

Ich habe begeistert genickt.

So ein Reitstall ist ein Mikrokosmos; alles, was es im wirklichen Leben gibt, gibt es auch auf dem Hof - nur handlicher, kleiner, mit weniger Akteuren. Für ein Kind ist das eine wunderbar überschaubare Spielwiese. (Manche Erwachsene kommen allerdings nie mehr aus diesem Mikrokosmos heraus: Ihre wahre Erfüllung ist der Sieg beim nächsten Vereinsturnier; finstere Verbrechen bestehen im Diebstahl von einigen Futtermöhren; Liebe, Lust und Leidenschaft erleben sie, wenn ein Deckhengst kommt und klassisches Drama, falls ein Pferd eingeschläfert werden muss.) Das war für ein paar Jahre auch meine Welt. Und ich fühlte mich einigermaßen geborgen und wohl darin. Kein Mensch fand etwas dabei, dass ich ständig meinem Pferd etwas vorsumimte - schließlich sprach jeder Besitzer dauernd sinniges bis unsinniges Zeug mit seinem Zossen.

Wenn mein Leben ganz den Bach runtergehen sollte, kann ich immer noch eines: Reitunterricht erteilen. Bei mir ist das eine ziemlich sichere Sache. Schließlich kann ich aus jedem bockigen Mustang ein Lämmchen machen.

Dass Rah und ich uns wunderbar verstanden, ist wohl klar. Ich lernte ganz fix reiten. Schließlich befand ich mich immer innerlich im Gleichgewicht - und eine gute Balance ist die Voraussetzung für einen guten Sitz. Unangenehme Erlebnisse mit einem sturen, bockenden Pferd blieben mir erspart.

Das, was dabei herauskommt, wenn aus einem Menschen und einem Pferd etwas Neues, Gemeinsames wird, faszinierte mich völlig. Zusammen waren Rah und ich wie Quecksilber: schnell, stark, harmonisch, auf eine schwer zu beschreibende Art klug, Tänzer im Wind.

Ich ritt in meinem Leben kein einziges Turnier mit. Dabei wären meine Haflingerstute und ich wirklich gut gewesen - aber in der Schule erlebte ich derart negativ, was Ehrgeiz und Benotung aus Menschen

machen können, dass ich im Stall alles mied, was auch nur im weitesten Sinne so etwas wie Konkurrenzneid auslösen konnte.

Nachdem Rah in mein Leben getreten war, hatte ich nachmittags wenigstens ein Ziel - nach der Schule und den Hausaufgaben ging es in den Stall. Zum Glück gab es zwischen den Leuten auf meinem Reiterhof und meiner Schulkasse keine einzige Verknüpfung. Endlich mal ein Zufall, der positiv für mich wirkte!

Rah liebte mich und ich liebte sie. Das Pony folgte mir bald wie ein Hund - schließlich rief ich die kleine Stute bei ihrem wahren Namen und dem kann kein Tier widerstehen. Misten, putzen, Sattelzeug pflegen, reiten. Damit waren meine Nachmittage ausgefüllt. In das kleine Reiterstübchen, wo man allerlei Getränke aus einem Automaten ziehen konnte, ging ich anfangs nicht. Dort hockten immer eine Menge Kinder und Jugendliche zusammen - an jedem Tisch eine eigene Altersgruppe.

„Hej, Sara, kommst du mit in die Reiterstube?“, fragte mich Paula eines Tages, deren Pony in der Box neben Rah stand, ganz unverhofft nach einer Reitstunde. Und danach gehörte ich dazu - zunächst nicht zu den Großen, das waren die Erwachsenen und die Teenager, zwei Gesellschaften, die sich mehr oder weniger aus dem Weg gingen. Ich gehörte zu den Kleinen, denen, die mit den Eltern kamen oder die eben - wie ich - ein eigenes Pferd versorgten.

Bald fand ich heraus, dass ich in zweierlei Hinsicht hier sogar in gewissem Sinne zu den In-Typen zählte! Meine Eltern waren schließlich Tierärzte. Und weil so ein Veterinärbesuch teuer ist, bemühten sich viele Stallnachbarn, sich gut mit mir zu stellen, weil meine Mama oder mein Papa gelegentlich im Stall auftauchten. Dann konnte man doch als Saras Freundin sicher den ein oder andern Tipp umsonst bekommen, oder? Der andere Grund, warum es auf einmal tatsächlich Menschen gab, die etwas mit mir zu tun haben wollten, war der, dass ich auffallend gut mit Pferden umgehen konnte. Im Reitstall erlebte ich am eigenen Leib, warum es Menschen in meiner Schule gab, die alles taten, um Insider zu sein: Es fühlte sich einfach angenehm an, wenn man, ohne großartig dafür rackern zu müssen, buchstäblich Zulauf erlebte und im Mittelpunkt stand.

*Die Reitstunden und der Kontakt zu meinem Pferd haben mich stark geprägt. Wenn man ein Pferd besitzt und versorgt, muss man zuverlässig und gründlich sein. Im Reitstall erfuhr ich einen Gegenentwurf zu dem, was in der Grundschule mit mir geschah: Es war schön auf dem Hof und ich fühlte mich dort glücklich. Ich hatte eine Aufgabe und Freunde.*



## **Kapitel 27: Sonntag, 30.4. – 10 Uhr 16**

Aufstehen, ein paar Dehnübungen machen, etwas trinken. Pause.

Ich betrachte den kleinen Berg an Papier, den ich schon vollgeschrieben habe. Mittlerweile habe ich meinen Stil gefunden, bin mitten in der Geschichte, aber jetzt will ich nicht so recht daran gehen, den nächsten Abschnitt zu beschreiben.

Ich weiche aus. Ich merke, wie ich mich förmlich davor drücke, das Kapitel meiner Lebensgeschichte mental anzupacken, das mir so unerhört peinlich ist, dass ich es am liebsten vergessen möchte! Wenn das bloß ginge!

Zwei Sätze über meine Zeit im Reitstall hätten genügt, um zu erfassen, was dieser Lebensabschnitt mir bedeutet hat. Aber nein, ich kritzle fast eine Stunde an dem Thema herum.

Dabei ist es eigentlich nicht schwer zu verstehen, warum eben gerade das passiert ist, was passiert ist, als ich in der zehnten Klasse war. Es lief nur alles ganz fürchterlich schief! Jeder Mensch hat ein Recht auf Liebe, oder? Jeder Teenager ist neugierig auf die Liebe, so sind wir Menschen programmiert. Und jeder Jugendliche muss sich darin erproben, eine Beziehung einzugehen. Dabei lassen sich natürlich auch Misserfolge nicht vermeiden.

Also. Tief durchatmen. Die Pferdeggeschichte beenden. Und dann zum Thema Sam:

*Klar, dass ich nach der Grundschule an ein Gymnasium ging. Meine Noten waren danach. Eine Real- und Hauptschule gab es auch in Boerde. Das nächste Gymnasium aber lag in einem größeren Nachbarort, in Mergheim. Insgesamt nur drei Schüler meiner Grundschulklasse gingen dorthin und ich bin meinen Eltern heute noch sehr dankbar, dass sie Himmel und Hölle in Bewegung setzten, um zu erreichen, dass ich nicht gemeinsam mit denen in einer Klasse landete! So gab es eine Art Neubeginn für mich. Das schien immer wieder wichtig zu sein: neu anfangen und das Verhalten aufgrund der bis dahin gemachten Erfahrungen so ändern, dass*

es möglichst weniger Reibung mit der veränderten Umgebung gab als zuvor.

Ich kam an der neuen Schule (einmal wieder) zu dem Schluss, dass es am besten war, ganz mäuschenstill zu bleiben. Im Unterricht sagte ich freiwillig kein Wort, antwortete nur, wenn ich angesprochen wurde. Mit den Anforderungen eines Gymnasiums kam ich trotzdem gut zurecht. In Klassenarbeiten erhielt ich mit schöner Regelmäßigkeit Einsen. Fremdsprachen stellten kein Problem dar; einen deutschen Text konnte ich interpretieren, dass Lehrern Hören und Sehen verging; Mathematikaufgaben erledigte ich akustisch. Biologie, Physik, Chemie, all das waren Fächer, die einen Aspekt der immer harmonischen Phänomene des Kosmos beleuchteten. Kein Problem, wenn man sozusagen den „akustischen Durchblick“ hatte, so wie ich. Gesellschaftswissenschaften, die konnten mich wirklich mit Fakten überraschen und deshalb interessierten sie mich brennend! Außerdem hatte ich wohl immer auch die Hoffnung, irgendwo auf eine Formel oder Wissen zu stoßen, die mir den Mitmenschen, das rätselhafte Wesen, erklären und so den Umgang erleichtern konnten. Obwohl alle möglichen Nationalitäten in der Klasse vertreten waren, ließ ich mich nie, nie mehr dazu hinreißen, als Dolmetscher aufzutreten, auch dann nicht, wenn auf Serbisch oder Ukrainisch unerfreuliche Feststellungen über mich oder die Herkunft meiner Mutter gemacht wurden.

Es funktionierte einigermaßen. Zumindest am Anfang. Ich galt als exzentrisch, aber harmlos – ich war kein Insider, aber ich wurde auch nicht so vehement bekämpft wie an der Grundschule. Das empfand ich als echten Fortschritt!

In der Schule wurde spätestens ab der dritten Klasse langsam klar, dass ich nicht nur eine außergewöhnliche sprachliche Begabung besaß, sondern auch in Mathematik verblüffen konnte. Dabei ist beides auf ein und dieselbe Ur-Sache zurückzuführen: Ur hat sehr viel mit Musik zu tun. Mathematik auch, denn Mathematik beschäftigt sich mit Gleichungen. Gleichungen sind wiederum harmonische Strukturen: Wenn



auf der einen Seite des Gleichheitszeichens eine Voraussetzung steht, zieht sie entsprechend den Gesetzen, denen alle universellen Harmonien folgen, eine bestimmte Konsequenz nach sich.

Das ist vielleicht unpräzise erklärt beziehungsweise schwer zu verstehen. Man könnte mein Talent, Gleichungen korrekt zu lösen auch so erklären: Ich verwandle, indem ich den ersten Teil des Gleichungssystems singe, Mathematik in Musik und kann dann präzise folgern, wie der zweite Teil, nämlich die Lösung, aussehen muss, um harmonisch, also korrekt, zum ersten zu passen.

Als der Rechenunterricht langsam schwieriger wurde, begann ich beim Knobeln vor mich hin zu summen. Es gab Gemecker und Gezeter von Klassenkameraden, die sich furchtbar über diese Störung aufregten - aber angesichts der Tatsache, dass in meiner Klasse nicht weniger als drei hyperaktive ADS-Kids zur Schule gingen, war Summen wirklich eine harmlose Form der Belästigung und leicht durchzusetzen. Da ich, indem ich mir die Gleichungen auf Ur vorsprach, auf niemanden und nichts Einfluss nahm, fiel nicht auf, was ich da wirklich trieb. Mein Summen galt mit der Zeit einfach als Spleen. Sicher, ich habe die Rechenaufgaben in der Schule auch verstanden, weil der Stoff unterrichtet wurde, aber irgendwann fand ich heraus, dass  $13 \times 27 - 12$  viel leichter zu einem korrekten Ergebnis zu singen als zu rechnen ist.

Genau mit der Nummer, nämlich mathematische Aufgaben quasi akustisch zu lösen, habe ich an der Universität, als Ben mich in eine seiner Vorlesungen mitnahm, wahrscheinlich mehr Aufmerksamkeit erregt, als gut für mich ist.

Ich gehörte also auf dem Gymnasium dazu, nicht zu den Topmodels der Klasse, mehr zu den mittelgrauen Mäusen, aber die pflegen auch eine Art Solidarität untereinander. Gelegentlich lud ich eines der Mädchen ein, mal einen Besuch bei mir und Rah im Reitstall zu machen und weil die meisten Mädchen zwischen zehn und dreizehn Pferden nicht widerstehen können, entstanden so ein paar Kontakte: Marina, Sina und Jessica waren meine Ansprechpartner. Manchmal gingen wir schwimmen,

manchmal ins Kino. Es kehrte fast so etwas wie Normalität ein in meinem Leben.

Bis zur siebten Klasse ging es mir am Einstein-Gymnasium einigermaßen gut. Dann brachen die Hormone und eine Darmverschlingung in meine leidlich heile Welt ein.

Rah starb völlig unerwartet an dieser verflixten Darmverschlingung. Abends nach einem wundervollen Ausritt mit ein paar anderen durch den Wald bei Boerde pflegte ich Rah ab wie immer. Nichts, aber auch gar nichts wies darauf hin, dass etwas nicht stimmte. Am nächsten Morgen ging ich wie immer zur Bushaltestelle und in die Schule - aber als ich heimkam, hatte ich bereits an der Haustür das Gefühl, dass etwas total verkehrt lief. Kaum knirschte mein Schlüssel im Schloss, standen auch schon meine Eltern in dem kleinen Flur, der zum Wohnbereich und zu den Praxisräumen führte.

„Ist nicht Sprechstunde?“, wunderte ich mich.

„Haben wir abgesagt für heute“, erwiderte mein Vater düster.

„Was ist los?“, fragte ich erschrocken und flatterte schon innerlich.

Mein Vater sah zu meiner Mutter hinüber. Natürlich, er drückte sich gern vor schlechten Botschaften.

„Es ist wegen Rah. Wir müssen in die Tierklinik“, erklärte meine Mutter tonlos.

Mir wurde kalt. Auf der zwanzigminütigen Fahrt in die Pferdeklinik berichteten meine Eltern, dass man heute Morgen Rah in ihrer Box gefunden hätte, am Boden liegend, aufgeblasen wie ein Ballon und irre vor Schmerzen. Mein Vater war sofort hingefahren.

„Ich bin mir sicher, es ist eine Darmverschlingung - wahrscheinlich hat sie schon in der Nacht damit gekämpft. Die Ärzte in der Klinik haben meine Diagnose vorerst bestätigt. Sie haben Rah Schmerzmittel gegeben und weiter untersucht. Wenn wir jetzt hinkommen, werden wir entscheiden müssen.“

Mir wurde eiskalt. Den Ton kannte ich bei Papa - so brachte er Tierbesitzern bei, dass sie die Entscheidung fällen mussten, ob ein Tier eingeschläfert werden sollte. Ich war nie auf die Idee gekommen, dass auch ich einmal in die Situation geraten könnte, entscheiden zu müssen, wann der Todestag eines guten Freundes ist. Ich hatte mich immer so sicher gefühlt - und auch gedacht, ich könnte die, die ich liebe, in Sicherheit bringen, wenn es nottut.

In der Tierklinik wurden wir von einem der Ärzte namens Maier gleich begrüßt, schließlich waren meine Eltern Kollegen. Das unmerkliche Kopfschütteln, bevor auch nur ein Wort gewechselt war, sagte mir mehr, als ich wissen wollte.

„Hallo, Klaus. Darf ich dir die Besitzerin von Rrrrah vorstellen? Meine Tochter Sara“, begann mein Vater und schob mich ein wenig nach vorn. Es war rührend, wie er versuchte, mich nachzuahmen und den Namen meines Pferdes so auszusprechen, wie er es von mir gehört hatte.

„Es sieht nicht gut aus für dein Pferd. Deine Rah hat so lange mit der Schlinge im Darm gelegen, da ist schon eine Menge Gewebe abgestorben“, erklärte Dr. Maier. „Eine Operation würde der kleinen Stute auch nicht mehr helfen. Wir können sie wohl nur noch von ihrem Leiden erlösen.“

„Ich will sie sehen“, flüsterte ich. Mit den Augen fragte der Arzt meine Eltern um Erlaubnis. Dann wies er uns den Weg. Rah lag in einer Box auf Sägespänen, ihr Blick war trüb von Betäubungsmitteln, die Haltung völlig unnatürlich - sie war gestürzt oder hingelegt worden, hatte sich nicht selbst bequem gebettet. Als ich die Box betreten wollte, riss meine Mutter mich am Arm zurück, als befände sich ein Raubtier darin und nicht ein todkrankes Pferd.

„Du kannst sie nicht retten! Das bringt dich um!“, stieß sie heiser hervor und ich begriff, weshalb sie mich festhielt. Wahrscheinlich wollte sie mich nicht zu Rah lassen, weil sie fürchtete, ich könnte per Ur einen Rettungsversuch starten und dabei selber Schaden nehmen.

*„Schon gut, Greta. Sprich du mit Klaus“, meinte mein Vater beruhigend und nickte in Richtung auf den behandelnden Arzt. „Ich bleibe bei Sara und gebe Acht, dass nichts passiert.“*

*Dr. Maier sah leicht irritiert von einem zum anderen. Meine Mutter schaltete schnell, nickte und zog den Arzt beiseite, redete auf ihn ein, um ihn abzulenken, damit ich in Ruhe schallen konnte, ohne Aufmerksamkeit zu erregen. Schon der erste Versuch, mir ein Bild zu machen, zeigte mir, dass Rah kaum noch in dieser Welt war. In ihrem aufgetriebenen Leib schien alles, aber auch alles auf Zerstörung und Tod programmiert. Ich rief sie noch ein paar Mal beim Namen, um sie zu beruhigen, aber ihre Augenlider flatterten nicht einmal. Weinend wandte ich mich ab.*

*„Ihr müsst sie erlösen“, schluchzte ich.*

*„Geh besser raus!“, riet Dr. Maier.*

*Ich schüttelte den Kopf. „Sie muss sterben – und ich muss es aushalten. Da hilft es nichts, wenn ich gehe. Ihr Tod folgt mir. Immer und überall hin.“*

*Wieder schüttelte der Arzt leicht irritiert den Kopf. Dann sah ich zu, wie man Rah eine Injektion gab, wie ihr Körper langsam schlaff wurde und hörte, wie sie mit einem Seufzer starb.*

*„Ich möchte nie wieder ein Pferd haben. Ich möchte nie wieder über Leben und Tod eines Freundes entscheiden müssen“, schluchzte ich auf dem Heimweg. Und ich meinte jedes Wort ernst.*

*Damals war ich in der siebten Klasse und dreizehn Jahre alt. Und ich denke, damals endete meine Kindheit.*



## Kapitel 28: Sonntag, 30.4. – 12 Uhr 53

„Was ist los? Kann ich dir helfen?“

Die Stimme aus dem Lautsprecher lässt mich zusammenzucken. Erschrocken starre ich auf das Papier vor mir. Es ist nass. Es ist sogar ziemlich nass. Ich habe nicht gemerkt, dass meine Augen übergelaufen sind, als ich den Tod meiner Stute beschrieb. Dass mich dieses Ereignis immer noch so mitnimmt, wenn ich daran denke! Klar, das ist da draußen bei meiner Wache vor der Tür nicht unbemerkt geblieben. Wie rührend!

Ich wische mit meinem Ärmel über das Blatt; gut, dass ich mit Bleistift geschrieben habe, nichts verschmiert, aber das gesamte Papier wellt sich ganz ordentlich. Wie lange hocke ich schon hier und heule vor mich hin? Ich weiß es nicht.

„Sara, ist alles in Ordnung bei dir da drinnen?“

Schon wieder der Lautsprecher. Jetzt sitze ich seit Tagen hier fest, weiß nicht, wer mich warum hier eingesperrt hält und die fragen mich, wenn ich mal ein paar Tränen vergieße, ob alles in Ordnung ist!

Ich schniefe und schnauze aufgebracht: „Alles bestens! Es ging mir überhaupt nie besser!“ Ironie kollidiert merkwürdigerweise nicht mit Ur.

„Fehlt dir etwas?“

Sind die denn total bescheuert? „Mir fehlt frische Luft! Mir fehlt meine Freiheit!“, blaffe ich. Aber unterschwellig klinge ich schrill und vorwiegend hysterisch.

Ich höre Getuschel durch den Lautsprecher. Man diskutiert auf dem Flur offenbar. Dann öffnet sich die Tür einmal wieder. Tom schaut vorsichtig durch den Türspalt.

„Alles klar?“, will er wissen.

„Nein, verdammt noch mal! Verschwinde!“ Vor lauter Wut fließen meine Tränen jetzt noch stärker. Dammbbruch. Ausgerechnet jetzt. Kann ich überhaupt nicht brauchen.

Tom macht eine Geste nach hinten durch den Türspalt, so als wollte er eine zweite Person davon abhalten, ebenfalls meine Zelle zu betreten. Dann zieht er die Tür hinter sich zu, tritt neben mich und reicht mir ein Paket Papiertaschentücher. Ich zupfe eines aus der Packung, ohne ihn anzusehen, und schnaube ungehalten hinein. Zu dumm, dass die Dinger so klein sind, wenn man einmal dringend Deckung benötigt. Verzweifelt bemühe ich mich, Ärger angesichts der Tatsache zu mobilisieren, wie unzureichend so ein Papiertaschentuch dimensioniert ist, um mich selber aus meiner Trauer in Richtung Wut abzulenken. Ich war eigentlich fest entschlossen, meinen Wächtern nichts vorzuheulen, keine Schwächen zu zeigen. Und jetzt bin ich über meine eigenen Erinnerungen gestolpert. So etwas Blödes! Ich könnte mich ohrfeigen. Wie mein Geflenne wohl von meinen Bewachern bewertet wird?

„Warum siehst du so wütend aus?“, erkundigt sich Tom.

„Das geht dich gottverdammte noch mal nichts an!“

„Sara, ich möchte wirklich wissen, ob dir etwas fehlt.“

Es interessiert mich nicht, ob er es ehrlich meint. Ich höre gar nicht richtig hin. Ich bin total damit ausgelastet, mich zu schämen, weil ich mich unglaublich bloßgestellt fühle. Schlimmer als unter der Dusche. Deshalb brülle ich vorsichtshalber: „Lass mich in Ruhe!“

„Sara?“ Mit einer Hand versucht Tom ganz behutsam, mich an der Schulter so zu fassen, dass er mich umdrehen kann, um in mein Gesicht zu sehen.

„Rühr mich nicht an!“ Ich springe auf, wie von der Tarantel gestochen und starre Tom jetzt wütend aus nur dreißig, vierzig Zentimetern Entfernung direkt in die Augen.

„Was ist bloß auf einmal los mit dir? Weshalb weinst du? Wieso explodierst du von hier auf gleich, wenn ich dir helfen möchte? Willst du mich jetzt etwa auch ins Krankenhaus befördern?“, fragt er leise. Er zieht nicht seine Waffe, die sich unter seiner Sweatshirtjacke in ihrem Schulterhalfter deutlichen mit einem Buckel abzeichnet, versucht, mühsam beherrscht, nicht aggressiv oder aufgeregt zu wirken, aber ich sehe, wie seine Halsschlagader pocht und wie sich erstaunlich schnell kleine Schweißtropfen auf seiner Stirn sammeln. Dieses

krampfhaftes Ruhigbleiben kann Tom sich sparen, er weiß es nur nicht – seine Stimme ist ja unfähig, mir etwas von dem zu verheimlichen, was er wirklich fühlt. Ganz klar: Er hat Angst. Vor mir.

Ich vergesse tatsächlich selbst von Zeit zu Zeit, dass ich wirklich gefährlich sein kann. Ich könnte Tom jetzt in meiner Wut alles Mögliche antun – ihn verletzen, manipulieren, töten. Für einen Augenblick fühlt es sich unglaublich verlockend an, meinem Zorn einfach die Zügel schießen zu lassen! Aber so will ich gar nicht sein. So nicht!

Ich greife nach meinem vollgeheilten Block, ziehe mich einigermaßen ratlos beziehungsweise hilflos zurück und setze mich aufs Bett, hocke die Beine an, schlinge die Arme darum, kugle mich ein, wie ein Igel. Alleinsein. Einfach abtauchen. Distanz aufbauen. Weg, weit weg, sofern das unter diesen Umständen überhaupt geht. Und der Ekel vor dem gewalttätigen Tier, das da ganz dicht unter der Oberfläche in mir hockt und nur auf eine Gelegenheit wartet auszubrechen, ist groß: Ich möchte nicht gewalttätig sein, dazu sitzt mir der Schreck noch viel zu tief in den Knochen, dass ich beinahe wieder einen Menschen auf dem Gewissen hatte nach meinem spontanen Angriff auf Bruce. Überhaupt: Wer sagt eigentlich, dass ich nicht mittlerweile eine zweifache Mörderin bin?

„Was ist mit deinem Kollegen, dem mit dem Magengeschwür?“, schnaube ich Tom ungeduldig und so energisch ich nur kann an.

„Dem geht es besser. Er erholt sich nicht schnell, aber es geht aufwärts.“ Tom atmet einmal tief aus, wischt sich mit einer ungeduldigen Bewegung den Schweiß von der Stirn, wohl weil ihm der erste Tropfen davon in ein Auge gelaufen ist. Er muss heftig blinzeln, weil so etwas höllisch brennt. Ihm ist seine nicht zu verheimlichende Hochspannung mindestens so unangenehm wie mir meine Aggressivität. Tom lässt mich immer noch nicht aus den Augen, zieht sich den Stuhl heran, setzt sich mir in einigem Abstand gegenüber. „Sara, kannst du mir bitte sagen, ob dir etwas fehlt?“

Ich schaue ihn nur kurz bitterböse aus schmalen, verheulten Augen an: Ich will verdammt noch mal keinen Zeugen meines Gefühlsausbruches haben!

Aber Tom lässt sich davon nicht beeindruckt und er bohrt weiter: „Kannst du mir bitte erklären, weshalb du auf einmal in Tränen ausgebrochen bist?“

„Habe ich etwa keinen Grund dazu?“

„Bisher hattest du keinen. Also, warum jetzt? Was ist passiert?“

Himmel, ist der stur! Das geht den gar nichts an, wenn ich bei der Erinnerung an den Tod meines Pferdes weinen muss. Da soll er sich gefälligst raushalten, denn an dieser Stelle meines Denkens bin ich fruchtbar verletzlich. Ich will nicht, dass meine Kidnapper diesen Schwachpunkt kennen. Die sollen tunlichst davon ausgehen, dass ich gar keine Schwächen habe! Aber diese Option auf eine Position der Stärke habe ich mir soeben ein für alle Mal selbst weggenommen. Weggeschwemmt. Genau das ist es, was mich so aggressiv macht - ich belle und geifere wie ein wütender Hund, um Tom davon abzulenken, dass es da eine ganz fruchtbar weiche Seite an mir gibt. Deshalb gehe ich zum Gegenangriff über und schnappe: „Warum willst du das wissen? Lass mich doch einfach hier vermodern.“

Toms Mundwinkel heben sich zu einem winzigen Lächeln: „Das geht nicht. Das kann ich nicht. Und das will ich nicht. Ich bin für dich verantwortlich, Sara.“

„Ach, und da hast du es mit der Angst bekommen, weil du gedacht hast, ich versuche, mich in einem See aus selbst produzierten Tränen zu ertränken?“ Beißende Ironie lenkt eigentlich immer ab, zumindest finde ich, dass sie überlegen wirkt, so als hätte man die Situation im Griff. Und ich möchte Tom nicht wissen lassen, dass mir gerade eben vollkommen die Kontrolle entglitten ist, wenn das irgendwie noch möglich ist.

Er antwortet nicht, schaut mich nur forschend weiter an.



Ich bin verblüfft, als mir plötzlich klar wird: Er meint das vollkommen ernst, wenn er sagt, er sei für mich verantwortlich. Das Echo seiner Worte hallt in mir nach. Spontan bedaure ich, dass ich nicht wirklich gut hinhören wollte. Was klang unter der Oberfläche mit? Habe ich da eben etwas Wichtiges verpasst? Ich fürchte schon. „Sag das noch einmal.“

Tom hebt fragend die Augenbrauen. „Was?“

„Was du zuletzt gesagt hast.“

„Ich bin für dich verantwortlich.“

Dieses Mal habe ich genau achtgegeben.

Wow!

Das besitzt Tiefe, was er da sagt.

Tom meint das in einem ganz umfassenden Sinne. Der will mich wirklich beschützen. Bevor ich auf die schräge Idee komme, mich in dem Gefühl behaglich einzurichten, rotiert mein Denkkaparat schon weiter: Wovor benötige ich Schutz? Weshalb sollte ich mich in Gefahr befinden? Wer oder was bedroht mich - mit Ausnahme dieses Entführungskommandos? Meine Gedanken überschlagen sich.

Oder will Tom mich nur auffangen, wenn ich stolpere - bevor ich aufschlage und mir wehtue? Ich kann nicht widerstehen, obwohl ich mit meiner Bitte ziemlich weit aus der Deckung komme: „Los. Sag's noch einmal!“

„Ich bin für dich verantwortlich, Sara.“

Ob ich will oder nicht, es fühlt sich gut an, das zu hören. Überraschend gut. Der bietet mir Schutz an. Dabei möchte ich eigentlich nicht, dass es sich gut anfühlt, was er sagt. Schließlich ist Tom der Anführer meiner Kidnapper - aber ich komme nicht darum herum zu bemerken, dass mir seine Feststellung in tiefster Seele wohltut. Egal, ob er das jetzt aus eigenem Antrieb behauptet oder weil seine Auftraggeber es ihm befohlen haben, ich empfinde Toms Aussage

wie ein weiches warmes Polster, das sich zwischen mich und die Welt schiebt.

Halthalthalthalhalt! Schieben *könnte*, wenn ich es zulasse.

Ich versuche, genug Gereiztheit zu mobilisieren, weil schließlich auch eine gewisse Bevormundung in Toms Worten liegen könnte, um überzeugend und selbstbewusst erwidern zu können: „Ich bin für mich selbst verantwortlich. Halt dich da raus!“

Tom geht nicht darauf ein, sondern fragt noch einmal: „Kannst du mir jetzt bitte erklären, weshalb du geweint hast?“

„Unangenehme Erinnerungen. Nichts, was dich angeht.“

„Körperlich geht es dir gut?“

„Ja. Ich werde nie krank. Mach dir da mal keine Sorgen.“

„Willst du darüber reden?“

„Oh ja! Prima Idee. Wir gründen einen Diskussionskreis. Ruf mal alle von deinen Leuten rein, wir setzen uns im Kreis auf den Boden und dann schreiben wir unsere Probleme auf kleine Zettelchen und besprechen sie. Euer Job ist doch sicher sehr belastend.“

Tom sieht mich zehn, zwanzig unangenehm lange Sekunden nur sehr direkt an, dann steht er auf. Wortlos geht er zur Tür, die aufschwingt und verlässt den Raum.

Ich seufze erleichtert auf, vergrabe mein Gesicht in den Händen, weil ich keine Fassade mehr aufrechterhalten muss, dabei bin ich wegen der Beobachtung durch die Kamera ja gar nicht wirklich allein.

Was war das denn gerade?!

Ich habe kaum Gelegenheit, darüber in Ruhe nachzudenken, da erscheint Tom schon wieder. Er trägt eine Art Brotkorb in der Hand. „Hier“, meint er und stellt ihn auf den Tisch, setzt sich wieder auf den Stuhl und greift zwanglos in den Korb. „Bedien dich. Du hast recht. Unser Job ist in der Tat ziemlich belastend. Wir fressen Schokoriegel, wenn

uns die Nerven flattern. Da sind mindestens zehn verschiedene Sorten drin. Eine davon sollte dir schmecken.“

Krachend beißt er in ein Snickers und kaut genüsslich.

Ich bin verblüfft. Bei Stress oder Kummer vernichte ich Süßigkeiten in Massen. Macht das etwa jeder oder weiß Tom irgendwoher, dass ich es tue? Egal, ein bisschen was zu naschen könnte jetzt vielleicht helfen, damit ich aus meinem Stimmungstief herausfinde.

Ich suche mir ebenfalls einen der Riegel aus, reiße die Verpackung auf und beiße ab. Obwohl ich die Geste, mir etwas Süßes zu servieren, irgendwie nett finde, kann ich es nicht lassen, zu provozieren, denn mein Ärger darüber, einen solchen Durchhänger wie gerade eben nicht verbergen zu können, ist noch nicht verflogen. Deshalb will ich in einem beißenden Ton wissen: „Und? Flattern dir die Nerven?“

Wieder dieses winzige Lächeln. „Was denkst du?“, fragt Tom zurück.

Mist. Er beherrscht meine Technik der Gegenfrage als Ausweichmanöver offensichtlich ebenfalls. Hat begriffen, dass ich eine halb wahre oder gelogene Antwort als solche erkenne und sich geschickt aus der Affäre gezogen, ohne etwas preiszugeben.

Schweigend isst Tom in aller Ruhe seinen Schokoladesnack auf. Er hört dabei sogar auf, mich zu beobachten, sitzt nur da, beißt ab, kaut, schluckt.

Was mich am Ende so beruhigt, weiß ich nicht - ob es die Süßigkeiten sind, Toms Zurückhaltung, die Tatsache, dass gemeinsames Essen einfach entspannt, ob man nun will oder nicht ... Ich bin jedenfalls wieder erstaunlich gelassen, als er nach ein paar Minuten ohne ein weiteres Wort meine Zelle verlässt.

Bevor ich anfangen, darüber nachzugrübeln, wie er das geschafft hat und was ich von seinem Manöver halten soll, schreibe ich lieber weiter!



## **Kapitel 29: Sonntag, 30.4. – 13 Uhr 15**

*Weiß der Teufel, wie ich das nennen soll, was nach der Phase meiner Kindheit kam. Erwachsen wurde ich jedenfalls ganz sicher nicht gleich im Anschluss. Pubertät empfinde ich als ziemlich unzureichende Bezeichnung für das, was auf das Kindsein folgt. Ich habe ja selten ein Problem, passende Worte zu wählen; schließlich steht mir ein Universum an Begriffen zur Verfügung, aber offensichtlich ist für die chaotische Phase nach der Kindheit nicht einmal auf Ur ein Begriff geprägt, der angemessen beschreibt, wo, beziehungsweise wer man ist, was man ist und schon gar nicht, wie man empfindet.*

*Meinen Klassenkameraden und Freunden ging es nicht anders. Aber die Entwicklungs- und Erfahrungsstände waren ziemlich breit gefächert. Na klar, es hatte schon viel früher begonnen, zwischen Jungen und Mädchen zu knistern als in der siebten Klasse. Die ersten wilden Knutschtests fanden bereits in der fünften Klasse am Rande der Öffentlichkeit (hinter der Turnhalle) statt. Sabrina zum Beispiel war ein absoluter Frühentwickler. Sie führte mit elf dort schon einen Busen aus, wo andere nur ein Brustbein mit sich herumtrugen. Und Sabrina war ein absoluter In-Typ, Trendsetter und nicht an Jungen aus ihrer Klasse oder Altersstufe interessiert, die verlangte es nach Höherem – eine Klasse über ihrer war das Minimum. Mit einigem Geschick umging sie die peinlichen, weil öffentlichen Schmuseexperimente und hatte nach vielen Geplänkeln hier und dort als Erste der Klasse einen festen Freund, der sich bereits rasierte! Das schien schon eine wirklich ernst zu nehmende Sache, setzte Maßstäbe. Sabrina avancierte aufgrund dieses Freundes zur Ratgeberin und Fachfrau in Sachen Partnersuche und -probleme für die ganze Klasse. Ich beobachtete sie mit einer wilden Mischung aus Neid, Bewunderung, Abscheu und echter Erheiterung!*

*Fast alles, was sich da in Sachen Freundschaft & Liebe zwischen Jungen und Mädchen abspielte, empfand ich als unsäglich albern. Am schlimmsten waren die Versuche von Jil und Laura mit Jungs aus der eigenen achten Klasse: Wer eben noch unbeachtet als eine pickelige Peinlichkeit am Nachbartisch saß, avancierte plötzlich zum Lustobjekt und wurde angeschmachtet. Mienen und Gesten wie aus der Stummfilmzeit,*

Gespräche wie aus dem übelsten Groschenroman. Es war wirklich urkomisch.

Um nichts in der Welt hätte ich bei diesen Albernheiten mitmischen wollen. Und ich litt wie ein Hund, dass ich offensichtlich nicht halb so interessant wirkte wie Sabrina, noch keinen Freund hatte und nicht einmal so einen Notnagel aus der eigenen Klasse bezirzen konnte. Wenigstens jemanden zurückweisen können, das wäre schon etwas gewesen - aber ich wurde einfach nicht umworben.

Ich sah die gleichaltrige Sabrina in den Armen eines jungen Mannes (Rasieren kam mir damals vor wie eine wichtige Schwelle, die Jungs und Männer trennt.) - und sie schien mir bei aller Komik der Situation am Ziel sämtlicher Sehnsüchte und Wünsche meines eigenen Lebens angekommen zu sein: nie mehr allein, in der Geborgenheit einer Freundschaft, die eben mehr als Freundschaft darstellte. Während mein Mund möglichst verächtlich ob der Albernheiten rundum zu grinsen hatte, musste ich Menstruationskrämpfe wegglätten. Mein Körper bestand rotzfrech darauf, dass ich nicht nur wahrnahm, dass ich eine Frau geworden war, sondern auch, dass Sehnsüchte und Bedürfnisse erfüllt wurden, die ich nicht einmal vernünftig benennen konnte. Was für ein Schlamassel!

Ich stellte mir immer wieder vor, wie das sein mochte: umarmt werden. Umarmen. Berührt werden. Berühren. Geborgen sein.

Marina und Sina besuchten gemeinsam eine Tanzschule in der siebten Klasse - für beide verlief der Kurs sehr erfolgreich, denn sie lernten nicht nur Tanzschritte, sondern hatten nach dem Kurs eigentlich gar keine Zeit mehr für irgendjemanden außer ihren neuen Freunden. Und wenn „es“ aus war, wurden sie quasi an den Nächsten weitergereicht. Einmal dabei, immer dabei.

Jessica blieb am Ende der siebten Klasse sitzen, sie wechselte die Schule deshalb - und ich besaß schon wieder niemanden mehr, zu dem ich auch nur einigermaßen gute Beziehungen unterhalten hätte. Den

Reitstall wollte ich nach Rahs Tod nicht mehr betreten. Es tat einfach zu weh, sich zu erinnern.

Ich wurde von meinen Mitschülern abermals als einsam wahrgenommen, deswegen als verdächtig eingestuft und mehr und mehr in meiner Klasse ausgegrenzt. Meine bissigen Kommentare zu den verschiedenen Beziehungskisten rundum verbesserten die Situation nicht, denn damit machte ich mir mächtige Mitschüler zu Feinden. Bis zur Klasse zehn ging das so, eine langsame, aber stetige Abwärtsspirale. Ich fürchte, in der Zeit half ich reichlich oft in der Praxis meiner Eltern und habe schrecklich viel gelesen.

Dauernd hatte ich das Ende der Einsamkeit, die Erfüllung meiner Sehnsüchte ständig vor Augen, sei es in Form der vielen Pärchen an der Schule oder im Kino und Fernsehen. Ich habe damals jeden Liebesfilm angesehen, den es im Programm gab. Das fühlte sich an wie eine Null-Diät halten an einem Buffet erster Klasse. Unerträglich!

„Mein Gott, seit wann guckst du denn diese Liebesschnulzen?“, wunderte sich mein Vater einmal, als er mich vor der Glotze sitzen sah. Ich wurde feuerrot. Mit den weiblichen Hauptrollen in diesen Schmachtfetzen hätte ich meistens nicht tauschen wollen, so wie die brav ihre Helden anbeteten. Und doch beneidete ich jede von ihnen nach dem Happy End genau um dieses Happy End: Die hatten es geschafft. Ich nicht.

Dann kam Sam in unsere Klasse. Er hatte die Zehn im ersten Anlauf nicht geschafft, machte sich überhaupt nichts draus und wirbelte unsere Klassengemeinschaft ziemlich durcheinander.

Sam rasierte sich täglich - nicht aus Eitelkeit, sondern aus gutem Grund. Sam besaß dieses gewisse Etwas, das den Oberkörper eines Jungen von dem eines Mannes unterscheidet: Seine Brust dehnte sich einen Hauch breiter, die Schultern bestanden aus Muskeln, nicht nur Haut und Knochen; der Bizeps verlieh dem Oberarm eine fein geschwungene Silhouette, die Kraft andeutete. Haare reichlich und wahrscheinlich auch überall da, wo die meisten Jungen aus unserer Klasse noch lange

vergeblich suchen würden. Sam sah gut aus. Die Akne machte einen Bogen um ihn. Und er war cool. Wenn er im Sportunterricht Fußball spielte, dann immer im locker sitzenden Achselhemd. Es gab kein Mädchen in der 10c, das nicht versuchte, Sams Aufmerksamkeit zu erregen. Er wurde förmlich angehimmelt. Es gab keinen Jungen, für den Sam nicht Maßstäbe setzte, was Meinung, Kleidung, und Benehmen anging. Er spielte Schlagzeug in der Rockband unserer Schule. Die Schulkonzerte blieben seit seinem Auftauchen nicht mehr schlecht besucht, auch wenn die Rockband immer nur einen vergleichsweise kleinen Beitrag zum Gesamtprogramm leisten durfte.

Ich besuchte die Konzerte neuerdings ebenfalls, denn auch mich hatte es heftig erwischt. All meine Sehnsüchte projizierte ich auf Sam. Er sollte mich festhalten, mir die Sicherheit, Geborgenheit, Gesellschaft und das Verständnis schenken, die ich so sehr suchte. Er sollte mir seinen Schutz bieten und endlich, endlich diesen verdammten Knoten aus Angst, Neugier, Sehnsucht und Verlangen aufknüpfen, der sich in meinem Inneren gebildet hatte.

Warum er? Ich habe mir diese Frage damals erst gar nicht gestellt. Es war einfach so.

Ein regelrechtes Gedrängel unter den Mädchen fing an, wenn es um Sam ging. Das meine ich wörtlich. Beim Wechsel von einem Fachraum in den nächsten gab es unerhört geschickte Manöver in den Schulfluren, um rein zufällig neben Sam gehen zu können. Dasselbe Spielchen fand in jeder Pause statt.

Sam war und blieb cool. Ertat so, als merkte er von dem ganzen Auflauf nichts. Ich genierte mich wahnsinnig, bei dem Irrsinn mitzumachen - und beobachtete haargenau, ob ein anderes Mädchen etwa den Erfolg hätte, den ich mir so sehr wünschte.



## **Kapitel 30: Sonntag, 30.4. – 15 Uhr 02**

*Diese Suppe brodelte das ganze erste Halbjahr der zehnten Klasse munter vor sich hin. Für Ende April im zweiten Schulhalbjahr war unsere Abschlussklassenfahrt für die Mittelstufe geplant. Das Ziel hatten wir unserer ziemlich jungen und unerfahrenen Klassenlehrerin Frau Stein zu verdanken – wir waren stinksauer, dass es in die Jugendherberge auf Langeoog gehen sollte und nicht nach Berlin, Hamburg oder München. Strandwanderung statt Shoppingmeile. Gänsebeobachtung statt Großstadtflair. Rustikale Ruhe anstelle von urbaner Unterhaltung. Hätte Frau Stein geahnt, mit welchem Paukenschlag die Klassenfahrt für zwei Schüler endete, sie hätte vielleicht nicht auf Inselidylle anstelle von Großstadtdschungel gesetzt, um Problemen aus dem Weg zu gehen: Unabgelenkt wie wir auf der Insel nun einmal waren, hatten wir ja nichts anderes als uns selbst, um es ein bisschen spannend zu machen.*

*Sabrina trägt schon eine gewisse Mitschuld an dem, was damals passiert ist. Sie war zum Zeitpunkt der Tour erstaunlicherweise gerade einmal solo und hatte sich für die fünf Tage der Klassenfahrt eindeutig vorgenommen, den Fall Sam in ihrem Interesse zu lösen. Er ging zwar in dieselbe Klasse wie sie, war aber immerhin zwei Jahre älter. Und Sabrina legte gleich zu Anfang ein beachtliches Tempo vor! Damit brachte sie mich in Zugzwang.*

*Die Jugendherberge auf Langeoog liegt am Arsch der Welt. Die Insel selbst ist ja schon winzig, der Ort darauf noch viel winziger und die Herberge liegt sogar ein Stück weit außerhalb des Ortes, in dem nicht mal notorische Gewaltverbrecher einen Grund fänden, kriminell zu werden. Wir trotteten in einer lustlosen Karawane vom Bahnhof der Inselbahn unserem Ziel entgegen, da wurden schon im Flüsterton die ersten Pläne für die Nacht besprochen: Ehrensache, dass Jungen und Mädchen sich irgendwo treffen wollten, nachdem Bettruhe angeordnet war!*



Aber wir hatten nicht mit Frau Steins bedingungslosem Einsatz gerechnet: Sie patrouillierte nach dem Abend am Lagerfeuer auf dem „Mädchenflur“, während ihr nicht minder junger Kollege, Herr Schirmer, dasselbe bei den Jungen tat. Ausbruchsversuche wurden somit anscheinend im Keim erstickt.

Frau Stein hatte allerdings nicht mit dem ebenfalls bedingungslosen Einsatz einiger Schülerinnen gerechnet – die kletterten mitten in der Nacht aus dem Fenster, huschten unter Sabrinas Führung durch den inzwischen peitschenden Regen bis zu dem Trakt, in dem die Jungen untergebracht waren und schlüpfen dort durch ein weiteres Fenster wieder ins Gebäude.

Beim Frühstück am Morgen danach gab es reichlich zu tuscheln.

„Sabrina hatte so ein Nachthemd aus weißem Satin an. Da hast du alles gesehen, aber auch alles, als die einmal pitschnass war! Meine Mutter hätte mir gar nicht erlaubt, so einen Fummel mitzunehmen“, zischte Jane.

Am Tisch der Jungen hieß es: „Mich hat fast der Schlag getroffen, als es am Fenster klopfte! Wir haben natürlich aufgemacht. Sabrina, Lara, Celine und Melli sind dann ganz leise ins Zimmer geklettert. Klasse, dass es letzte Nacht so gegossen hat! Das war der reinste Wet-T-Shirt-Contest.“

Timo kicherte: „Nobel von Sam, dass er Sabrina sein Bett angeboten hat. Die war klatschnass und hat gezittert wie blöd!“

„Und noch nobler von Sam, dass er sie ein bisschen gewärmt hat. Wer weiß, was die beiden unter der Decke alles getrieben haben – wir haben ja nur die Köpfe gesehen. Aber die Decke war mächtig in Bewegung“, prustete Jo.

Ich bekam am Nachbartisch rote Ohren. Meinem Gehör entging so schnell nichts. Im Vergleich zu mir kann man die meisten Menschen wohl ziemlich taub nennen. Und Neugier steigert Fähigkeiten wie das Hören in einem ganz erstaunlichen Maße.

Sabrina war also in die Offensive gegangen. Dieses Miststück! Was für eine abgebrühte, kleine Schlampe! Ich kochte vor Wut und bekam kaum mit, was Frau Stein in Sachen Tagesprogramm verkündete: „ ... treffen wir jemanden von der Vogelbeobachtungsstation. Ihr erhaltet einen Protokollbogen, darin könnt ihr die Namen der Vögel eintragen, die ihr tatsächlich seht. Macht eure Kreuzchen nicht irgendwo - das merkt man, denn viele Vögel befinden sich nur zu bestimmten Jahreszeiten hier. In fünfzehn Minuten steht ihr abmarschbereit vor der Herberge, Anorak, Gummistiefel und für alle Fälle ein Handtuch im Rucksack! Hier ist es überall reichlich nass.“

Als wir vor der Herberge versammelt waren, ging Frau Stein ärgerlich auf Sabrina los: „Wo sind deine Gummistiefel?“

„Hab ich nicht, Frau Stein“, kam es patzig zurück.

Die Lehrerin verdrehte die Augen. „Und für einen Anorak hat es auch nicht gereicht, oder?“

Sabrina stand in einem kurzen Etwas vor Frau Stein, das den Namen Jacke wirklich kaum verdiente, Sabrinas superschlanke Taille aber sehr wirkungsvoll zur Geltung brachte.

„Nach dem Regenguss vom Vorabend, bei dem Wind und in der kurzen Jacke könnte sie sich erkälten“, schoss es mir durch den Kopf.

Dann marschierten wir los. Nach einer kurzen Wegstrecke durch die niedrigen, graugrünen Dünen hatte ich einen Geistesblitz: Es war sehr windig hier. Immer. Kein Mensch würde mich mit diesem Wind in den Ohren und dem Meeresrauschen im Hintergrund summen hören! Ich konnte also unbemerkt und unauffällig meine Ziele verfolgen. In jeder Hinsicht.

Sabrina marschierte nicht - sie schwebte Schulter an Schulter mit Sam. Ihr Lachen perlte gelegentlich über Wind- und Wellengeräusche hinweg. Ich manövrierte mich in eine günstige Position und nahm sie ins Visier: Erst die Gegnerin ausschalten, dann auf das eigentliche Ziel losgehen! Die Strecke von der Jugendherberge bis zur Vogelbeobachtungsstation

reichte, um Sabrinas Nase zum Laufen zu bringen. Es ist ganz erstaunlich, wie sehr Sex-Appeal unter Schnupfen leidet. Da perlt auch kein Lachen mehr, es knödelt nur noch mühsam vor sich hin. Sabrina wirkte bereits ziemlich angeschlagen, als wir unser Ziel erreichten.

Mit einem Forscher von der Vogelbeobachtungsstation zogen wir zunächst in Richtung Wattseite der Insel. Es gab wirklich eine Menge Vögel zu sehen, aber die Erklärungen rauschten mehr oder weniger spurlos an meinem Ohr vorbei; ich hatte anderes zu tun, als zuzuhören. Nachdem ich Sabrina einen saftigen Schnupfen verpasst hatte - ihre Nase hatte sich sehr kooperativ gezeigt, weil die kalte Dusche vom Vorabend wohl auch bereits ihre Wirkung tat - zielte ich auf Sam. Zunächst musste ich ihn einmal dazu bringen, mich überhaupt wahrzunehmen. Ich hielt mich stets am Rand der Schülergruppe und bewegte mich so, dass meine Signale ihn erreichten, ohne von irgendjemandem bei dem Hintergrundgeräusch aus Wind und Wellen gehört zu werden.

Viele aus der Klasse bibberten im kalten Wind; mir war warm. Ich war hellwach, auf der Jagd und - erregt. Ich musste nur hin und wieder einen Müsliriegel knabbern, damit mir nicht die Kraft ausging bei meinem akustischen Dauerfeuer. Aber von den Riegeln hatte meine Mutter mir reichlich mitgegeben.

Bald begann mein leises Lied zu wirken: Sam blickte zu mir herüber. Er schaute wie einer, der erstmals durch eine Brille scharf sieht, wo bisher ohne Sehhilfe alles verschwommen erschien. Er begann, mich zu beobachten. Ich strahlte angesichts seines plötzlich interessierten Blickes zurück. Meine Botschaft war ziemlich einfach. Sie lautete: Ich bin schön. Ich bin begehrenswert. Du willst mich haben.

Als wir mit den Protokollbögen für die Vogelbeobachtung in Gruppen eingeteilt und in verschiedene Richtungen losgeschickt wurden, war Sabrina bereits damit ausgelastet, sich überall Taschentücher zu leihen. Sie kam mir nicht in die Quere. Da Frau Stein immer bis vier zählte, um die Gruppen zusammenzustellen, war es nicht weiter schwierig, mich unauffällig in eine Position zu bewegen, wo ich mit Sam in eine Gruppe eingeteilt werden würde. Das Manöver gelang

reibungslos. Gemeinsam mit Melli und Jo sollten wir einem Pfad Richtung Sandstrand folgen und eine Stunde lang unsere Beobachtungen aufzeichnen. Jetzt befand sich Sam direkt in meiner Nähe - der Wind brauste und ich mischte meinen Sirenengesang heimlich mitten hinein.

Es verblüffte Sam, mich so wahrzunehmen, wie ich mich ihm präsentierte. Er staunte regelrecht, so als wollte er sagen: „Warum ist mir die denn bisher nicht aufgefallen?“

Melli wedelte mit dem Protokollbogen für die Vogelbeobachtungen herum und jammerte: „Ich kann kein einziges Federvieh sehen! Ich hasse Vögel!“

Jo kicherte anzüglich: „So lange du Vögeln nicht hasst, geht's ja noch.“

Daraufhin kicherte Melli.

„Kinderkram!“, knurrte Sam und blickte mich an, wie um herauszufinden, ob ich mich auf den Ton von Jo einlassen würde. Wir hatten bis dahin keine hundert Worte miteinander gewechselt. Offenbar interessierte ihn plötzlich meine Meinung.

Leider hatte (habe!) ich keine Ahnung, wie man flirtet. Ich konnte Signale von einer elementaren Gewalt und Bedeutung senden, aber flirten hatte ich nie gelernt. Wenn man in der eigenen Muttersprache nicht lügen kann, dann ist es übrigens ziemlich schwierig zu flirten.

Ich sah, weil mir nichts Besseres einfiel, schließlich angestrengt durch mein Fernglas und versuchte in den struppigen Hügeln mit ihrem niedrigen Gebüsch etwas zu entdecken.

„Da! Ein Fasan“, verkündete ich schließlich.

Jo folgte meinem Blick. „Spinnst du? Fasane leben doch auf Feldern - und das ist hier eindeutig kein Feld“, wandte er ein.

„Da sitzt aber wirklich ein Fasan. Haben wir den auf der Liste, Melli?“, fragte ich ungeduldig.

„Mmmh. Ja. Ist drauf. Aber ich seh´ den auch nicht“, kam es von Melli.

Mein Arm fuhr hoch und ich zeigte mit ausgestrecktem Finger auf den Rand eines Gebüsches am Fuß der nächsten Düne.

„Lass mich mal gucken“, meinte Sam und trat nahe an mich heran, um denselben Blickwinkel zu bekommen wie ich. Dabei berührte seine Wange zufällig meine. Wir fuhren beide zusammen, als hätte uns der Schlag getroffen! Es war ein Gefühl, durchdringend wie beim Berühren eines Weidezaunes - nur wesentlich angenehmer.

Damit endete Sams Unbefangenheit. Er verhielt sich nicht mehr cool - er gab sich interessiert. Eine unglaubliche Erfahrung für mich! So war das also, wenn man, um es altmodisch auszudrücken, den Hof gemacht bekam. Wahnsinn!

„Ein Fasan? Ein mickriger Fasan? Ist das alles?“, staunte Frau Stein, als wir uns nach der abgelaufenen Stunde wieder an der Vogelbeobachtungsstation mit allen aus der Klasse trafen.

„Nicht viel, aber ein irrsinnig schönes Tier!“, raunte Sam eine halbe Oktave tiefer, als er ohnehin sonst sprach - und mir wurde siedend heiß klar, dass er nicht diesen albernen Vogel meinte. Kalt wurde mir erst wieder ganz am Ende dieser Klassenfahrt, als die Katastrophe perfekt war. Bis dahin glühte ich.

Alle, alle in der Gruppe bekamen mit, dass es plötzlich heftig zwischen Sam und mir funkte. Mit einem Schlag saß ich an diesem Abend auf einem der Top-Plätze am Lagerfeuer. Ich hockte mitten unter Jungen und Mädchen, die mich sonst ganz zwanglos gebeten hätten, mich gefälligst zu verziehen. Sabrinas Störversuche fielen infolge ihrer schweren Erkältung kläglich aus - und der Rest der Klasse staunte einfach.

Sam grillte mir Stockbrot. Als er mir den Stab mit dem knusprigen, über dem Feuer gegarten Brot gab, sorgte er dafür, dass sich unsere Hände berührten.

*Ich schlug die Augen nieder. Was, beziehungsweise wen ich wollte, wusste ich genau, nur hatte ich keine Ahnung, was zu tun war, wenn Sam wirklich Kontakt mit mir aufnahm.*

*In der folgenden Nacht schlief ich nicht viel, dazu war ich viel zu aufgeregt. In meinem Zimmer wurde geflüstert, als die anderen dachten, ich wäre schon eingeschlummert.*

*„Hast du gesehen? Sam ist scharf auf Sara.“*

*„Das gibt´s doch gar nicht!“*

*„Was will die denn mit Sam? Der steht doch sonst nicht auf so flachbrüstige Hühner!“*

*Manche Menschen haben keine Ahnung, was so eine dahingeflapste Bemerkung für das Leben anderer, die diese Äußerung zufällig mitbekommen, bedeutet. Das war die Nacht, als sich mein Brustumfang merklich änderte. Die Zeiten von Cup A endeten ein für alle Mal. Es ist übrigens gar nicht so schwer, einen Körper mitten in der Pubertät zu beeinflussen - menschliche Körper sind dann offenbar zu den erstaunlichsten Dingen nur allzu bereit.*

*Am nächsten Morgen fühlte ich mich unheimlich müde, hatte Mühe, unter der Auswahl an Klamotten aus meinem Rucksack ein passendes Oberteil zu finden - und trat einfach die Flucht nach vorn an. Ich erschien beim Frühstück mit einem Shirt, das ganz offensichtlich ziemlich spannte. Bei diesem Frühstück wurde über mich getuschelt. Und Sam saß neben mir. Wie die balzenden Papageien, die meine Eltern einmal in den Ferien für Freunde betreut hatten, machte er mir kleine Futtergeschenke: Brötchen, Marmelade, die besten der paar heiß umkämpften Scheiben Schinken - all das fand ganz zwanglos den Weg auf meinen Teller. Es fühlte sich wunderbar an.*

Eine Wattwanderung mit einem speziell ausgebildeten Führer der Schutzstation Wattenmeer stand danach auf dem Programm. Die ganze Klasse reagierte darauf so begeistert, wie man das von fünfzehn- bis sechzehnjährigen Menschen erwarten durfte, die in den Matsch geschickt wurden. Für April war das Wetter herrlich - sonnig, aber immer noch sehr windig.

Sabrina kämpfte mit ihrem Schnupfen und tat ihr Möglichstes, sich zwischen Sam und mich zu werfen. Das war offensichtlich schon allein eine Frage ihres Selbstwertgefühls. Jemanden wie Sam gab eine Sabrina doch nicht kampflos an einen sozialen Niemand wie mich ab, egal, was mein Busen über Nacht veranstaltet hatte. Ihr war es offenbar gelungen, irgendwo Nasenspray aufzutreiben, und ihr Lachen perlte wieder einigermaßen. Auf dem Weg Richtung Watt konnte ich nur zornig staunen, wie zwanglos sie sich in den Gewässern bewegte, die für mich gefährliche Untiefen darstellten: Sie konnte flirten - und wie! Jeder Bewegung ein Angebot, jeder Satz ein Geheimnis oder eine Verlockung. Diese Art leichter Ganzkörper-Unterhaltung beherrschte ich einfach nicht!

Wütend sorgte ich dafür, dass ihre Nase sich wieder zuzog. Der Wind trug Botschaften zu Sam hinüber, die bewirkten, dass er irgendwann die gerade heftig in ein Taschentuch schnaubende Sabrina einfach stehen ließ.



## Kapitel 31: Sonntag, 30.4. – 18 Uhr 47

Beim Mittagessen und Abendessen habe ich weitergeschrieben. Jetzt kann ich einfach keine Pause einlegen. Nicht bei dem Thema. Aber meine Hand ist müde und verkrampft. Ich schüttele sie und mache Fingerübungen, um sie wieder fit zu bekommen. Mir tut es insgesamt gut, diese fiese Geschichte mit Sam zu Papier zu bringen. Erstaunlich. Bisher habe ich immer versucht, alles Diesbezügliche so gut wie möglich geistig unter Verschluss zu halten. Beim Schreiben denke ich an mehr Details als sonst – ich hatte beispielsweise Sabrinas Rolle bei der Entwicklung der Dinge, bei der Eskalation völlig aus dem Blick verloren.

Es ist für mich übrigens völlig ungewohnt, so oft „Ich“ zu schreiben beziehungsweise zu denken. Auf Ur gibt es kein Wort für „Ich“. Eine solche Vokabel ist auch nicht nötig – jedes Ding, jedes Wesen besitzt seinen Eigennamen. Und der ist mit den Raum-Zeit-Koordinaten unterlegt, sodass eine haargenaue, wirklich eindeutige Bezeichnung für alles und jeden immer möglich ist. Das Wort Individuum – Unteilbares – bekommt eine ganz andere Tiefe, wenn man es im Sinne von Ur betrachtet. Oder es stellt vielleicht auch eine der vielen Spuren von Ur auf der Erde dar, die ich immer wieder bestaune.

Ich – das kann jeder sein. Angesichts von über sechs Milliarden Menschen auf der Welt, ist es ja eigentlich eher unwahrscheinlich, dass „Ich“ tatsächlich mich meint, wenn es irgendwo formuliert wird. Außerdem: Ich hätte ja auch jederzeit ganz jemand anderer werden und damit sein können.

Deutsch und alle anderen Sprachen sonst berücksichtigen diesen Umstand nicht – nur Ur sieht die Notwendigkeit, mir einen einmaligen Namen zu geben, einen, bei dem ein Google-Ur nicht eine Liste von zehntausend Treffern ausspucken würde, sondern nur einen Volltreffer, der mich samt meinem Hier und Jetzt benennt.

Auf Ur werden auch Verben nicht im herkömmlichen Sinne konjugiert. Wo es kein Ich gibt, fehlt das Du; es ist über Namen sowie Raum-Zeit-



Koordinaten absolut genau definiert, wer was wann und wo ist, tut, erlebt, empfindet etc.

Ur macht selbstbewusst in dem Sinne, dass man sich seiner selbst sehr genau bewusst ist: der eigenen Einmaligkeit, Position, Fähigkeiten, Absichten. Ur zu denken und Deutsch zu sprechen, macht fast schon schizophren! In der Pubertät und in Beziehungsfragen bedeutet das wirklich keine Hilfe - weil alle Altersgenossen vollkommen anders ticken! Bei diesem Gedanken kann ich mit meinem Schreibprojekt wieder anknüpfen:

*Dass jeder Flirt eine Art mit Lügen gespickte Form der Kommunikation darstellt, ist die Hölle, wenn man Ur spricht! Wo ein Flirt mit Halbwahrheiten, Andeutungen und Versprechungen arbeitet, deren Einlösung letztlich ungewiss bleibt, kommt Ur geradewegs mit Fakten daher. Fakten wirken jedoch wie ein Guss kalten Wassers mitten in einen Flirt. Da nützen einem die Vorteile, die Ur sonst verschafft, rein gar nichts! Wenn ich hätte flirten können, wäre wohl nicht passiert, was schließlich auf dieser verdammten Klassenfahrt geschehen ist.*

*Sam planschte neben mir durch den Schlick, als ich mich an der Muschel schnitt. Frau Stein hatte erfolglos versucht, uns klar zu machen, dass kein vernünftiger Mensch schon im April barfuß ins Watt läuft, aber ihre Argumente prallten an uns ab. Nachdem die ersten Gummistiefel mit Schlamm geflutet waren, schien es verlockend, die dummen Dinger einfach am Ufer stehen zu lassen. Der Wattführer buddelte mit seinem Spaten Erstaunliches aus dem grauen Boden, kommentierte seine Funde und wir standen mäßig interessiert drum herum. Sam hatte einfach meine Hand genommen, und meine Welt schien nur noch aus ihm und dieser warmen Hand zu bestehen, als die blöde Muschel, die heimtückisch tief im Schlick verborgen lag, sich mir mitten in die Fußsohle bohrte.*

*Der Schmerz war buchstäblich schneidend! Ich kippte mit einem kleinen Schrei einfach zur Seite - aber Sam fing mich auf. Als hätte er nur*

darauf gewartet, dass ich das Gleichgewicht verlor, griff er mit der allergrößten Selbstverständlichkeit zu und hielt mich fest. Ganz nah lag mein Gesicht an seinem, als er mich auf beiden Armen trug. Offensichtlich war sein Bizeps tatsächlich gut in Form.

Dass es aus meinem Fuß nur so rot sprudelte, bekamen wir beide erst mit, als sich lautes „Oh Gott!“ und „Igitt!“ um uns herum einstellte. Weil Blut immer noch doppelt so viel aussieht, wenn es mit Wasser in Berührung kommt, wirkte die rote Lache, die sich erstaunlich schnell unter mir im Schlick bildete, ziemlich eindrucksvoll.

„Sam, kannst du Sara bis zum Ufer tragen? In die Wunde darf auf keinen Fall noch mehr Dreck kommen!“, sagte Frau Stein mit käseweißem Gesicht.

Sam grinste. „Na klar. Das tue ich doch gern.“

Die Mädchen kreischten - so viel Blut schien das von ihnen zu verlangen - und wandten sich zur Flucht. Nur Sabrina schoss giftige Blicke ab. Die Jungen boten Sam ihre Hilfe an, aber der lehnte grinsend und heroisch ab.

Der Wattführer versuchte verzweifelt, der Situation etwas Lehrreiches abzugewinnen, indem er erklärte, dass ich offensichtlich auf eine tote Sandklaffmuschel getreten sei, eine der größten Muscheln rund um Langeoog, die quasi in Arbeitshaltung, also aufrecht auf einer Schmalseite stehend, mit leicht geöffneten Schalenklappen das Zeitliche gesegnet hatte. Und er fügte hinzu, wegen der Gefahr, sich an Muscheln zu schneiden, sollte man Wattwanderungen am besten mit alten Turnschuhen unternehmen.

'Wenn ich gewusst hätte, wo diese Muschel liegt, wäre ich freiwillig draufgetreten, um das hier zu erleben', schoss es mir durch den Kopf.

Ich war enttäuscht, dass wir uns nur gut fünfzig Meter vom Ufer entfernt befanden - so getragen zu werden, fühlte sich einfach wunderbar an. Der kurze Weg gab mir kaum Zeit genug, nach der ersten Verblüffung meinen Gefühlen nachzuspüren und sie mir bewusst zu

machen: Nichts mehr leisten oder tun müssen, so geborgen und ganz hingeeben sein, empfand ich einfach als wundervoll! Das hätte von mir aus ewig dauern können. Ich schnurrte förmlich, einen Arm um Sams Hals gelegt, vor Zufriedenheit.

Frau Stein, die selbstverständlich eine Erste-Hilfe-Ausrüstung bei sich trug, legte tapfer einen Verband über dem klaffenden Schnitt quer über meine Fußsohle an; ihr Herr Kollege hielt sich flach atmend im Hintergrund.

„Die haben hier zwei Autos auf der Insel, einen Feuerwehrgewagen und einen Krankenwagen“, überlegte die Lehrerin laut und zückte ihr Handy.

„Keinen Krankenwagen! Das ist doch nicht nötig!“, protestierte ich.

„Aber das tut doch sicher ganz, ganz furchtbar weh?“, wandte Sam ein und sah mich äußerst besorgt an.

„I wo!“ Ich schüttelte den Kopf - und begriff sofort, dass ich gerade einen bösen Fehler begangen hatte. Große Schmerzen erzeugen großes Mitgefühl. Chance verpasst. Sabrina hätte das instinktiv gewusst und demonstrativ gelitten. Ich besaß mit so etwas keine Erfahrung. Lügen beherrsche ich nun einmal nicht. Also fügte ich immerhin hinzu: „Das kann ich wohl aushalten. Wenn Sam mich bis zu dem Restaurant am Jachthafen da drüben trägt, dann können wir sicher von dort aus irgendeinen fahrbaren Untersatz ausleihen. Eine Arztpraxis auf der Insel liegt in der Nähe der Bahnstation, das habe ich bei der Ankunft gesehen. Die Wunde ist tief und muss bestimmt genäht werden.“

Sam trug mich also bis zu dem Restaurant.

Damals hatte ich keine Ahnung, dass es eine direkte Übertragung von Schwingungen gibt: Ohne dass ein Laut zu hören war, schnurrte ich meine Zufriedenheit, mein Wohlgefühl und meine Erregung in mich hinein. Und weil Sam mich trug, übertrugen sich die Schwingungen mit voller Wucht direkt auf ihn. Ihm brach der Schweiß aus, noch bevor wir das ungefähr zweihundert Meter entfernte Restaurant erreichten. Das lag nicht an meinem Gewicht, aber das war mir leider nicht klar. Indem ich Sams Unterbewusstsein ebenso unfreiwillig wie detailgenau mitteilte, was ich alles fühlte, wenn er mich in seinen Armen hielt,

trat ich eine Lawine in ihm los - eine Lawine, gegen die sich wohl nicht einmal ein Heiliger hätte stemmen können, eine Lawine, von deren Wucht und Ausmaßen ich keine Ahnung hatte.

Der Postbote brachte mich schließlich zusammen mit Frau Stein in seinem Elektrokarren nach dem Nähen beim Arzt zurück zur Jugendherberge. Der Doc war sehr freundlich und zum Glück auch ziemlich geschickt. Zum Abschied bekam ich von ihm ein paar Krücken.

„Keine Wattwanderungen mit den Dingern!“, befahl er. „Und du darfst den Fuß mindestens eine Woche lang nicht belasten. Dann können die Fäden gezogen werden.“

'Auch gut. Ich hatte sowieso vor, mich auf Händen tragen zu lassen', dachte ich und musste schon wieder lächeln.

An diesem Abend blieb es erstmals windstill, seit wir auf der Insel angekommen waren. Wieder wurde ein Lagerfeuer angezündet - was sonst hätte man abends hier machen sollen? Sam wich nicht von meiner Seite. Ich erinnere mich genau: So sehr ich mich darüber freute, wie Sam meine Nähe suchte, nachdem er mich durchs Watt getragen hatte, etwas an seiner Intensität irritierte mich. Bis das Feuer brannte, schafften wir es an diesem Tag nicht, auch nur einen einzigen Augenblick allein zu bleiben, dabei wünschte ich mir nichts sehnlicher, als den neugierigen Blicken und Ohren der Klassenkameraden endlich zu entweichen! Ich hatte ihm eine Menge zu sagen und war sicher, dass es Sam genauso in Bezug auf mich ging. Er saß schließlich dicht neben mir auf den Baumstämmen, die rund um die Feuerstelle auf dem Gelände der Jugendherberge lagen.

„Ich muss mich unbedingt allein mit dir treffen!“, flüsterte er mir irgendwann heiser ins Ohr.

Ich nickte heftig. Ich empfand das schließlich genauso.

*„Schaffst du es mit den Krücken bis zu dem Schutzhäuschen für Wanderer auf dem Weg zur Vogelwarte?“, fragte Sam. Das lag nur etwa zweihundert Meter entfernt, aber auf jeden Fall außer Sichtweite, weil das Häuschen jenseits eines Wäldchens voll hutzelig gewachsener Birken stand. Wieder nickte ich.*

*„So bald wie möglich!“, hauchte Sam in mein Ohr.*

*Und ich kann heute noch nicht begreifen, wieso mir bei meiner sonst so gut funktionierenden Hellhörigkeit nicht aufgegangen ist, was für ein Desaster sich da anbahnte. Ich erinnere mich rückblickend, dass Sams Stimme heiser klang; das hätte eigentlich jedes Mädchen alarmieren müssen. Aber vielleicht macht Liebe ja nicht nur blind, sondern auch taub - und verliebt war ich bis über beide Ohren!*

*„Ich sollte meinen Fuß jetzt doch mal eine Weile hochlegen“, verkündete ich, kaum dass es endlich dunkel war. Es handelte sich bei dieser Aussage nicht um eine Lüge; der Schmerz pochte ganz ordentlich darin, aber ich hielt ihn mit Ur in Schach. Trotzdem war mir klar, dass der Fuß Ruhe brauchte. Allenthalben äußerte man Verständnis für meine Absicht. Frau Stein erkundigte sich besorgt, ob sie noch etwas für mich tun könne. Ich schüttelte tapfer mit einer leidenden Miene den Kopf und verschwand. Danach humpelte ich langsam zum Vordereingang der Jugendherberge hinein - und zielstrebig zur Hintertür wieder heraus. Anschließend ging ich mithilfe der Krücken geradewegs zu dem Schutzhäuschen. Ich war noch nicht ganz bis dort gekommen, da hörte ich hinter mir leise Laufgeräusche: Jemand sprintete den Weg entlang in meine Richtung. Natürlich Sam. Ich bekam kaum die Gelegenheit, mich zu ihm umzudrehen, da prallte er schon gegen mich. Er riss mich in seine Arme, sonst wäre ich lang hingeschlagen. Ich lachte leise angesichts von so viel Schwung, jedoch das Lachen blieb mir förmlich im Hals stecken: Sams Atem ging rau, aber er war nicht vom Laufen erhitzt. Sein Mund presste sich heftig auf meinen. Ich hatte mir vorgestellt, dass wir miteinander reden. Vielleicht umarmen. Ganz eventuell der erste zarte Kuss ...*

Aber Sam und seine Absichten befanden sich weit jenseits all dieser Kindereien. Sein Kuss fühlte sich alles andere als zart an. Der forderte. Der eroberte, was ich gar nicht bereit war preiszugeben. Meine Krücken fielen bei dem unerwarteten Aufprall zu Boden, als er mich umarmte. Mehr verblüfft als alles andere nahm ich seinen Kuss hin, fühlte, wie seine Hände meinen Rücken hinabwanderten, nach meinem Po griffen, meine Hüften hart gegen seine pressten. Auf mich wirkte die Erkenntnis, was ich da in Hüfthöhe bei Sam spürte, total ernüchternd. Ich begann mich zu wehren. Das war eindeutig etwas ganz anderes und vor allem viel mehr, als ich wollte! Doch je stärker ich Sam wegstieß und abwehrte, desto heftiger drang er auf mich ein. Gewaltsam versuchte ich, mich von ihm loszureißen, doch Sam erwischte mich am Arm und hielt mich eisern fest.

Warum ich ihn nicht auf Ur einfach schachmatt gesetzt habe?

Ich fürchte, ich bin nicht einmal darauf gekommen. Außerdem hatte ich innerlich so viele Zäune wie nur möglich errichtet, um nach dem Tod von Dr. Hollbruck nicht doch einmal in Versuchung zu geraten, mit Ur spontan zuzuschlagen, wenn ich mich in die Enge getrieben fühlen sollte. Die jahrelange selbstauferlegte Disziplin bedeutete in dieser extremen Situation keine Hilfe. Ich war viel zu verblüfft, um mich auf Ur zu wehren, sozusagen stumm vor Staunen, als ich begriff, dass Sam aufs Ganze ging und sich derart in Fahrt befand, dass ich ihn kaum würde abwehren können: Mir ist buchstäblich jeder Laut vor Schreck im Hals stecken geblieben.

Als Jo, Timo und die anderen, die Sams und meinen Abgang so kurz nacheinander neugierig beobachtet hatten, uns erreichten, hatte Sam meine Jacke zerrissen, mir mein Sweatshirt halb über den Kopf gezogen und mit seinen gierigen Händen den BH bereits aus dem Weg geschafft. Unter diesem Ansturm war ich, ungeschickt wie ich mit dem verletzten Fuß stand, gestolpert und lag am Boden, Sam über mir. Wie hätte ich mich da noch effektiv körperlich verteidigen können?

Ich nehme an, die fünf Jungen hatten lediglich ein bisschen lauschen und sich als Voyeure eines harmlosen Flirts amüsieren wollen, um hinterher alles, was es zu sehen gab, vor ihren Mitschülern brühwarm breitzutreten. Schließlich versprach das gute Unterhaltung, wenn der

Schwarm aller Mädchen und das Mauerblümchen der Klasse sich plötzlich gemeinsam in die Dunkelheit zurückzogen.

Die fünf hatten sicher nicht damit gerechnet, in eine derart eindeutige Szene zu platzen, in der ich halb nackt am Boden lag und verzweifelt versuchte, mit den Armen aus dem Knäuel der zerrissenen Jacke und aus meinem Shirt frei zu kommen. Sam lag halb auf mir, seine Hosen baumelten bereits um seine Knie. Er versuchte, obwohl ich mich wand wie ein Aal und mit dem unverletzten Fuß nach ihm trat, den Gürtel meiner Jeans zu öffnen. Zu meinem Glück zückte keiner der anderen ein Handy und filmte. Erstaunlich, nicht?

Timo riss das Kommando an sich. „Schnappt euch Sam und bringt ihn zur Vernunft!“, rief er und zog mich unter dem Angreifer weg. Ein ziemlich wüstes Handgemenge fing an und es wurde laut, denn Sam dachte gar nicht daran, einfach von mir abzulassen, ohne lauten Protest schon gar nicht.

Bevor Sam oder ich auch nur die Chance bekamen, unsere Kleider wieder halbwegs in Ordnung zu bringen, stand schon die ganze Klasse samt den Lehrern um den Kampfplatz.

„Oh mein Gott!“, schrillte Frau Stein.

Ich hatte keine Ahnung, wie ich so schnell aus dem Himmel fallen konnte. Aber ich wusste genau, wo ich gelandet war: in der Hölle.



## Kapitel 32: Montag, 1.5. - 7 Uhr 06

„Du siehst ziemlich erschöpft aus!“ Tom kommt total ungezwungen in meine Zelle und stellt das Tablett mit dem Frühstück aufs Bett. Er schaut mich prüfend an. „Wieso schreibst du nächtelang wie eine Besessene?“

Ich gähne gegen meinen Willen herzhaft - mir war gar nicht bewusst, dass ich schon wieder die halbe Nacht gekritzelt habe. „Da gibt es wohl ein paar Dinge, die unbedingt mal gedacht, gesagt oder eben geschrieben werden müssen“, murmele ich.

„Kann es sein, dass du reichlich Ballast dieser Art mit dir herumschleppst?“, fragt mein Bewacher interessiert.

Ich versuche, auf der Hut zu sein. Höchstwahrscheinlich verfolgt er mit seiner Frage eine bestimmte Taktik - er will sich als Retter in der Not aufspielen. Er will mich aushorchen und dazu meine Müdigkeit nutzen. Ich gähne noch einmal, dehne die verspannten Schultern.

Aber dann schießt mir durch den Kopf: 'Warum sollte er kein Retter in der Not werden?'

Bisher habe ich niemanden gefunden beziehungsweise kennengelernt, der mir mit meiner Bürde, mit Ur irgendwie weiterhilft. Vielleicht ist Tom ein Spezialist, der etwas weiß, das mir dienen könnte?

„Was ist dein Fachgebiet?“, erkundige ich mich und muss die paar Worte wieder an einem riesigen Gähnen vorbeiquetschen, das sich einfach nicht unterdrücken lässt.

„Operationen planen, leiten und durchführen.“

„Quatsch. Das meine ich nicht. Das tut ein Müllmann im Prinzip Tonne für Tonne auch. Ich will wissen, worin genau du ausgebildet bist.“

Jetzt reagiert Tom vorsichtig. „Sammelst du Indizien, um mir auf die Spur zu kommen?“, will er sichtlich amüsiert wissen.

Müdigkeit macht mich sehr direkt. Außerdem ärgert es mich, dass Tom anscheinend innerlich über mein Bemühen lacht, etwas über ihn



herauszufinden. Hält er mich für ein bisschen zurückgeblieben? Glaubt er, ich nehme die Situation hier ohne jeden Widerstand hin? Ich klinge deshalb ausgesprochen aggressiv, als ich erwidere: „Erst machst du einen auf netter Psycho-Onkel, indem du mich darauf hinweist, dass ich seelischen Ballast mit mir herumschleppe. Und wenn ich dich fragen will, ob du überhaupt qualifiziert bist, mit so etwas umzugehen, ziehst du dich zurück, wie eine Schnecke, der man eins auf die Fühler gegeben hat.“

„Ich bin ein bisschen Wissenschaftler und viel Arzt. Alles in allem Neurologe.“

Aha. Wahr. Nicht gelogen. Neurologe ist er also. Das muss ich erst einmal sortieren. Ziemlich schnell ergibt sich aus meinen Überlegungen die Frage: „Wieso lässt man einen Neurologen das Team hier leiten?“ Ich bin inzwischen sicher: Er ist der Boss.

Tom erklärt: „Zuerst wollte man einen Mathematiker auf dich loslassen. Aber wir haben ziemlich schnell begriffen, dass du kein Mathematikgenie im eigentlichen Sinne bist. Daraufhin schienen ein paar Leute der Meinung zu sein, dass es eine gute Idee wäre, wenn sich ein Neurologe mit deinem Fall beschäftigt.“

Tom lügt nicht. Interessant. Und dass der Mathematiker gekniffen hat, konnte ich ja zufällig mit anhören. Jetzt weiß ich, dass ich dessen Verschwinden positiv bewerten darf – Toms Stimme ist mir um Längen sympathischer als die seines mathematischen Kollegen!

Ich muss schon wieder gähnen. Es ist unheimlich anstrengend, sich selbst in seiner Vergangenheit genau ins Gesicht zu schauen. „Und was noch?“, bohre ich trotz meiner Erschöpfung weiter. Die Gelegenheit, endlich einmal ein paar Fragen beantwortet zu bekommen ist zu gut, um sie einfach ungenutzt verstreichen zu lassen.

Tom stellt sich dumm: „Wie? Was noch?“

„Du kannst unmöglich nur Neurologe sein. Durchschnittliche Neurologen setzen keine unschuldigen Mitbürger fest und fuchteln nicht mit Waffen vor deren Nase herum.“

„Bist du denn so unschuldig?“ Um Toms Lippen spielt ein schwaches Lächeln.

Ich werde mit einem Schlag ein paar Grade wacher.

Was weiß er? Welche Schwingungen habe ich soeben gehört, die er nicht in Worte gefasst hat? Ist ihm etwa bekannt, dass ich Sam in den Wahnsinn getrieben habe, sodass der arme Kerl wahrscheinlich gar nicht anders konnte, als mir gegenüber handgreiflich zu werden? Weiß etwa doch jemand von Dr. Hollbruck und seinem merkwürdigen Tod?

Tom reißt mich mit seinen nächsten Worten aus meinen Gedanken: „Ich wollte heute ein paar Tests mit dir durchziehen, aber wenn du so müde bist, hat das keinen Wert. Schlafentzug verändert nicht nur ein EEG.“

Ich höre so aufmerksam wie möglich zu, obwohl ich furchtbar müde bin. Immerhin klingt er nach einem Neurologen. „Was ist ein EEG?“

„Ein Elektro-Enzephalo-Gramm, eine Hirnschrift. Da werden die Hirnströme eines Menschen aufgezeichnet. Ist harmlos – du bekommst nur ein paar Saugnäpfe auf den Kopf gesetzt, tut nicht weh und taugt nicht zum Gedankenlesen.“

Ich bleibe misstrauisch: „Wozu taugt es denn?“

Tom erklärt bereitwillig: „Das Muster eines EEGs ist oft aufschlussreich. Man kann zum Beispiel Formen von Epilepsie erkennen oder irgendwelche krankhaften Veränderungen.“

„Du denkst, ich habe eine Macke?“, frage ich eingeschnappt.

Tom schüttelt den Kopf. „Nein, aber du hast offensichtlich Fähigkeiten, die ganz anders ausfallen als bei einem Durchschnittsmenschen. Auf einem EEG kann man unter Umständen sehen, welcher Art die Unterschiede sind. Ist so eine Untersuchung noch nie bei dir gemacht worden?“

Jetzt schüttle ich den Kopf. Dann versuche ich es wieder: „Wieso interessierst du dich für mein Gehirn? Warum bin ich hier eingesperrt? Wer steckt dahinter?“

Tom ignoriert meine Fragen vollkommen und zeigt nur auf das Tablett. „Iss etwas. Versuch bis Mittag zu schlafen. Offenbar kannst du ja sehr gut auf Wunsch einschlafen. Dann solltest du noch einmal duschen und danach sehen wir weiter. Die Ausrüstung, um hier ein EEG anzufertigen, ist sowieso noch nicht eingetroffen. Also machen wir erst andere Tests, wenn du einverstanden bist.“

„Tests? Was denn für Tests?“, hake ich schon wieder alarmiert nach.

„Neurologischer Kram. Du tickst anders als andere Menschen. Es könnte spannend sein herauszufinden, wieso beziehungsweise in welcher Art und Weise genau. Ein paar Fragen, Sehtests, Hörtests - nichts, was dich beunruhigen müsste. Das Ergebnis könnte auch für dich interessant sein.“

Er sagt wieder die Wahrheit. Nichts schwingt in seinen Worten mit - da spricht nur ein sehr interessierter, ja geradezu brennend neugieriger Wissenschaftler.

Ich nicke lahm. Ich fühle mich zu matt, um wirklich Widerstand zu leisten. Soll er doch machen, was er machen will. Vielleicht kommt ihm ja nach den Tests eine Erleuchtung. Das wäre einmal ein Fortschritt!

Erneut lasse ich den Kopf rechts und links langsam bis zur Schulter rollen. Sobald ich wieder allein bin, muss ich etwas gegen die verkrampten Muskeln tun. Im Moment geht das nicht, denn Tom trägt tatsächlich seine Pistole wieder bei sich. In der unmittelbaren Nähe einer potenziell tödlichen Waffe kommen mir Entspannungsübungen ziemlich unangemessen vor.

„Verspannt? Kein Wunder, wenn du dir nächtelang keine Ruhe gönnst. Soll ich deinen Nacken massieren?“, fragt Tom.

Sein Ton ist - freundlich. Keine Untertöne. Das war wirklich nur das Angebot, mir den Nacken zu massieren, ohne Hintergedanken. Der will lediglich behilflich sein.

Wahrscheinlich hat der Mann keine Ahnung, dass ich solche Misslichkeiten ziemlich flott selbst in Ordnung bringen kann - aber

es ist einfach nett, es besitzt eine ganz andere Qualität, wenn es jemand anderer tut, wenn ich nicht immer nur auf mich selbst bauen und vertrauen muss. Ich habe erst durch Anna und dann durch Ben gelernt, anderen Menschen als meinen Eltern wirklich zu vertrauen. Ich werde hier in dieser Zelle wahrscheinlich jedes Bisschen Kraft brauchen, das ich mir bewahren oder sonst irgendwie sichern kann.

Ich brauche Menschen. Das hat meine Mutter dauernd gesagt: „Such dir Freunde, Sara!“

Ich habe immer wieder versucht, ohne Menschen auszukommen, wenn der Kontakt zu meiner Umgebung zu schwierig wurde. Und ich habe bösen Schiffbruch erlitten mit diesem Weg. Wenn ich ein durch und durch freundlich gemeintes Angebot von einem meiner Mitmenschen bekomme, dann sollte ich es wohl akzeptieren - einfach ignorieren, dass der Kerl mich eingebuchtet hat. Alles andere wäre dumm.

Ich staune. In diese Richtung habe ich noch nicht oft gedacht. Genaugenommen noch nie. Dann gebe ich mir einen Ruck. „Das wäre nett. Den Nacken massieren, meine ich. Sonst nichts, ist das klar?!“



## Kapitel 33: Montag, 1.5. - 13 Uhr 13

Ich habe nach der Massage und dem Frühstück bis Mittag fast fünf Stunden geschlafen wie ein Stein. Es hat wirklich gutgetan. Diesmal haben mich auch keine Gespenster aus der Vergangenheit aus dem Schlaf gerissen.

Das Mittagessen ist so aufregend wie der andere Kram, den ich bisher hier bekommen habe. Arnold hat ohne Grazie serviert, Muck hat ihn vor mir, der reißenden Bestie, beschützt. Komisch, ohne witzig zu sein.

Tests.

Soll ich mitmachen? Soll ich mich verweigern?

Wenn ich meinen Block aufblättere, dann scheint mein Leben eine ziemliche Aneinanderreihung von Katastrophen darzustellen. Immer wieder habe ich mit meinen lieben Mitmenschen Schiffbruch erlitten: Nie weiß ich, wie ich mit meiner Gabe umgehen kann beziehungsweise soll. Ich bin ja nicht einmal fähig, diese Gabe zu erklären. Ich erinnere mich an meine Lektüre der Biografie der Hildegard von Bingen - auf die war ich im Geschichtsunterricht aufmerksam geworden. Sie hörte Stimmen, hatte Offenbarungen, war ein echter und totaler Geisterfahrer, was ihr Zusammenleben mit ihren Zeitgenossen anging. Ganz sicher sprach sie nicht Ur. Ihre Form von „anders ticken“, wie Tom es so schön formuliert hat, ihre daraus resultierende Einsamkeit, das Unverstandensein, das sie fast auf den Scheiterhaufen brachte, kenne ich trotzdem zur Genüge.

Heute heißt die Inquisition Mobbing. Während man früher die Delinquenten in Verliesen gefoltert und lediglich öffentlich hingerichtet hat, findet heute die Folter öffentlich statt, das langsame und qualvolle Sterben eher privat, es sei denn, es ereignet sich mal wieder ein Amoklauf an einer Schule. Dabei gibt es immer wieder unschuldige Opfer. Aber ich bin sicher, viele der Täter, die vorher hingebungsvoll gehackt haben, mutieren in diesem Fall gern

medienwirksam zu traumatisierten Opfern. Ihre Täterrolle ist dann vergessen und bleibt unerwähnt.

Wie oft war ich nur noch einen Hauch weit davon entfernt, mit meinen Waffen die zu massakrieren, die mir so unendlich wehgetan haben? Vielleicht hätte mich sogar niemand erwischt, denn wie hätten Beweise gegen mich aussehen sollen?

Rückblickend scheint es mir immer noch erstaunlich, dass das - vor allem in meiner Grundschulzeit - nicht geschehen ist. Dr. Hollbruck darf demnach ruhig als Märtyrer betrachtet werden, dessen Tod höchstwahrscheinlich andere gerettet hat!

Mit seinem: „Bist du denn so unschuldig?“, hat Tom meine Burgmauern sehr ins Wanken gebracht. Ich plage mich mit der Frage, ob es sich hier um einen Zufallstreffer oder fein ausgeklügelte Absicht basierend auf Wissen seinerseits handelte.

Und doch: Was würde sich ändern, wenn ich in der Lage wäre, die Frage nach Schuld oder Unschuld besser zu beantworten? Ich kann die Vergangenheit nicht ungeschehen machen. Aber auf die Zukunft besäße jedwede Erkenntnis sehr wohl Einfluss.

Was, wenn jemand wie Tom einen Sinn in meine krause Welt brächte? Wie wäre das, wenn er herausfinden könnte, was es mit Ur auf sich hat? Offensichtlich steht eine ziemlich umfassende Macht hinter ihm. Sonst hätte ich nicht diese Zelle, sonst wäre ich wohl nicht einfach von der Straße gepflückt worden, sonst gäbe es hier nicht so ein pikfeines Wachkomitee. Vielleicht ist tatsächlich ein Wissenschaftler mit einer wichtigen, passenden Kompetenz für meinen speziellen Fall Mitglied des Teams, das mich hier festhält? Klar, irgendjemand will die Kräfte von Ur für sich nutzen. Dessen bin ich mir inzwischen gewiss. Aber wer verbietet mir denn, die Situation, in die ich hier geraten bin, zu meinem Vorteil zu nutzen? Mit meinen Schreibübungen habe ich ja in diesem Sinne schon begonnen.

Meine große Angst ist, dass Ur mit all seinen Möglichkeiten an die falschen Leute geraten und missbraucht werden könnte. Und natürlich will ich nicht, dass mich jemand Ur für seine Zwecke einsetzen lässt,

dass ich instrumentalisiert werde mit meinen und wegen meiner Fähigkeiten. Das darf auf keinen Fall geschehen!

Es muss auch nicht geschehen, denn was Tom vielleicht nicht ahnt: Ich kann meine Kräfte nicht nur gegen einen Mann wie Bruce wenden, ich selbst kann mich seinem und jedem anderen Zugriff jederzeit entziehen. Und ich denke, ich bin dazu bereit, denn ich weiß, wenn ich sterbe, falle ich nicht ins Bodenlose. Ich habe damals, als ich so lange im Koma lag, die Stimmen von drüben zwar nicht wirklich verstanden, aber sie kannten meinen Namen. Sie klangen überaus freundlich und zuversichtlich. Und sie waren für mich da. Warum sollte ich nicht die kennenlernen wollen, die auf der anderen Seite sprechen und zu ihnen gehören wollen? Dort wäre ich jedenfalls keine Absonderlichkeit mehr.

Was mich vor allem regelrecht aufgescheucht hat, als Tom erwähnte, dass er gern Tests bezüglich meiner besonderen Fähigkeiten mit mir machen möchte, ist eine unglaubliche Neugier: Ich habe nie irgendwem Fragen über Ur stellen können, nie darüber sprechen dürfen. Bei der Auseinandersetzung damit war ich immer auf mich allein gestellt - ein dauernder Monolog, bisher ohne echtes Ergebnis. Jetzt, jetzt endlich könnte ich einmal mit jemandem über Ur reden! Wenn ich ganz ehrlich zu mir bin, fühle ich mich gespannt wie ein kleines Kind am Heiligabend: zitternd vor Erwartung, weil vielleicht etwas enthüllt wird, das mir weiterhilft bei meiner Sinnsuche.

Ja, ich werde mitmachen bei diesen Tests. Ich könnte es demnächst rückblickend wohl gar nicht ertragen, diese Möglichkeit nicht genutzt zu haben, dazu bin ich viel zu neugierig - und zu verzweifelt!

Nach der Dusche - mir fällt positiv auf, dass die Betriebsleuchte der Kamera erlischt, als ich beginne, mich auszuziehen - kommt Tom mit einem Haufen Papier in meine Zelle.

„Fühlst du dich einigermaßen ausgeruht?“, beginnt er und klingt sehr professionell, sehr sachlich - eben nach Arzt.

Ich nicke. Er setzt sich auf den Stuhl an meinem Tisch, ich hocke mich auf mein Bett.

„Hast du dir das mit den Tests durch den Kopf gehen lassen?“ Hinter seiner Frage vibriert förmlich alles vor lauter Wissensdurst und Interesse. Tom wäre sehr enttäuscht, falls ich ablehne.

Ich nicke nochmals. Dann füge ich hinzu. „Ich mache genau so weit mit, wie ich möchte. Wenn die Dinge hier einen Verlauf nehmen, der mir nicht gefällt, kannst du sicher sein, dass du Ärger bekommst.“

Tom hebt interessiert den Blick von dem Papierwust, den er begonnen hat zu ordnen. „Ist das eine Drohung?“, will er lächelnd wissen. Er wirkt amüsiert.

„Nein. Das ist viel mehr. Das ist ein Versprechen“, erwidere ich bestimmt.

Tom lächelt noch breiter. Ungläubig schüttelt er den Kopf. „Du verblüffst mich immer wieder. Wieso hast du, verdammt noch mal, keine Angst? Also ich an deiner Stelle hätte welche. Kannst du Angst empfinden?“

„Mein Leben ist voller Angst. Aber ich fürchte ganz andere Dinge, als die, die mir wahrscheinlich von dir oder deinen Kollegen hier drohen.“

„Versteh ich nicht! Was fürchtest du und wieso bedeutet eine handfeste Entführung samt Eingesperrtsein keine Bedrohung für dich? Du bist schließlich in unserer Gewalt“, stellt Tom etwas hilflos fest und gibt dabei völlig das Bemühen auf, professionell und distanziert zu klingen.

Gut, dass ich zuvor gründlich über einen großen Teil meines bisherigen Lebens nachgedacht habe. Meine Antwort kommt prompt und ich zähle ohne jedes Zögern auf: „Wovor ich Angst habe? Ausgrenzung, Neid, Missgunst, Lieblosigkeit, Hinterlist, Unverständnis, Einsamkeit. Warum niemand eine Bedrohung für mich darstellt? Ich muss hier nicht bleiben. Du kannst mich nicht festhalten. Niemand kann das.“

Toms Mund steht ein wenig offen. Er sieht dann jünger aus. Es scheint, als wäre er in eine andere Rolle geschlüpft: Er ist kein Entführer mehr, nicht der Chef dieser militärischen Typen wie Bruce und Arnold. Er scheint als Wissenschaftler hier zu sitzen, ganz und gar. Er ist



der Unsichere, Forschende von uns beiden; ich bin in der Lage, ihn zu verblüffen. Ich kann sehen, dass es hinter seiner Stirn gewaltig arbeitet.

Tom schluckt schließlich, bevor er fragt: „Heißt es das, was ich vermute?“

Ich nicke und muss lachen: „Himmel, was ist so schwer daran, das Wort 'sterben' oder 'Tod' auszusprechen? Ja, es heißt das, was du vermutest. Ich kann mich jederzeit selbst so angreifen, wie ich Bruce angegriffen habe. Da hilft es überhaupt nicht, mir keine Rasierklingen zu geben, keinen Bademantelgürtel oder mir die Hände zu fesseln. Ein rein innerlicher Vorgang und ich bin tot. Ich kann gehen, wann immer ich das für richtig halte. Ich kann hier einfach verschwinden und du musst anschließend zusehen, wie du diskret meine Leiche loswirst. Und dann sitzt du in der Tinte, denn, egal, ob du aus eigenem Antrieb handelst, oder ob merkwürdige Mächte mit merkwürdigen Absichten hinter dir stehen - niemand scheint bisher daran interessiert zu sein, dass ich einfach so ins Gras beiße. Also richte dich danach.“

Tom schluckt erneut. Er legt den Kopf schief, sieht mich mit seinen mehrfarbigen Augen starr und forschend an. „Ich fürchte, du meinst das völlig ernst, oder?“

Wieder nicke ich.

Tom beginnt auf seinem Bleistift zu kauen. Schließlich erkundigt er sich nur sehr sachlich: „Bekomme ich eine Warnung, bevor du den Abgang machst, wenn ich irgendwie versehentlich bei meinen Tests zu weit gehe?“

Mir gefällt die Situation. Endlich darf ich einmal bestimmen, was hier geschieht. Ich nicke wieder.

„Warum machst du den Eindruck, dass du nicht mal Angst vor dem Sterben hast?“, fragt er dann und aus seinen Worten klingt eine Dringlichkeit, die mich ahnen lässt, dass das bei ihm persönlich ganz anders aussieht. Er ist nicht mehr der Untersucher, der neutrale Beobachter, er ist, ganz gegen seinen Willen, *betroffen*.

Jetzt, jetzt muss ich mich entscheiden, was ich preisgebe!

Aber habe ich eine Wahl? Wenn ich lüge, gerate ich zwischen die Mahlsteine dessen, was ich auf Deutsch sage und auf Ur bin beziehungsweise denke. Gerade habe ich noch behauptet, mich immer und überall in Sicherheit zu befinden. Wenn ich daran wirklich glaube, dann kann ich doch die Wahrheit sagen, oder? Es ist nicht leicht, ganz frei über das zu sprechen, was nicht einmal Ben wirklich hören wollte. Aber ich sollte es wohl endlich einmal tun! Mein Seufzer signalisiert, dass ich meinen Widerstand aufgebe.

„Ich kann Stimmen von drüben hören. Der Tod ist nicht mein Ende.“

„Du hörst Stimmen? Was sagen sie?“ Jetzt klingt Tom wieder wie ein Profi, so als hätte er festen Boden unter den Wissenschaftlerfüßen.

„Die Stimmen sagen mir, dass du ein neugieriger Neurologe auf der falschen Fährte bist. Ich bin nicht bekloppt! Als ich mit vier Jahren monatelang im Koma lag, war ich scheinbar dem Tod näher als dem Leben. Damals haben Stimmen zu mir gesprochen.“

„Was?“

Ich zucke mit den Schultern: „Keine Ahnung, ich habe die meisten Vokabeln wirklich nicht verstanden, die sie verwendeten, weil ich das, worauf sie sich bezogen, nie kennengelernt habe. Eigentlich verstand ich damals nur ganz harmlose Wortstückchen, die man auf Deutsch zum Beispiel am besten mit 'wir', 'Stern', 'Glück' oder 'Gemeinschaft' übersetzen könnte.“

Toms Stift schwebt unentschlossen über seinem Block. Er kann sich offensichtlich nicht entscheiden, was er notieren soll. Das hier scheint nicht nach seinen Erwartungen zu laufen. Woher kenne ich das bloß? Nicht den Erwartungen entsprechend zu agieren, ist ein immer wiederkehrendes Grundmuster in meinem Leben – wirklich tragisch, dass nicht einmal meine Entführer mit mir klarkommen!



## Kapitel 34: Montag, 1.5. - 14 Uhr 04

Dann macht Tom einen dicken Strich unter seine spärlichen bisherigen Notizen, zieht ein anderes, beschriebenes Blatt hervor und liest mit einer ganz neutral klingenden Stimme ab: „Ich trage dir jetzt fünfzig kurze Feststellungen vor. Du sagst mir, wann ich lüge und wann nicht. O. k.“

Offensichtlich will er einfach mit seinen Tests beginnen. Ich nicke.

Er legt los: „Ich bin in Berlin geboren.“

„Wahr.“

„Das Gebäude, in dem du dich aufhältst, hat zwanzig Etagen.“

„Falsch.“

So geht das weiter. Die Fragen helfen mir beim Sammeln von Informationen über meine Entführer oder meinen Standort nicht wirklich weiter. Tom staunt am Ende. „Du hast eine einhundertprozentige Trefferquote mit deinen Ansagen. Offensichtlich kannst du wahr von falsch unterscheiden. Wie machst du das? Woran erkennst du, wann ich lüge?“

„Ich kann es hören“, versuche ich, ziemlich lahm zu erklären.

Tom notiert. Dann holt er ein kleines Diktiergerät aus der Tasche und drückt auf den Abspielknopf. Ein kurzer Satz in einer fremden Sprache ertönt. Tom will wissen, ob ich das verstehen kann. Ich habe keine Ahnung, was für eine Sprache das ist, aber ich kann es leicht transponieren und übersetzen. Diesmal ist Tom ziemlich fassungslos. „Das war Altgriechisch. Wo zum Teufel hast du Altgriechisch gelernt?“

Ich verbrenne alle Brücken hinter mir. „Ich brauche diese Sprache nicht zu lernen. Sie zu verstehen, ist mir angeboren.“

Tom springt auf und beginnt hin und her zu gehen. „Das glaub´ ich einfach nicht!“ Wieder drückt er den Abspielknopf an seinem Gerät. Ein wüstes Gebrabbel ertönt. Könnte Skandinavisch sein, zumindest klingt es ein bisschen nach dem schwedischen Koch aus der Muppet Show.

„Heute zum Abendessen wurde mir gerade ein Hummer angeboten“, übersetze ich. „Das wäre übrigens mal etwas anderes als der Fraß, den es bisher hier gab. Und Tom – hör auf herumzulaufen. Das erinnert mich daran, dass ich ziemlich an Bewegungsmangel leide!“

Tom bleibt stehen. „Hummer“, murmelt er tonlos, starrt auf sein Blatt, vergleicht den Text dort mit meiner Übersetzung und erkennt, dass ich recht habe. „Du magst Hummer? Ich Sorge dafür, dass du einen bekommst.“

Zwei Stunden und achtundzwanzig Minuten hat Tom mir Fragen gestellt, Aufnahmen von mir gemacht und mir Sequenzen von seinem Diktiergerät vorgespielt. Offensichtlich ist er ein Arbeitstier, das seinen Job liebt. Besser so einen mit meinem Rätsel konfrontieren, als jemanden, der nur Stunden abreißt!

Ich muss Sprachen erkennen, übersetzen und bestimmen. Tom staunt, dass ich Altgriechisch zwar übersetzen kann, aber nicht weiß, um welche Sprache es sich dabei handelt. Witzigerweise kommt er nicht darauf, mich fremde Sprachen lesen oder zum Beispiel Syrisch sprechen zu lassen. Er konfrontiert mich mit Rechenaufgaben, die wahrscheinlich mit der Bezeichnung „höhere Mathematik“ nur verharmlosend umschrieben sind. Solange es sich um Gleichungssysteme handelt, die ich lesen kann, kann ich sie auch lösen. Ein paar Sehtests und Wahrnehmungstests soll ich durchführen. Dann prüft er meine Reaktionsfähigkeit und mein Merkvermögen. Ich bekomme Stoffe vorgesetzt, die ich analysieren soll.

„Mache ich nur bei einer Probe!“, verkünde ich. Was weiß ich, was das für Stoffe sind? Ich kann sie zwar mit ziemlicher Sicherheit alle analysieren, aber es wird mich auch reichlich viel Kraft kosten, wenn ich es mehrfach tue – und ob ich mir das im Moment leisten kann, weiß ich nicht. Übersetzen dagegen oder Lüge und Wahrheit unterscheiden, kostet mich keine Energie, weil ich dabei nicht aktiv schallen muss, sondern nur analysierend zuhöre.

„Warum weigerst du dich?“, will Tom wissen.

„Betriebsgeheimnis!“ Ich bin nicht so irre, dass ich preisgebe, dass Ur eine Menge Kraft kostet, wenn ich komplexes Zeug schalle.

Tom lässt einladend seine Hand über den fünf Stoffproben kreisen, die er mitgebracht hat; offensichtlich möchte er, dass ich mir selbst eine davon aussuche. Ich wähle Probe Nummer drei, schalle und beginne eine Strukturformel zu zeichnen. Gebannt sieht Tom zu. Dann fragt er mich: „Was ist das für ein Stoff?“

„Keine Ahnung. Ich bin sicher, dass ich die Struktur korrekt wiedergegeben habe, aber den deutschen Namen kenne ich nicht“, muss ich zugeben. Spürbar mühsam verkneift Tom sich zu fragen, warum das so ist. Er fertigt lediglich weitere Notizen an. Möglicherweise hat er registriert, dass ich mit Auskünften zu dem Warum, was meine Fähigkeiten angeht, vorsichtig umgehe. Und er scheint das zu respektieren. Wie angenehm!

Immer wieder zwischendurch fragt mich Tom, wie spät es ist. Mit der Präzision einer Atomuhr sage ich die Uhrzeit an. Sein Kopf macht langsam den Eindruck eines Parkinsonkranken – er kommt aus dem Kopfschütteln gar nicht mehr heraus.

Die Bestimmung von Materie ist nicht die einzige Aufgabe, bei der ich die Mitarbeit verweigere. Nach einer kurzen Pause, die Tom nutzt, um Tee und einige erstaunlich schmackhafte Teilchen in die Zelle zu holen, bringt er einen größeren Korb von draußen mit. Darin befinden sich jeweils einzeln in kleine Käfige eingesperrt mehrere weiße Mäuse, wahrscheinlich Tiere verschiedener Laborstämme.

Tom erklärt, was er von mir erwartet: „Ich sage dir jetzt, was du mit den einzelnen Mäusen machen sollst und notiere, was passiert. Du kannst ja offenbar Lebewesen beeinflussen.“

Den letzten Satz formuliert Tom vorsichtig und mit deutlichem Unbehagen. Dass er ein lebendes Wesen ist und sich in meiner Reichweite befindet, ist ihm demnach völlig klar. Warum sollte er mir vertrauen? Ich könnte Gott-weiß-was mit ihm anstellen, jetzt, wo wir hier beisammensitzen. Ich sollte es wohl als mutig einstufen, dass er sich in meiner Zelle befindet und mit mir arbeitet nach all dem, was ich bisher mit seinen Kollegen angestellt habe.

Ich schnappe mir das erste Kuchenstück und bin froh, auf diese Weise unauffällig meine Energiereserven auffüllen zu können. Die nächsten Aufgaben kosten nämlich tatsächlich Kraft.

Tom stellt den ersten Käfig auf den Tisch. „Kannst du dieser Maus Angst machen?“

„Sicher. Reicht es, wenn sie ein bisschen zittert?“, erkundige ich mich.

„Zittern reicht völlig. Hauptsache, ich kann die Reaktion einigermaßen eindeutig interpretieren“, erwidert Tom und sein Ton teilt mir mit, dass er sich immer unbehaglicher fühlt bei dieser Sache. Er versucht, sein Gesicht einigermaßen lässig wirken zu lassen, aber er sieht körperlich sehr angespannt aus und sitzt in einem ganz komischen Winkel da, etwa so, als wolle er auf keinen Fall in den Sog der Wirkung meiner Signale geraten.

„Du brauchst keine Angst zu haben“, bemühe ich mich, ihn zu beruhigen. „Was ich auf die Maus hier loslasse, ist nur für sie bestimmt.“ Das ist zwar nicht die ganze Wahrheit, aber sachlich völlig richtig. In der Formulierung halbwahrer Spitzfindigkeiten bin ich Weltmeister – schließlich habe ich jahrelang Strategien entwickelt, wie ich nicht zwischen die Fronten von Deutsch und Ur gerate. Ich erkläre, ohne dass ich mich wegen einer Lüge unwohl fühlen müsste, weiter: „Die Signale sind für so ein kleines Tier ziemlich schwach. Da solltest du keine Streuung mitbekommen, wenn ich die Maus ins Visier nehme. Aber wer garantiert mir, dass du nicht deine Bleispritze“ – ich zeige auf die Waffe im Schulterhalfter – „ziehst, sobald ich loslege, weil du dich doch irgendwie bedroht fühlst?“

Tom überlegt. Dann steht er ruckartig auf und geht zur Tür, die sich wie immer sofort öffnet, wenn er davorsteht. Muck schaut neugierig zu uns herein. Tom übergibt ihm die Waffe und ordnet laut und deutlich an: „Wenn Sara mich angreift, wenn du den Eindruck hast, dass irgendwie die Situation hier drin für mich bedrohlich wird, dann greifst du sofort ein. Ist das klar?“

„O. k., Boss.“

Die Tür fällt wieder ins Schloss und Tom setzt sich erneut auf seinen Stuhl. Dann zeigt er einladend auf den Käfig mit der Nummer eins, in dem die Maus schnüffelnd von einer Ecke in die nächste eilt. Ich beginne zu summen.

Mir tut die Maus leid, deshalb dosiere ich niedrig - außerdem versuche ich gerade etwas, das ich noch nie zuvor durchgeführt habe: Ich probiere, zwei Signale zu senden, nicht gleichzeitig, denn das geht nicht, aber in so schnellem Wechsel, dass ich zwei Ziele mehr oder weniger im gleichen Zeitraum erreichen kann, quasi parallel. Wichtig ist, dass ich es ganz behutsam tue.

Die Maus wird unruhig, hektisch. Tom starrt sie interessiert an. Auf keinen Fall darf er merken, dass ich versuche, mit meinem Summen einen Funken in ihm zu entfachen. Mein Plan ist denkbar einfach: Wenn er beginnt, mich zu mögen, sollte es ihm schwerfallen, mir etwas anzutun oder anderen dabei zu helfen. Jetzt habe ich Gelegenheit, ihn zu schallen und zu beeinflussen. Er hört mich, sieht, wie die Maus reagiert und glaubt daher, dass ich mich ausschließlich mit dem Versuchstier beschäftige. Eine einmalige Chance!

Die Maus fiept schrill. Es klingt jämmerlich. Tom macht sich Notizen. Er ist ganz gebannt und starrt den kleinen Nager an.

Ur hat so etwas herrlich Gradliniges! Weil die Raum-Zeit-Koordinaten Eindeutigkeit mit sich bringen, kann man auf Ur wirklich immer nur ein Ding auf einmal tun, sagen, signalisieren, erforschen. Ich muss also tatsächlich zwischen den Signalen an die Maus und an Tom in schnellem Wechsel hin und her springen. Das klingt ein bisschen wie Jodeln - aber Tom fällt das natürlich nicht als ungewöhnlich auf. Er hat dankenswerterweise keine Ahnung, wie Ur klingen sollte. Zum Glück erholt sich eine Maus von einem Schrecken nicht sofort - sobald ich sehe, dass sich das Tier auch nur ein bisschen entspannt, kehre ich einfach mit meinem Summen zu der Aufgabe zurück, Angst im Mäusekäfig zu verbreiten. Für einen Betrachter mag das so aussehen, als ob ich die Maus permanent einschüchtere.

Ansonsten schalle ich Tom. Er spürt es nicht. Gesund ist er. Quietschfidel. Erfüllt von brennender Neugierde. Eine starke männliche

Ausstrahlung - seit der Geschichte mit Sam checke ich so etwas, bevor ich mich überhaupt mit Männern befasse. Die Maus scharrt vollkommen hektisch an den Käfigstäben, versucht vergeblich zu fliehen, dann pinkelt sie. Äußerst behutsam pflanze ich ein Samenkorn von Sympathie in Toms Herz. Dann lasse ich die Maus panisch im Kreis rennen.

Wenn Tom wüsste, was für Gefühle ich gerade in ihm tief, tief in seinem Unterbewusstsein auszulösen versucht habe, sähe er wohl nicht mehr so ausschließlich neugierig aus. Er kommentiert das Benehmen der Maus mit nur einem Wort: „Unglaublich!“ Aber aus dem einen Wort klingt mir eine deutliche Warnung entgegen. Ich muss mich gewaltig in Acht nehmen - denn ich habe in Toms Unterbewusstsein unvermutet leichtes Spiel gehabt. Sein Ton sagt mir: Er mag mich schon. Mehr als ich vermutet hätte. Was ich in sein Unterbewusstsein pflanzen wollte, wird von dem vorhandenen Gefühl für mich bereits überwuchert. Die Aktion hätte ich mir sparen können: Ich Idiot habe weit offene Türen eingerannt.

Mein: „Reicht das?“, lässt Tom schließlich regelrecht zusammenfahren.

„Ziemlich eindeutig“, stellt er zufrieden fest und kritzelt wieder. Die nächste Maus soll ich in Bewusstlosigkeit hineinmanövrieren. „Wie die beiden Männer, die du ausgeschaltet hast, als wir dich - hm - eingesammelt haben.“ Tom klingt vorwurfsvoll.

„Pete und Allen?“, frage ich, um unmissverständlich zu signalisieren, dass ich mehr mitbekommen habe, als Toms Leuten lieb sein kann. „Die waren selbst schuld. Warum haben die mich angegriffen?“

Tom sieht mich einigermaßen unglücklich an, dann meint er: „Es hat wahrscheinlich wenig Sinn, dir zu erklären, dass die dir nichts tun wollten. Das hast du gründlich missverstanden, fürchte ich. Die haben dich beschattet, um herauszufinden, wer die anderen Leute in deinem Kielwasser waren und um dich gegebenenfalls vor denen zu schützen. Unser Team hat sich ganz bewusst bei der Verfolgung nicht völlig unsichtbar gemacht, sonst hättest du die Typen nie bemerkt. Es war geplant, allmählich und in Ruhe einen Kontakt mit dir herzustellen, nur ist das vollkommen danebengegangen. Für uns ergibt sich aus deinem Angriff auf unsere Leute die Frage: Weshalb bist du auf sie



losgegangen, ohne zu zögern, als Allen dir zum Beispiel nur wieder auf die Füße helfen wollte? So einen bedingungslosen Angriff wie deinen unternimmt eigentlich niemand, der nichts zu verbergen hat.“

Ich weiß nicht, was ich von all dem halten soll, das Tom mir darlegt. In meinem Kopf brummt es. Erst bekomme ich überhaupt keine Informationen, dann sind es zu viele auf einmal. Als Tom behauptet, die Leute wollten mich schützen, hat er die Wahrheit gesagt. Aber – seine Wahrheit muss ja nicht meine sein. Jeder Politiker kann das: vehement Leuten etwas erzählen, von dem er selbst überzeugt ist, das aber objektiv nicht der Wahrheit entsprechen muss.

Die wollten mich schützen? Wovor? Wer oder was sollte mich bedrohen? Und natürlich habe ich eine Menge zu verbergen!

Unter Toms forschendem Blick fühle ich mich gezwungen, mein Verhalten zu erklären: „Ich hatte Angst. Ihr habt mich verfolgt. Und dieser Allen wollte mich festhalten. Ich ... Ich habe keine guten Erfahrungen damit gemacht, wenn mich jemand gegen meinen Willen festhält. Deshalb habe ich Allen angegriffen. Halt, nicht einmal das ist so völlig richtig formuliert – ich habe mich verteidigt, mehr nicht. Ich hatte wirklich große Angst.“

Tom seufzt. Jongliert mit seinem Stift. Sieht mir in die Augen. Ich finde seinen Blick schwer auszuhalten, fühle mich durchschaut, obwohl das eigentlich gar nicht sein kann. Toms nächste Frage verstehe ich überhaupt nicht, ich höre nur, dass eine Antwort ihm unerhört wichtig ist: „Sara, für wen arbeitest du?“

Was zum Teufel meint er denn damit? Hilflos und wortlos zucke ich mit den Schultern, um ihm zu zeigen, dass ich mit dieser Frage nichts anfangen kann.

Schließlich nimmt Tom seufzend einfach den zweiten Käfig, kontrolliert die Nummer auf seiner Liste und fragt mich: „Ist diese Maus gesund?“, um zu unserer Arbeit zurückzukehren.

Ich schalle. Das Tier hat ein paar Tumore in seinem Inneren und keine allzu große Lebenserwartung mehr. Ich weiß, dass es Mäusestämme gibt, die speziell dafür gezüchtet werden, um bestimmte Tumore zu entwickeln.

„Krebs in zahlreichen inneren Organen“, lautet meine Diagnose. Noch mehr Kopfschütteln gegenüber am Tisch. Tom fordert mich auf, Mäuse wie Schachfiguren in ihren Käfigen hin und her zu bewegen. Das ist leicht. Dann bittet er mich, eine Maus einschlafen zu lassen. Auch das kann ich. Tom weckt den kleinen Nager mit einem Fingerschnippen wieder. Ich wusste gar nicht, dass auch Mäuse beim Wachwerden gähnen; es sieht total niedlich aus. Eine andere Maus soll ich vorübergehend lähmen. Als Tom das bewegungslose Tier mit seinem Stift anstupst und keine Reaktion erfolgt, schüttelt er ungläubig staunend wieder den Kopf.

Es macht mir Spaß, diesen Mann zu beeindrucken. Endlich mal jemand, der mich nicht für ein Monster hält, sondern zu bewundern scheint, was ich wirke oder bewirke! Der nächste Käfig landet auf dem Tisch. „Kannst du dieses Tier töten?“, will Tom wissen.

Das passt mir nicht. Außerdem merke ich langsam, dass dieser Dauerbeschuss von Anforderungen sehr anstrengend wirkt, trotz der Teilchen, die ich bei der Arbeit esse.

Deshalb erkläre ich: „Ja, das kann ich, aber ich möchte nicht. Reicht es, wenn ich die Maus einmal kräftig kötteln lasse?“ Und bevor Tom antworten kann, lasse ich einen Schwall Ur auf den kleinen Nager los, der prompt ein schönes Häufchen macht.

„Das reicht jetzt an Kabinettstückchen. Ich denke, wir haben lange genug gearbeitet. Was kannst du bisher sagen?“, will ich wissen, um nicht in totale Erschöpfung hineinzugeraten und die Versuchsreihe zu beenden.

Tom blättert die Seiten auf seinem Klemmbrett durch, fährt sich durch die Haare, seufzt. Offenbar war das auch für ihn eine anstrengende Sitzung. „O. k. Machen wir Schluss für heute. Das ist ein ganzer

Haufen Material. Den muss ich erst auswerten. Das dauert ein bisschen.“

„Aber du wirst doch jetzt schon zu irgendeiner Aussage kommen können?“, bohre ich neugierig weiter.

Tom scheint zu spüren, wie sehr mir an Antworten auf diese Frage liegt. Er nimmt sich Zeit, bis er sich äußert, blättert, liest einzelne Notizen noch einmal durch. Als er endlich beginnt zu sprechen, beobachtet er mich genau: „Sara, du bist ein ziemliches Phänomen. Nichts, was ich bisher gelesen oder gehört habe, hat mich auf einen Fall wie dich vorbereitet. Ich habe schon oft mit Leuten gearbeitet, die im weitesten Sinne paranormale Fähigkeiten haben sollten. Keine einzige dieser Personen hielt bisher meinen Tests stand. Da gab es immer Fehlerquoten, Streuungen, Unschärfen bei allem, was ich mit den Probanden veranstaltet habe. Aber du machst keinerlei Fehler, wenn du sagst, dass du dies oder das kannst beziehungsweise erreichen willst. Und was du alles kannst, deckt ein wirklich weites Feld ab. Ich werde versuchen herauszufinden, wo die Ursachen für deine Fähigkeiten liegen, aber da tappe ich wirklich noch im Dunklen.“

Ich muss traurig lachen: „Was die *Ur*-Sache ist? Fein formuliert. Frag mich doch!“

Tom reißt verblüfft die Augen auf: „Ja, weißt du etwa, wieso du über all diese ungewöhnlichen Fähigkeiten verfügst?“

„Natürlich. Mir ist nicht bekannt, wieso ausgerechnet ich mit so einem schrägen Talent gesegnet bin, aber ich weiß, wie all das, was ich kann, grundsätzlich funktioniert. Meine merkwürdigen Fähigkeiten gehen insgesamt auf eine einzige gemeinsame *Ur*-Sache zurück. Ich spreche *Ur*, die universelle Sprache des Kosmos. Du hättest mich sofort fragen können. Wieso hast du es nicht getan?“

Tom lässt mich nicht aus den Augen. „Keiner der angeblich paranormal begabten Menschen, mit denen ich bisher zu tun hatte, besaß auch nur den Hauch einer Vorstellung davon, woher seine Fähigkeiten stammten – mit Ausnahme eines Spinners, der vom Blitz getroffen wurde. Und bei dem war lediglich bei genauerem Hinsehen ein ziemlicher Dachschaden

zurückgeblieben. Sara, jemand mit deinen Fähigkeiten bedeutet eine wissenschaftliche Sensation! Du bist wirklich absolut einmalig. Einzigartig! Ein Fall wie deiner ist bisher nirgendwo dokumentiert worden. Himmel, was ist denn jetzt los? Was hab´ ich denn gesagt? Warum weinst du?!"

Ich kann nicht anders, ich schlage die Hände vors Gesicht. Die Tränen laufen einfach. Ich schluchze, will nur noch abschalten, nichts mehr sehen, nichts mehr hören, denn ich bin schlagartig bodenlos enttäuscht!

Jetzt, wo ausgesprochen ist, dass Tom mich tatsächlich für einmalig hält, jetzt erst gestehe ich mir ein, wie riesengroß meine Hoffnung war, dass ich hier einen Hinweis hätte bekommen können, der mir meine Gabe erklärt, meistern hilft, ihr diese schreckliche Einzigartigkeit endlich nimmt. Offensichtlich bin ich wirklich Leuten in die Hände gefallen, die sich für sogenannte übersinnliche, übermenschliche Fähigkeiten interessieren, aus welchen Gründen auch immer. Toms Erklärungen in Bezug das, was er angeblich mit anderen Probanden erlebt hat, scheinen diesen Verdacht zu bestätigen. Und er stellt wahrscheinlich mit hoher Kompetenz fest, dass ich einzigartig bin. Die Flucht nach vorn anzutreten durch meine Zustimmung zu den Tests, meine Bereitschaft, Ur beim Namen zu nennen, das habe ich wohl vor allem aus der Hoffnung heraus preisgegeben, dass Klarheit in mein Leben kommt, dass ich Erklärungen finde für all die Ungereimtheiten, die sich in mir ansammeln. Wie unglaublich schön wäre es gewesen, Tom hätte mir verkündet: „Ja, so einen Fall wie dich hatten wir schon. Du solltest dich mal mit Herrn oder Frau X Y unterhalten, denn die sprechen auch Ur.“

Sich endlich mit jemandem austauschen können über Ur und die Auswirkungen, die es auf ein Menschenleben hat, das wäre so eine wundervolle Sache! Stattdessen kommt Tom zu dem Schluss, dass ich einzigartig bin, und wirft mich damit endgültig in ein Meer aus Einsamkeit. Mit jeder Erfahrung, die ich mache, stehe ich also weiterhin allein da. Und gerade habe ich zu hören bekommen, dass es

wohl immer so bleiben wird. Diese Erkenntnis hat meine Augen überlaufen lassen.

Reingefallen. So ist das also, wenn Antworten ganz anders ausfallen als erwartet. Ich habe plötzlich mehr Verständnis für so manche stinksaurige Reaktion in meiner Vergangenheit.

Toms Hand auf meiner Schulter lässt mich zusammenfahren. „Was hast du?“, fragt er sanft. „Ich verstehe nicht, warum du weinst. Habe ich etwas falsch gemacht?“

Ich schüttele den Kopf, sage gar nichts mehr, schauke vor und zurück und heule, mein Gesicht in den Armen verborgen, ganz gefangen in meiner grenzenlosen Traurigkeit. Vor ein paar Stunden erst war ich so stolz, dass Tom sich wunderte, weshalb ich keine Angst zeigte. Das schien mich so stark zu machen - jetzt fühle ich mich am Boden zerstört.

So erstaunlich dünn ist also das Eis, auf dem man sich manchmal so sicher fühlt - bricht weg, wenn man es nicht erwartet. Etwas unbeholfen greift Tom nach meiner Hand und hält sie einfach fest.

Was soll mich trösten?



## **Kapitel 35: Montag, 1.5. - 19 Uhr 08**

Das Abendessen habe ich abgelehnt. Energie konnte ich ausreichend aus dem Kuchen tanken, den es am Nachmittag gab. Mir ist der Appetit vergangen. Vollkommen. Muss nachdenken. Schreiben. Analysieren, um wieder Boden unter die Füße zu bekommen: Eine blöde Hoffnung, der ich mich da hingegeben habe. War das wirklich naiv? Die Situation schien so vielversprechend, um mir endlich Antworten auf meine vielen Fragen zu geben.

Ich muss dringend tragfähige Elemente in meinem Leben und für mein Leben entdecken, sonst kann ich gleich eine Nulllinie in meinem Herzen ziehen. Denn: Was für einen Sinn hat das Leben, wenn man so isoliert ist wie ich? Kann Zusammenleben eigentlich gelingen, wenn ich anders wahrnehme und deshalb anders empfinde als meine Mitmenschen? Immer bleibe ich allein mit allem, was ich erlebe, denn es ist grundsätzlich verschieden von den Erfahrungen all meiner Mitmenschen! Wenn jede Äußerung, die an mich gerichtet ist, mir mehr sagt als nur den Inhalt der gesprochenen Worte, sondern darüber hinaus: Ist der Sprecher ehrlich? Wird gelogen? Welche Gefühle und Absichten hegt dieser Mensch mir gegenüber? Kann ich unter diesen Voraussetzungen überhaupt Beziehungen eingehen?

Das ist der übrigens Grund, weshalb ich mich trotz allem bei meinen Eltern immer geborgen fühlte - ich habe nicht nur geglaubt, sondern auch gefühlt und eben gehört, dass sie mich lieben. Nur nachdem ich Dr. Hollbruck getötet hatte, war ich so durch den Wind, dass ich nichts mehr mitbekommen beziehungsweise meiner eigenen Wahrnehmung nicht mehr getraut habe. Außerdem: Ich bin nicht immer so aufmerksam, wie ich sein sollte, sonst wäre mir diese schreckliche Sache mit Sam einfach nicht passiert. Aber es soll ja auch vorkommen, dass „normale Menschen“ nicht so genau hinhören oder gerade das übersehen, was eigentlich offensichtlich ist. Wenn ich allerdings mit wachen Sinnen wahrnehme, wie zum Beispiel in der Grundschulzeit, dann analysiere ich jeden Satz, der mich betrifft. Das ist wie im Krieg, wenn die Abwehr hochaufmerksam den Feind beobachtet. Kann ein erfülltes Leben mit anderen Menschen geführt werden, wenn ich immer viel sensibler bin als sie? In meinem Kopf brodelt es. Ich kann mich überhaupt nicht

konzentrieren. Die Gedanken kreisen wie wild, schon wieder in der Hoffnung, dass endlich einer dabei ist, der mir weiterhilft.

„Wir leben, um berührt zu werden.“ Das ist nicht meine Weisheit. Diesen Satz habe ich in einer Zeitschrift in einem interessanten Artikel von einer Psychologin gelesen. Und ich finde, sie hat verdammt recht! Wozu lebt man, wenn einen nichts und niemand berührt? Ich finde, man kann den berühmten Löffel ruhig abgeben, wenn er nur in der eigenen Suppe rührt.

Ich habe in mehreren Anläufen versucht, nur für mich zu leben, mich einfach wegen meiner vielfältigen Kommunikationsprobleme von anderen Menschen zurückzuziehen, ihnen auszuweichen. Es geht nicht. Das ist kein Leben, das ist ein ständiges schmerzhaftes, weil unerfülltes Sehnen nach Gemeinschaft, nach Gesellschaft. Ich beobachte all die Menschen in meiner Umgebung, vor allem junge, die versuchen cool zu sein, was letztlich nichts anderes bedeutet, als sich in jeder Situation unberührt zu zeigen von dem, was einem widerfährt. Das ist so dumm, so eine Verschwendung von Lebenszeit, Lebenskraft, Lebenslust! Ich will berührt werden in meiner tiefsten Seele; mein Körper will berührt werden. Aber seit Sam versucht hat, mich zu vergewaltigen, ist mir klar, dass mein Körper nicht ohne meine Seele zu erobern ist. Nur gegen meinen Willen.

All das Trennende zwischen mir und dem Rest der Welt in Sachen Wahrnehmung macht Beziehungen so unglaublich kompliziert - und dann auch noch meine Sprache, meine Art mich auszudrücken! Aber ich kann mich nicht mit einem Vokabular von sechshundert Worten mit einer Welt auseinandersetzen, die ich ganz wunderbar finde - wenn auch oft sehr schwierig. Meine Welt in Worte zu fassen hilft mir, sie mir zu eigen zu machen. Allein den Ausdruck „sich etwas zu eigen machen“ würde keiner meiner Klassenkameraden je verwenden!

Ich verstehe nicht, wie Menschen ihre Beziehungen gestalten wollen, wenn sie für den Partner nur ein: „Du bist so was von uncool!“, als richtungsweisende, hoch differenzierte Kritik formulieren können. Das reicht einfach nicht. Und gerade im Beziehungsdschungel wird so oft und so heftig gelitten, dass ich eigentlich annehme, dass die Menschen sich darauf zurückbesinnen sollten, dass sie in Form von Sprache über ein wunderbares Werkzeug verfügen, um eine Menge Schäden zu vermeiden oder zu reparieren.

Oder leiden die Betroffenen etwa doch gern? Hat möglicherweise eine zunehmende Dumpfheit die Gehirne erfasst, sodass ich mit meinen Wahrnehmungen und Ansprüchen einfach keine Ahnung habe, wie zufrieden in Wirklichkeit alle sind? Ist tatsächlich Beliebigkeit beliebt?

Aber eigentlich habe ich dafür in den letzten Jahren zu viele Mädchen weinen sehen. Und zu viele Jungen haben in einem wütenden Trotz offensichtlich einen Bogen um ihr Herz gemacht. In ihren Stimmen schwingt ein Flehen nach Anerkennung und Liebe, nach Toleranz und Milde, das unwillkürlich Mitleid in mir weckt.

Ich bin so verdammt anders. Ich bin so anders, dass ich nicht einmal das tun kann, was alle in meinem Alter in ihrer Freizeit machen: chatten oder sich auf Facebook tummeln, alles über WhatsApp regeln. Für mich ist digitale Kommunikation so, als würde man mich mit einer Augenbinde auf eine Bergtour schicken. Ich bin eben darauf angewiesen, mit Menschen live zu sprechen, direkt zu hören und so auf vielen Ebenen zu erleben, was andere zu sagen haben und wer sie wirklich sind. Am Telefon geht das so gerade eben noch, aber Facebook, Twitter oder irgendwelche Apps, das funktioniert eben nicht. Das ist keine Kommunikation, die ich begreife: Die sagt mir buchstäblich nichts.

Ruhelos gehe ich in der kleinen Zelle hin und her. Toms Versuche beziehungsweise das, was dabei herausgekommen ist, haben mich total aufgewühlt: Ich bin einzigartig - soweit sein Urteil als Fachmann. Klar, einzigartig ist jeder Mensch. Aber bei mir erstreckt sich die Einzigartigkeit auf einen viel größeren Bereich als bei anderen. So kommt es mir wenigstens vor. Das heißt, ich bleibe allein. Diese Frage scheint geklärt.

Jetzt bin ich genau da, wo ich am Anfang meiner Aufzeichnungen gesteckt habe: ratlos. Hilflos. Und mutlos bin ich inzwischen auch.

Ich muss wohl weiter versuchen, in meinem Leben einen Sinn zu finden, damit ich ein Ziel habe, damit es sich überhaupt lohnt, hier aus dieser Zelle heraus zu kommen. Bisher ist das ziemlich schief gegangen. Nach der ganzen Schreiarbeit kann ich in meinem Block beim Blättern nur wenige Fortschritte entdecken, die ich im Lauf meines Lebens gemacht habe. Oder bin ich zu anspruchsvoll? Ist Überleben mit meinen kleinen Abartigkeiten etwa schon ein Erfolg?



Eine Seifenblase ist jedenfalls gründlich zerplatzt. Tief in meinem Inneren habe ich wohl versucht, die Krise als Chance zu sehen. Meine Hoffnung, die mich dazu getrieben hat, bei den Tests mitzumachen, hat sich in Enttäuschung verwandelt. Merkwürdig, dass die Enttäuschung immer größer zu sein scheint als die Hoffnung zuvor. Ich fühle mich wie verprügelt, wie gekaut und wieder ausgespuckt.

Tom hat eigentlich rührend reagiert, als ich in Tränen zerfließen bin. Zumindest hat er keinen Vorstoß auf meinen Block unternommen – ich glaube nicht, dass ich ihn in meinem Zustand erfolgreich hätte verteidigen können. Er hat mich mit Taschentüchern versorgt und verhielt sich erfreulich unaufdringlich, hat nur meine Hand gehalten. Ich weiß nicht, ob Neurologen das bei allen heulenden Probanden so machen, es hat jedenfalls gutgetan, dass er einfach da war.

Ich weiß nicht wirklich, was ich jetzt tun soll. Am besten nehme ich die Fäden meiner Geschichte dort wieder auf, wo ich sie vor diesen Tests losgelassen habe. Ich bin halb nackt auf Langoog stehen geblieben:

*Wenn man sowieso in seiner Klasse keinen leichten Stand hat, besteht die totale Katastrophe beispielsweise darin, wenn man in so einer Situation wie der, in der ich mit Sam gestrandet war, von seinen sämtlichen Mitschülern gesehen wird. Frau Stein reagierte trotzdem wesentlich hysterischer als ich. Sam wurde von einem ganzen Knäuel Jungen fast völlig verdeckt, das ihn festhielt. Und ich stand ohne jede Deckung mitten im Brennpunkt des allgemeinen Interesses. Sabrinas nasale Stimme klang bemerkenswert gehässig, als sie verkündete: „Wenn man es nicht kann, soll man es bleiben lassen!“*

*Das Loch im Boden, das ich so dringend gebraucht hätte, um darin versinken zu können, fand sich einfach nicht. Herr Schirmer tauchte ebenfalls am Schauplatz auf und hatte wenigstens die Geistesgegenwart, mir seine Jacke zu geben.*

*In meinem Kopf ging alles durcheinander: Wut, Scham, letzte Wellen einer großen Erregung, die ich so noch nie zuvor erlebt hatte, all das wirbelte im Kreis.*

Wie die alle um mich herumstanden! Diese Schadenfreude! Diese platte, unverhohlene Neugier.

Als ich Melli ganz lapidar feststellen hörte: „Wozu die Aufregung? Er ist doch gar nicht dazu gekommen, sie wirklich zu nageln!“, brannte bei mir im Kopf eine Sicherung durch und ich brüllte. Ich habe sie verwünscht mit allem möglichen, was mir an Flüchen auf Ur zur Verfügung steht. Und sie sind gerannt wie die Hasen! Innerhalb von zehn Sekunden stand ich allein im Dunklen.

Nach dem „Vorfall“, wie Frau Stein das Ereignis mit gerümpfter Nase hinterher zu bezeichnen pflegte, kamen Sam und ich quasi in Einzelhaft. Unsere Eltern wurden verständigt und hatten uns auf der Insel abzuholen. Bis sie erschienen, fand ein endloses Verhör durch Frau Stein und Herrn Schirmer statt, bei dem nur die Frage wichtig schien, inwieweit ich Sam ermutigt hatte zu tun, was zwischen uns vorgefallen war. Dabei handelte es sich um eine wirklich wichtige Frage, der ich mich innerlich auch immer und immer wieder stellen musste - was sollte ich bloß darauf antworten? Mittlerweile war mir klar geworden, dass Sabrina auf ihre unnachahmliche Art recht gehabt hatte, als sie feststellte: „Wer es nicht kann, soll es bleiben lassen.“

Ich hatte versucht, mit meinen Mitteln zu flirten und Sam ebenso unwissentlich wie versehentlich eine Überdosis an Anziehungskraft empfinden lassen, gegen die er völlig machtlos war. Meine Signale hatten gewirkt - und alle Hemmungen seinerseits über den Haufen geschmissen. Wer würde mir diese Wahrheit glauben? Was würde mit Sam geschehen? Sollte ich ihn belasten? Durfte ich ihn belasten? Konnte ich ihn entlasten? Was, wenn ich mich schuldig bekannte? Würde mir das überhaupt jemand glauben?

Wohl eher nicht. Man würde mein Bekenntnis wahrscheinlich für den irrwitzigen Versuch eines hoffnungslos verliebten Teenagers halten, das Objekt seiner Begierde zu schützen. War mein Ruf jetzt nicht ohnehin total ruiniert, egal, was ich tat? Meine Sehnsucht nach Sam hatte sich jedenfalls aufgelöst wie eine Rauchwolke. Ich hätte nicht

einmal mehr sagen können, was es genau an ihm gewesen war, das ich noch kurz zuvor als so unwiderstehlich anziehend empfunden hatte. Es war restlos verschwunden.

Als meine Mutter in der Jugendherberge erschien, fühlte ich mich sehr erleichtert - ich wollte nur noch weg und nie, niemals wieder eine Person aus dieser Klasse sehen. Am wenigsten Sam. Wo vorher unbekannte Gefühle gebrodelt hatten, war nur noch ein fieser schwarzer Sumpf voll Scham zurückgeblieben.

Meine Mutter nahm mich ohne ein Wort in die Arme, als sie den Raum betrat, in dem ich eingeschlossen war. Ich habe geweint wie selten in meinem Leben - um all das, was ich verloren und verbockt hatte!

Mama fragte irgendwann nur: „Möchtest du darüber sprechen?“

„Jetzt nicht“, brachte ich mühsam hervor.

Frau Stein kam herein und wollte gleich wieder auf ihre Kernfrage los, die sie so brennend interessierte, nämlich, ob ich „es“ nicht im Grunde auch gewollt und provoziert hätte - dann wäre sie fein aus dem Schneider gewesen.

Offensichtlich hatte die gute Frau Stein noch nie erlebt, was passiert, wenn das Junge einer Mutter angegriffen wird und das Muttertier richtig böse reagiert.

Als meiner Mama klar wurde, worauf die junge Lehrerin mit ihren Fragen hinauswollte, zerlegte sie die blitzschnell quasi in der Luft: „Ist das alles, was Sie interessiert, sie schäbiges Bündel menschlicher Inkompetenz? Ob meine Tochter den Jungen provoziert hat? Was haben Sie vorher getan, um meine Tochter zu schützen? Was haben sie nach der versuchten Vergewaltigung getan, um meiner Tochter zu helfen? Jetzt erzählen Sie mir nicht, Sie hätten Sara dieselben gefühllosen, voyeuristischen Fragen schon einmal gestellt! Hat meine Tochter einen Arzt konsultieren dürfen? Hat sie eine psychologische Betreuung bekommen? Nichts von alledem?! Hat etwa Ihre gesamte Unterstützung meines Kindes in dieser Ausnahmesituation darin bestanden, dass Sie

*in Ihrer Inkompetenz als Pädagogin vorsorglich versucht haben, eine etwaige Schuld von sich abzuwälzen? Gehen Sie mir aus dem Weg, Sie dämliches und feiges Stück Mist, und seien Sie froh und glücklich, wenn ich Sie nicht wegen unterlassener Hilfeleistung und Verletzung der Aufsichtspflicht verklage! Und wenn beides nicht geschieht, dann nur weil ich Sara Ihr dummes Gesicht in einem Gerichtssaal ersparen will! Aber darüber, werte Dame, entscheidet letztlich meine Tochter!"*

*Noch nie hatte ich meine Mutter in so einem Ton sprechen hören – dass ihr keine Flammen aus dem Mund züngelten, wunderte mich. Nur selten habe ich eine so reine, absolute Wut überhaupt irgendwo beobachten dürfen. Auf eine verrückte Art beeindruckte mich meine Mutter mit ihrem entschlossenen Auftritt sehr.*

*Frau Stein war klug genug, einfach die Klappe zu halten und trat beiseite.*

*Meine Mutter legte sich meinen Arm über ihre Schulter, damit ich nicht auf den Krücken humpeln musste. Meinen Rucksack hatte sie sich zuvor auf den Rücken geworfen. Ein Elektrokarren vom Gepäcklieferservice hatte offensichtlich vor der Jugendherberge auf sie gewartet. Mama bugsierte mich auf den Beifahrersitz und sprang selbst ohne Umstände auf die Ladefläche.*

*Die Blicke meiner Klassenkameraden brannten mir fast Löcher in den Rücken. Ich hätte jetzt doch gern wenigstens ein paar Worte mit Sam gewechselt – aber was zum Teufel hätte ich ihm sagen sollen?*

*So jedenfalls sah mein Abgang vom Gymnasium in Mergheim aus.*



## Kapitel 36: Montag, 1.5. - 20 Uhr 56

Behutsam geht meine Zellentür auf. Fast 21 Uhr, eine ungewöhnliche Zeit für Störungen. Tom steht im Türrahmen und macht ein fragendes Gesicht: „Willst du wieder eine Nacht durchschreiben?“ Sein Ton klingt behutsam. Er will wissen, wie es mir seelisch geht, hört sich besorgt an.

„Von wollen kann nicht wirklich die Rede sein“, erwidere ich und schüttele den Kopf. Die ziemlich unangenehmen Erinnerungen, die ich zuletzt zu Papier gebracht habe, konnten natürlich neben allem anderen, was heute geschehen ist, meine Stimmung nicht heben. Dummerweise waren sie bei meinem chronologischen Ansatz jetzt einfach an der Reihe, nicht zu umgehen.

„Du brauchst Abwechslung. Tātätä!“, versucht sich Tom darin, eine lustige Fanfare zu trompeten, und zieht ein Tablett hervor. Er betritt meine Zelle; Arnold zieht die Tür hinter ihm ins Schloss.

„Was soll das denn werden?“, will ich misstrauisch wissen.

„Du hast dir doch Hummer gewünscht. Es hat ein bisschen gedauert, aber ich habe einen aufgetrieben! Dazu eine Flasche Sekt. Du kannst dir nicht vorstellen, was ich in meinem Job für Papierberge ausfüllen muss, um einen Hummer genehmigt zu bekommen - da ist dann kein Champagner mehr drin“, verkündet er aufgeräumt und deutet mit einer Bewegung an, dass ich meinen Block beiseitelegen soll, damit er Platz hat, den Tisch zu decken.

„Wir brauchen noch einen Stuhl“, verkündet er betont munter, als ihm auffällt, dass nur eine Sitzgelegenheit außer dem Bett zur Verfügung steht, marschiert zur Tür, die sich wie immer sofort für ihn öffnet, und verlangt einen weiteren Stuhl. Arnold sieht wohl ähnlich begeistert aus wie ich, als er kurz darauf einen Schreibtischstuhl über die Schwelle rollt.

„Mensch, Sara, jetzt mach nicht so ein Gesicht! Du wolltest einen Hummer, du hattest keinen wirklich guten Tag - genieß doch einfach mal den Augenblick“, fordert Tom mich auf.

„Sag mal, Neurologe, hast du einen Schaden? Du hast mich entführt, offensichtlich im Auftrag von Leuten, für die du ominöse Papiere ausfüllen musst, wenn du der Gefangenen einen Hummer servieren willst, ich musste mich betatschen lassen, ich wurde narkotisiert, gefesselt, verhört, werde gegen meinen Willen festgehalten, ich wurde mit einem Tablett geschlagen, mit verschiedenen Waffen bedroht, man hat mir ungebeten beim Duschen zugesehen. Hältst du mich für so dumm oder für so bekloppt, dass ich mich jetzt Hilfe und Schutz suchend an deinen Hals werfe, wenn du mit einem Zückerchen statt der Peitsche kommst? Was soll das?“

Tom stellt vom Tablett, während ich spreche, Teller und Sektgläser auf den Tisch. Eine Platte mit zwei elegant drapierten Hummern kommt in die Mitte, daneben ein Korb mit köstlich duftendem Brot, dazu eine Schale mit Cocktailsoße. Statt des sonst üblichen Löffels werden Gabeln serviert – eine schmale Nut an einer Hummerschere zeigt mir, dass deren Panzer schon aufgefräst ist.

Ruhig arrangiert Tom das alles. Dann meint er: „Ich kann deine Situation leider im Moment nicht ändern. Das liegt nicht in meiner Macht. Ich kann nur versuchen, sie erträglicher zu machen. Das versuche ich gerade. Auch wenn es komisch klingen mag – sei froh, Sara, dass nicht andere, skrupellosere Leute dich geschnappt haben. Wie gesagt, du bist einfach viel zu interessant, als dass man dich frei herumlaufen lassen könnte.“

Schließlich legt er noch zwei Servietten – ich fasse es nicht: Ein gediegen wirkender Leinenstoff! – neben die Teller und stellt eine mitgebrachte Kerze dazwischen auf. Das ist dermaßen grotesk, dass ich ganz gegen meinen Willen kopfschüttelnd lächeln muss.

Prüfend klopft er seine Hosentaschen ab, dann schlägt sich Tom mit der flachen Hand vor die Stirn: „Mist! Mein Feuerzeug liegt draußen bei den Zigaretten, die du hier nicht haben willst. Wird wohl nix mit echter Lagerfeuerromantik beim Essen.“

Ein sehr hoher Ton sirrt ganz kurz durch den Raum und bevor Tom Alarm schlagen kann, brennt die Kerze.

„Heilige Scheiße!“, entfährt es ihm gänzlich unprofessionell und er plumpst vor Überraschung auf den Schreibtischstuhl.

Was habe ich denn jetzt schon wieder angestellt? Der Kerl bringt mich wirklich aus dem Konzept – eigentlich hatte ich meine Fähigkeit, Feuer anzünden zu können, so lange für mich behalten wollen, bis sich eine gute Gelegenheit ergibt, sie überraschend einzusetzen. Und jetzt habe ich blöde Gans ohne Not einen Trumpf aus der Hand gegeben!

Tom sieht ausgesprochen dämlich aus, wie er so dasitzt und mit offenem Mund geradezu selbstvergessen in die Flamme starrt. Dann stiehlt sich allmählich ein Grinsen in seine Mundwinkel. Er bläst mit einer sehr entschlossenen Bewegung die Kerze aus. „Mach das noch einmal“, bittet er mich dann. „Das ist einfach abgefahren!“

Da die Katze jetzt aus dem Sack ist, lasse ich den nächsten Feuerton los – und die Kerze flackert wieder. Dieses Mal grinst Tom wie ein kleiner Junge, der heimlich und erfolgreich Unfug angestellt hat. „So langsam kapiere ich, warum du bisher wenig Angst gezeigt hast. Wenn du tatsächlich ernsthaft gegen uns vorgehst, können wir dich wahrscheinlich nicht einmal hier festhalten, oder?“

Vage zucke ich mit den Achseln. Wo meine Grenzen liegen, weiß ich selber nicht wirklich genau. Wann und wie hätte ich das bitteschön in Laufe meines Lebens herausfinden können? Nach der Erfahrung mit der Heilung meiner Mutter bin ich natürlich sehr vorsichtig gewesen, wann immer ich meine besonderen Talente eingesetzt habe. Und nach Hollbrucks Tod erst recht.

Tom beobachtet mich aufmerksam. Sein direkter Blick macht mich nervös. Wenn ich mich schon selbst nicht einschätzen kann, wie soll er dann erst zu einer Einschätzung kommen? Wieder wird mir klar, dass er tatsächlich Mut beweist, unter diesen Umständen mit mir essen zu wollen. Abrupt greift Tom nach der Flasche Sekt und beginnt, den Korken freizulegen. Es macht trocken „Plopp“ und er neigt einladend die Flasche in meine Richtung, aber ich lehne den Sekt ab: „Für mich nicht.“ Aus der Mineralwasserflasche, die inzwischen neben einem

Tischbein steht, bediene ich mich - das farblose Wasser sieht albern aus in dem eleganten Sektglas.

„Warum nicht?“, will Tom wissen und füllt zwanglos sein Glas.

„Ich meide jede Art von Drogen oder Alkohol“, erkläre ich. „Stell dir einfach mal vor, ich gerate auch nur ein bisschen durcheinander, also irgendwie außer Kontrolle und knipse zugehörnt versehentlich mein eigenes Herz aus.“

Tom nickt, als hätte er verstanden. Dann wünscht er: „Guten Appetit!“, und füllt seinen Teller mit Hummer, Brot und einem Klecks Cocktailsoße. Als er die Schere seines Hummers aufknackt, steigt ein köstlicher Duft auf - und ich beginne ebenfalls, mich zu bedienen und zu essen. Gespart hat Tom nicht. Das ist kein Supermarkthummer, soweit ich das beurteilen kann. Wahrscheinlich stammt er aus einem Restaurant. Lieferservice. Offensichtlich sind Toms Geld- und Auftraggeber pingelig, aber nicht arm.

Eine Weile ist es still und wir essen. Die Stimmung entspannt sich. Dann meint Tom: „Das ist fürchterlich anstrengend, wenn man immer die Kontrolle über sich bewahren muss, oder?“

„Fragt mein Entführer oder der Neurologe?“

Tom nickt, wie um sich seine Feststellung selbst zu bestätigen. „Du bist ständig auf der Hut. Könnte ich nicht einfach aus freundschaftlichem Interesse fragen?“

„Freundschaftlich?“ Ich schnaube spöttisch. „Wie könnten wir Freunde sein? Du hältst mich hier fest, hast mich schon mit einer Waffe bedroht und ...“

„Jetzt zähl´ nicht mein ganzes Sündenregister wieder auf, sonst schmeckt es mir nicht mehr“, mault Tom, aber er klingt nicht ganz ernst. „Das hat der Hummer nicht verdient. Können wir nicht einfach so tun, als säßen wir in einem Restaurant? Vielleicht brauche ich auch mal eine Pause in meiner Rolle als Bösewicht.“



„Du spinnst doch! Lass mich hier raus, dann bist du die Rolle als Bösewicht los. Das ist doch ganz einfach, oder?“, schlage ich vor.

„Sara, wie oft muss ich es noch sagen? Du bist viel zu interessant, als dass man dich einfach so frei herumlaufen lassen könnte. Nach deiner Nummer mit dieser Kerze bin ich mehr denn je davon überzeugt. Du hast einfach den Fehler gemacht, Aufmerksamkeit zu erregen.“

„Was du nicht sagst! Ich finde, ich habe es jahrelang hervorragend verstanden, keine Aufmerksamkeit zu erregen“, halte ich dagegen.

Tom lacht. „Stimmt, so kann man es natürlich auch sehen.“

Ich versuche, in seinem Lachen zu hören, was er wirklich denkt. Er ist Profi, schließlich kann ich das von einem Neurologen annehmen. Vielleicht wirkt er auf mich genau so, wie er wirken will. Was ich höre, ist echte Heiterkeit, Neugier - und verdammt viel männliches Interesse. Was fange ich mit dieser brisanten Mischung an? Kann ich Tom trauen, weil er mich mag?

Sorgfältig kaue ich das knusprige Brot, tunke es in die Soße, beiße ab. Warum frage ich mich selbst, ob ich ihm trauen kann? Bin ich jetzt dem Stockholmsyndrom verfallen und beginne, mich mit meinem Entführer zu verbünden? Warum sollte es notwendig sein, dass ich weiß, ob ich Tom vertrauen kann?

Weil er alles ist, was ich gerade habe. Weil ich Boden unter die Füße bekommen muss - nicht nur für diese konkrete Situation, sondern grundsätzlich in meinem Leben. Ich habe nicht das Gefühl, als käme ich allein weiter. Ich brauche Hilfe. Dringend.

„Jetzt sag schon!“, reißt mich Tom aus meinen Gedanken.

„Hm?“ Ich habe dummerweise total den Faden verloren.

„Ob das anstrengend ist, wenn du immer so kontrolliert sein musst, dass du nicht einmal ein Glas Sekt trinken willst.“

„Es ist die Hölle!“ Mein Bekenntnis überrascht mich selbst, aber es ist ehrlich.

„Und warum lässt du dann nicht einmal locker?“, bohrt Tom weiter.

Freundliche Anteilnahme, weiter nichts. Oder kann er mich täuschen? Ich bin so unsicher! „Erklär mir, warum du das wissen willst!“

„Oh Mann, bist du verkrampft – was soll das nun wieder heißen: 'Erklär mir, warum du das wissen willst?' Kannst du dich nicht einfach einmal unterhalten?“

Ich gebe mir einen Ruck. „Ich bin mir nicht sicher, was du von mir willst. Ich kann diese Situation nicht einordnen. Ich kann dich nicht einordnen. Und um das besser zu können, will ich dich sprechen hören.“

Tom seufzt theatralisch. „Weiber!“

Jetzt bin ich verblüfft. „Was willst du denn damit sagen?“

„Du verhältst dich wie alle Frauen. Ihr wollt immer, dass wir Männer uns den Mund fusselig reden, auch wenn es gar nichts zu sagen gibt.“

Ich bin ein bisschen beleidigt, mit allen Frauen über einen Kamm geschoren zu werden, – schließlich bin ich etwas Besonderes – aber auch ein bisschen stolz darauf, dass das endlich einmal geschehen ist. Deshalb erkläre ich: „Du sagst mir mit jedem Wort mehr, als dir bewusst ist. Deswegen möchte ich, dass du mit mir sprichst.“

„Versteh´ ich nicht. Was soll ich denn gesagt haben?“

„Untertöne.“

Tom fuchtelt aufgebracht mit der halb leer genagten Hummerschere in der Luft herum. „Ich sag's doch – Weiber! Ich sitze hier, esse völlig aufrichtig diesen großartigen Hummer mit dir, mache Konversation und stelle ohne Hintergedanken ein paar Fragen, da witterst du Untertöne, wo ich keine gesetzt habe. Meine letzte Freundin war auch so!“

Es macht mich wütend, dass Tom meine Fähigkeiten anzweifelt! Deshalb schieße ich jetzt scharf und sage ganz leise: „Kein Wunder, dass ihr nicht mehr zusammen seid. Vielleicht hat deine Ex genau das vermisst, was du für mich empfindest!“

Mit einem Ruck legt Tom den Hummer beiseite. Dabei schaut er mich alarmiert und scharf an. Seine mehrfarbigen Augen erhalten plötzlich einen stechenden Ausdruck. „Und was bitte sollte das sein?“

Ich kann einfach nicht den Mund halten! Schon ist es heraus - immerhin geflüstert, sodass die Mikrofone hoffentlich nichts davon mitbekommen: „Du findest mich sehr interessant, mehr noch, du begehrt mich. Männliches Interesse, sagen meine Sensoren.“

Jetzt bekommt Toms Blick etwas Starres. „Sara, du bist ganz schön eingebildet“, meint er dann gedehnt. Diesmal klingt sein Unterton vorwiegend wütend und empört. Die letzte Information war offensichtlich für ihn selbst völlig neu. Dumm gelaufen. Was quatsche ich auch so viel?

Schweigend essen wir weiter. Der Hummer schmeckt angesichts des schwierig verlaufenden Tischgespräches keinem von uns beiden mehr besonders. Schwungvoll greift Tom irgendwann nach der Sektflasche, um sich nachzuschmecken.

„Für dich wohl immer noch nicht?“, fragt er, beißend vor Ironie.

Ich leere mein Glas und halte es ihm hin. „Doch. Bitte.“

„Ich verstehe dich einfach nicht! Wieso das jetzt? Warum der plötzliche Sinneswandel?“ Tom rauft sich die Haare.

Tja, wieso eigentlich auf einmal? „Weil ich total in der Sackgasse stecke. Das, was ich bisher getan habe, hat mich hierher in diese Zelle gebracht. Also kann das alles nicht so gut oder klug oder richtig gewesen sein. Ich habe gerade nicht so viele Möglichkeiten, Dinge zu verändern. Deshalb könnte ich es doch einmal mit einem Schluck Sekt versuchen, oder?“

Tom füllt kopfschüttelnd mein Glas. Ich nippe. Kein großartiges Geschmackserlebnis.

Spöttisch will Tom wissen: „Kannst du denn jetzt immer noch Magengeschwüre hochgehen lassen oder ist es bei dir wie bei einigen dieser merkwürdigen Jungfrauen mit Sonderausstattung verschiedener

Mythologien - du verlierst deine Fähigkeiten, wenn du Alkohol trinkst, mit einem Mann schläfst oder von einer schwarzen Katze gebissen wirst?"

Wie verletzend sein Sarkasmus klingt! Anstelle einer Antwort lasse ich mit einem kurzen Signal den Hummer auf seinem Teller aufkochen. „Lauwarm schmeckt der nur halb so gut“, stelle ich betont lässig dabei fest.

„Mensch, pass nur gut auf, was du machst, sonst sitzt gleich die Wache mit am Tisch“, rät Tom leise und bläst möglichst diskret den Dampf beiseite, der sich soeben über seinem Teller gebildet hat. Mir fällt zum Glück sofort auf, dass er in diesem Moment zum ersten Mal auf meiner Seite steht.

„Der Typ vor der Tür hat Order, dich in Sicherheit zu bringen, wenn ich dich bedrohe?“, erkundige ich mich bei Tom.

Er nickt und stellt nur nüchtern fest: „Natürlich. Du bist schließlich nicht ganz ungefährlich.“

Daraufhin spreche ich laut in Richtung der Kamera und des Mikrofons: „Sie können schlafen gehen. Ich bringe Ihren Boss nicht in Gefahr. Versprochen!“

„Kann ich dir trauen?“, will Tom wissen und fragt damit laut, was ich mich vor ein paar Minuten innerlich gefragt habe.

„Ja, das kannst du“, erwidere ich und schaue ihn offen an.

„Woher weiß ich, dass du nicht lügst? Ich kann leider im Gegensatz zu dir nicht hören, ob mir jemand die Wahrheit verkündet oder nicht. Vielleicht wartest du ja nur auf eine Gelegenheit, mir das *Herz auszuknipsen*, wie du es so schön nennst.“

„Wenn ich das wollte, wärst du schon längst tot. Du kannst mir vertrauen“, versichere ich ihm und leere mein Glas erneut. „Wie du schon festgestellt hast - ich kann töten, aber ich tue es nicht gern. Weißt du, ich habe jemanden umgebracht, da war ich gerade einmal vier Jahre alt. Damit muss ich seitdem leben und das ist kein gutes Gefühl,

obwohl ich mittlerweile denke, dass ich wohl in Notwehr gehandelt habe.“

Tom ist richtig blass geworden bei meiner Feststellung. Es tut mir erstaunlich gut, in seiner Blässe so etwas wie Anteilnahme wahrzunehmen. Jetzt habe ich buchstäblich meine Leiche aus dem Keller geholt. Zum ersten Mal in meinem Leben habe ich einem Menschen das erzählt - nicht einmal Ben konnte ich bisher beichten, dass ich einen Mord auf dem Gewissen habe. Diese ganze Schreibung hat in meinem Inneren allerlei in Bewegung gebracht - ob zum Guten oder zum Schlechten, da bin ich mir noch nicht sicher. Die Gefangenschaft hier hat mir eine Zeit zum Nachdenken gegeben, wie sie mir noch nie zur Verfügung stand. So viel rabenschwarzer Müll, der auf meiner Seele liegt! Und endlich mal die Gelegenheit aufzuräumen, etwas loszuwerden, zu ordnen. Bisher haben mich die Ereignisse immer sozusagen vor sich hergetrieben, gehetzt. Sogar mein Jahr in den Staaten war davon geprägt, immer möglichst flott zu reagieren, um nicht aufzufallen.

Außerdem: Warum sollte ich hier nicht meine Leichen aus dem Keller holen? Das sind schließlich Kriminelle, die mich in dieser Zelle festgesetzt haben; was sie getan haben, ist eindeutig illegal. Also, was soll mir drohen, wenn ich denen von einem Verbrechen Kenntnis gebe? Ich bin so gespannt, wie ein Außenstehender meine Tat bewertet.

Tom schiebt seinen Teller weg. „Mit vier Jahren kann man nicht morden. Überschätz dich da mal nicht, Sara! Mord verlangt Vorsatz, alles andere ist Totschlag, fahrlässige Tötung, Notwehr oder Unfall. Was ist denn da um Himmels willen passiert?“

Und ich beginne zu erzählen, wie das war mit Dr. Hollbruck. Tom unterbricht mich nicht ein einziges Mal. Nachdem ich geendet habe, gießt er mir und sich, ohne noch einmal nachzufragen, ein weiteres Glas Sekt ein.

„Ein Stümper. Dieser Hollbruck muss ein unglaublicher Stümper gewesen sein. Sara, du hast keinen Mord auf dem Gewissen - es sei denn, du warst fest entschlossen, den Mann umzubringen, als du das Sprechzimmer betreten hast. Ich würde wirklich auf Notwehr plädieren, wenn ich das vor Gericht zu verhandeln hätte oder als Gutachter den Fall beurteilen

müsste. Und bei einer Auseinandersetzung Erwachsener gegen Kleinkind liegt der Fall extrem einfach - da ist das Kind immer Opfer, nicht Täter. Du hast den Mann mehrfach gewarnt. Und er hätte als Fachmann keinesfalls körperliche Gewalt anwenden dürfen, um dich im Sprechzimmer zu halten. Auch wenn er nicht wusste, über welche Fähigkeiten du verfügst, trägst du nicht ursächlich Schuld an dem, was damals passiert ist. Ich möchte sogar behaupten, die Schuld läge nicht einmal dann bei dir, wenn du nicht vier, sondern vierzehn Jahre alt gewesen wärest."

Ich habe fast nicht mehr geatmet, während Tom spricht.

Freispruch! Wie lang habe ich mich danach geseht! Doch schon rät mir meine innere Stimme voller Misstrauen: 'Sei vorsichtig. Es ist doch sehr geschickt von ihm das zu sagen, denn damit stellt er sich als Verbündeter auf deine Seite. Besser kann er sich doch gar nicht in Szene setzen!'

Schon halb elf. Vom Hummer liegen nur noch Trümmer auf den Tellern, vom Brot lediglich ein paar Krümel. Mein Glas ist auch schon zum dritten Mal leer. Habe gar nicht bemerkt, dass es noch einmal gefüllt wurde! Deshalb meine ich schließlich: „Genug Geständnisse für heute. Ich hoffe, du weißt inzwischen, dass du mir vertrauen darfst. Schweigen kann ich ganz gut, lügen nicht. Ich glaube, ich sollte jetzt schlafen."

Tom nickt und steht auf. Ich will ebenfalls aufstehen, um ihm zu helfen, Teller und Gläser wieder auf das Tablett zu stellen. Zu meinem Erstaunen muss ich feststellen, dass ich leicht schwanke. Herrje - zu viel Sekt! So fühlt sich das also an! Ich habe nicht einmal bemerkt, dass mir der Alkohol schon in die Beine gefahren ist!

Tom greift in einem Reflex nach meinem Arm, um mein Schwanken abzufangen. Wir zucken beide zurück wie gebissen. Als wäre der Alkohol durch das Aufstehen schlagartig in mein Gehirn gepumpt worden, spüre ich einen leichten Schwindel.

„Alles in Ordnung?“, flüchtet sich Tom in Professionalität und den Onkel-Doktor-Ton.

Ich nuschle noch, bevor ich mich samt meinem Block ins Bett fallen lasse: „Ich hab dich gewarnt! Komplikationen dieser Art können wir jetzt überhaupt nicht brauchen, oder?“



## Kapitel 37: Dienstag, 2.5. – 7 Uhr 32

Nie wieder Sekt und Hummer! Ich bin mit einem Gefühl im Kopf aufgewacht, das ein zu prall aufgepumpter Reifen wahrscheinlich immer hat, und es ist schon halb acht. Mein Frühstückstablett steht bereits auf dem Tisch; alle meine Sensoren haben genauso fest geschlummert wie ich und mir nicht gemeldet, dass sich jemand, während ich schlief, hier im Raum aufhielt. Alkohol zu trinken ist eine ganz dämliche Idee für die Zeit, in der ich in dieser Zelle festsitze! Gut, dass ich meinen Block im Lauf der Nacht offenbar nicht losgelassen habe – so konnte mir der wenigstens nicht weggenommen werden!

Dieses Mal gibt es zum Frühstück keinen Tee, jemand hat ein Glas Orangensaft auf das Tablett gestellt. Meinem verkaterten Kopf wird das hoffentlich guttun – ich leere es in einem Zug. Dann knabbere ich lustlos an den Brötchen herum und versuche mich zu erinnern, was gestern Nacht eigentlich passiert ist.

Stimmungen und Untertöne aus menschlichen Stimmen erfassen zu können, ist ein ganz verfluchtes Talent! Wenn ich wählen könnte, welche Gabe im Zusammenhang mit Ur ich als Erste loswerden wollte, ich glaube, es wäre die Fähigkeit, unbewusst Geäußertes aus der Stimme eines Sprechers zu lesen. Mir entgeht keine Sympathie, keine Antipathie, nicht Lüge noch Wahrheit, weder Wut, noch Freude oder Trauer – wenn ich aufmerksam genug bin.

Menschen sehen ja auch selektiv. Sie sehen eine komplette Szene, aber sie achten längst nicht auf alles. Nur ein Bruchteil des Gesehenen dringt tatsächlich in ihr Bewusstsein vor. Wenn die Polizei Zeugen sucht, kann sie ein Lied davon singen, dass zwar alles Mögliche gesehen, aber wenig bewusst wahrgenommen wird.

Ich habe hier nicht allzu viel Ablenkung in meiner Gefangenschaft. Und Toms Stimme und damit seine Stimmungen liegen sozusagen auf einem akustischen Seziertisch vor mir. Also entgeht mir kein Unterton, keine doppelte Bedeutung, keine Laune oder Absicht seinerseits: Ich nehme sehr bewusst wahr, was er mir unbewusst mitteilt.



Bei Ben ist das ebenso - eine furchtbare Sache zwischen zwei Menschen, die sich in einander verlieben. Der eine kann dem anderen wenig verheimlichen. Genaugenommen gar nichts. So entsteht ein Gefälle. Gefälle und Liebe, das verträgt sich nicht gut. Aber Ben hat Abwehrmechanismen entwickelt. Wenn er schweigt, bin ich hilflos und kann ihn nicht analysieren. Oder er lenkt mich einfach ab, sodass seine Untertöne an mir vorbeiströmen, ohne dass ich Zeit und Gelegenheit finde, sie zu analysieren. Wenn Ben mich küsst, bin ich taub für alles andere. Wenn Ben mich berührt, kann ich nur hören, was er sagt - mehr nicht.

Ich könnte mir vorstellen, dass das daran liegt, dass ich dann total mit Reizen überflutet werde. Und irgendwann macht auch das begabteste Nervensystem dicht, nimmt nichts mehr wahr oder eben nur das, was wirklich angenehm ist. Eigentlich ist das doch eine wunderschöne Form von Optimismus, oder?

Was, wenn Tom darauf kommt, dass es möglich ist, mich abzulenken? Er ist ein kluger Kopf und hat eine Menge Einfühlungsvermögen, wie mir scheint.

Zurück an die Arbeit. Ich glaube, nach dem tête á tête mit Tom letzte Nacht ist es dringend nötig, dass ich jetzt ziemlich flott in meiner Biografie bis in die Gegenwart vorstoße, in meine Zeit und meine Erfahrungen mit Ben. Sonst kommen meine Gedanken noch auf merkwürdige Abwege.

Weiß der Teufel, was Tom mit der Erkenntnis anstellt, dass ich ihm viel sympathischer bin, als für seine Situation und Rolle hier gut sein kann. Es ist ja vollkommen ungewiss, mit wem oder was ich konfrontiert werde, wenn er deswegen beschließt zu verschwinden oder abkommandiert wird! Es muss ihm doch klar sein, dass er dabei ist, die für seine Arbeit notwendige Distanz zu mir zu verlieren! Ich habe das Gefühl, immer mehr unter Zeitdruck zu geraten - schließlich bin ich jetzt schon den siebten Tag hier und ansonsten von der Bildfläche verschwunden. Wer weiß, ob und mit welcher Intensität ich gesucht werde? Da können meine Entführer ebenfalls unter Druck geraten.

Außerdem hat Tom Andeutungen gemacht, dass es unter Umständen noch mehr Kreise gibt, die an mir Interesse zeigen - vielleicht sind die für mich viel gefährlicher als das, was wir Deutschen so gern „die Behörden“ nennen.

Bloß nicht wieder in dieses ergebnislose Grübeln einsteigen! Da schreibe ich besser zügig weiter:

*Meine Schulzeit am Gymnasium in Mergheim ging abrupt mit der Klassenfahrt nach Langeoog zu Ende. Ich weigerte mich strikt, die Schule wieder zu betreten - meinen Mitschülern hätte ich nicht noch einmal unter die Augen treten können. Zu peinlich, nachdem sie mich alle halb nackt in der unmöglichen Situation mit Sam gesehen hatten. Außenseiter sein, das war ich ja gewohnt, aber als Gegenstand beziehungsweise Opfer eines sexuellen Übergriffs angesehen werden? Nein! Ich hatte erlebt, wie eine Schülerin aus der elften Klasse, über die man tuschelte, sie sei vergewaltigt worden, allgemein behandelt wurde. Sie war Freiwillig für die Jungen. Und die Mädchen der Schule betrachteten sie als Abschaum und verhielten sich respektlos, nicht empathisch, sondern unerklärlicherweise geradezu schadenfroh. Was sich dieses Mädels alles anhören musste, wollte ich mir ersparen.*

*Natürlich gab es nach der Klassenfahrt allerlei rechtliche Dinge zu regeln. Ich erstattete keine Anzeige gegen Sam. Von ihm hörte ich nie wieder - nur, dass er ebenfalls die Schule nach unserer heftigen Affäre, die ja eigentlich keine war, verließ.*

*Ich schäme mich auch heute noch bis auf die Knochen, wenn ich mir vorstelle, was seine Attacke auf meine Jungfräulichkeit für seine Biografie bedeutet haben mag. Ahnt er wohl, dass er eigentlich ein Opfer meiner wild entschlossenen Annäherungsversuche war? Wahrscheinlich eher nicht. Ich hoffe, er ist nicht gleich unter Selbstvorwürfen ins Kloster gegangen, aber ich weiß es nicht.*

Meine Eltern haben bedingungslos zu mir gehalten. Keine dummen Fragen, die mir unterstellten, Sam scharfgemacht zu haben. Meine Mutter erkundigte sich wirklich zartfühlend, ob Geschlechtsverkehr tatsächlich stattgefunden habe. Als ich verneinte, schien sie erleichtert, dass ein Gang zum Frauenarzt somit überflüssig wurde. Unaufdringlich erkundigte sie sich in der ersten Zeit nach dem Vorfall immer wieder, ob ich darüber mit ihr oder Papa sprechen wollte. Aber ich habe abgelehnt. Scham über meine Mitschuld und jahrelang eingeübtes Schweigen gegenüber allem, was mit Ur zu tun hat, waren die Gründe.

„Internat. Was hältst du denn von einem Internat irgendwo in einer Ecke von Deutschland, wo dich kein Mensch kennt?“, fragte mein Vater bei einem unserer Gespräche über meine Zukunftsperspektiven.

„Papa, wie soll das denn gehen? Ich kann doch nur mit Mühe unauffällig bleiben, wenn ich mit anderen Jugendlichen den halben Tag verbringe. In einem Internat wäre ich Tag und Nacht von anderen Kids umgeben“, wandte ich ein.

„Wir könnten wieder umziehen“, schlug meine Mutter halbherzig vor, aber ihre Stimme klang sehr müde bei diesen Worten.

Ich schüttelte den Kopf. „Und wenn mir wieder ein Missgeschick passiert? Noch mal umziehen? Das will ich nicht. Das kann ich euch auch gar nicht zumuten. Ihr habt schon einmal eure Existenz meinetwegen aufgegeben. Es muss einen anderen Weg geben.“

Den gab es auch. Papa kam auf die Idee, ich sollte für ein Jahr ins Ausland gehen. „Das machen viele Kinder von Kollegen so. Kein ganz billiges Vergnügen. Aber Geld bedeutet für uns kein Problem. Die Praxis läuft gut. Sara, du kannst ein Jahr hier verschwinden, lernst ein bisschen von der Welt kennen, kannst deine Umgebung irgendwo im Nirgendwo verschleifen, so viel du willst, und dann zurückkommen.“

„Und wie geht es danach weiter?“, wollte ich wissen.

„Dann kannst du dich entscheiden, was du weiterhin mit deinem Leben anfangen möchtest. Lehre oder länger zur Schule gehen. Bei deinen Begabungen wäre es eine Affenschande, wenn du nicht das Abitur machst“, meinte mein Vater.

Aber ich hatte noch Einwände: „Und wo bitte soll ich nach einem Auslandsaufenthalt in die Schule gehen? Die werden doch in Mergheim mit Fingern auf mich zeigen!“

„Wenn du deine elfte Klasse im Ausland verbringst, bist du gerade achtzehn, wenn die zwölfte Klasse beginnt. Wir suchen eine G-13-Schule. Da hast du alle Zeit der Welt, dich in der Oberstufe nach deinem Auslandsjahr zurechtzufinden. Du bist zu dem Zeitpunkt, wenn du hier wieder in die Schule einsteigst, achtzehn, also volljährig. Das macht alles noch einfacher, weil du dann nicht ständig einen Erziehungsberechtigten direkt an deiner Seite brauchst, um geschäftsfähig zu sein. Du könntest in deiner eigenen Wohnung hausen, wie in einer Art Studentenbude. Du kannst dann zur Schule gehen, wo immer du willst“, schlug mein Vater vor.

Überrascht von so einer Möglichkeit sah ich zu meiner Mutter. Die nickte, wenn auch ohne wirkliche Begeisterung. „Das wäre eine Möglichkeit. Du könntest vielleicht eine Schule in einer Großstadt aussuchen - wie wäre es mit Köln oder Düsseldorf? Bitte nicht zu weit weg. Es wäre mir schon wichtig, dass du nicht völlig von der Bildfläche verschwindest. Aber Mergheim muss es wirklich nicht sein.“

So kam es, dass ich tatsächlich ein Jahr nach Kansas ging. ‚An den Arsch der Welt‘ würden manche sagen und ihre Austauschagentur verfluchen. Mir gefiel es dort nicht schlecht. Ich verschwand tatsächlich in einer High-School in einem Kaff ‚in the middle of nowhere‘. Dass ich ausgerechnet bei einer Familie namens Smith auf einer Farm lebte, war bezeichnend. Die freuten sich, sich mit mir als Pensionsgast ein paar Dollar extra zu verdienen, denn ihr Betrieb lief nicht allzu gut, bis ich dort auftauchte.

*Ich schaffte es tatsächlich einmal, überhaupt nicht aufzufallen. Wenn ich überall schweigsam blieb, dann hieß es einfach, ich hätte Sprachprobleme. Wirklich komisch, oder? Die High-School-Queens und Quarterbacks an meiner Schule waren derart schillernde Gestalten im Kleinstadtidyll, dass niemand mich neben denen wahrnahm.*

*Und die Smiths liebten mich, denn sie züchteten Pferde und sie erzählten bald überall, ich wäre kein "horsewisperer", sondern ein "horsesinger". Wenn ich ein Pferd einem Interessenten vorstellte, dann ging es zu einem guten Preis weg. Aber trotzdem blieb ich alles in allem unauffällig. Über mich wurde nicht getuschelt und nicht geflüstert - jedenfalls, soweit ich weiß.*

*Es war ein gutes Jahr. Zweimal wurde ich von Jungen aus einem meiner Kurse ernsthaft angeschmachtet - aber seit der Bauchlandung mit Sam war mir jeglicher Mut abhandengekommen, mich einmal darauf einzulassen. Ich tat beharrlich so, als ob ich nichts gemerkt hätte, bis den beiden erfolglosen Verehrern die Lust verging. Das schreckte wohl weitere Nachahmer ab.*



## **Kapitel 38: Dienstag, 2.5. – 9 Uhr 07**

*Zwei Wochen, bevor das neue Schuljahr begann, kam ich nach Deutschland zurück. Meine Eltern hatten schon alles arrangiert: Ich war am Kästner-Gymnasium in Düsseldorf angemeldet. Das lag knapp eine Autostunde von meinem Elternhaus entfernt. Kurz vor dem Ende der Sommerferien ging ich mit meiner Mutter groß einkaufen: „Aussteuer besorgen“ nannte sie das. Zuerst war ich nicht wirklich begeistert, aber dann machte es mir erstaunlich viel Spaß, ein Geschirr auszusuchen, Besteck, witzig bedruckte Bettwäsche, Vorhänge und Teppiche, eine ultraschräge Schreibtischlampe. Schließlich bekam ich meine winzige Wohnung gezeigt, die für mindestens die nächsten zwei Jahre, also bis zu meinem Abitur, mein Zuhause sein sollte. Ich habe mich sofort in diesen Zwergbungalow verliebt, den meine Eltern für mich ausgesucht und gemietet hatten: Meine ersten eigenen vier Wände!*

*Nicht allzu weit von meiner neuen Schule entfernt lag meine Wohnung in der Dahlienstraße. Diese Straße war ruhig, befand sich erstaunlich nahe am Zentrum und besaß breite Bürgersteige mit vielen Bäumen. Mein Appartement gehörte zu dem Haus eines Architekten, der eine seiner beiden großen Garagen nicht mehr als Abstellraum für Autos nutzen wollte, sondern sie zu einer kleinen Wohnung umgebaut hatte. Ich hauste also nicht in irgendeiner Einliegerwohnung unter scharfer Beobachtung einer unausgelasteten und deshalb neugierigen Vermieterin – so hatte ich mir das in meinen übelsten Vorstellungen gedacht – nein, ich wohnte sozusagen im freistehenden Einpersonenhaus! Staunend ließ ich mir von meinem sichtlich stolzen Vater alles zeigen: einen Flur von satten einzwanzig mit zwei Türen; eine Tür führte in das Badezimmer. Ich hätte nie gedacht, dass es so winzige Waschbecken und Duschtassen gab! Aber am meisten gefiel mir die kleine Waschmaschine, die so gerade eben zwischen Toilette und Waschbecken passte. Die zweite Tür des Appartements führte ins Wohnzimmer. Oder war es das Schlafzimmer – oder die Küche? Es gab außer Flur und Bad nur diesen einen Raum mit Bett, Tisch, Sessel, einem großen Regal, einem Schrank, Arbeitsplatz und so einer witzigen Kompaktküche, die Kühlschrank, Zweiplattenherd und Spüle auf einem Meter Breite vereinte. Die Küche glänzte appetitlich in erdbeerrot! Mein vor zwei Tagen ausgewähltes*

Geschirr würde so gerade eben Platz in dem Schrank über der Spüle finden. Und diese Zwergwohnung besaß tatsächlich so etwas wie einen Garten! Überaus klein, aber unbestreitbar vorhanden: Eine Fenstertür am Ende des Raumes führte ins Freie. Hinter den beiden Garagen des Grundstückbesitzers verlief ein Grasstreifen, der ursprünglich wohl als Zugang zu den Hintertüren der Garagen gedacht war. Da die Autogarage von meinem Vermieter, zwischen seinem Haus und meinem Appartement lag, hatte er ein paar Buchsbäumchen als winzige Hecke so gepflanzt, dass ich - zumindest theoretisch, denn die Buchsbäume waren wirklich noch ganz klein - eine Art eigenen Garten besaß. Von der Garagenwand führten drei rote Schnüre zu dem Zaun, der meinen Minigarten vom nächsten Grundstück trennte. Typisch Mama! Bestimmt hatte sie an diese Wäscheleine gedacht!

Auf dem Grasstreifen stand einladend ein Gartenstuhl mit einer roten Schleife - und einer Rasenschere. Für die paar Halme würde ich wirklich keinen Rasenmäher benötigen!

„Dankedankedankedanke!“, sagte ich ein über das andere Mal, als ich meinen Eltern um den Hals fiel. Ich fand meine erste eigene Wohnung wunderbar!

„Kein Herrenbesuch nach zehn!“, knurrte mein Vater, um seine Rührung zu verbergen. Meine Mutter seufzte nur. Aber in dem Seufzer lag so viel: Abschied, Sorge, ein Hauch Erleichterung, vielleicht angesichts der Tatsache, dass ich demnächst selbst für einen weiten Bereich meiner Drahtseilakte im Leben geradezustehen hatte und nicht mehr meine Eltern bei Stolperschritten meinerseits in der ersten Reihe helfen mussten, die Balance wiederherzustellen.

Beim Einräumen meiner Sachen in meine kleine neue Wohnung sollte mir niemand helfen. Das wollte ich unbedingt allein erledigen, sozusagen als erste Amtshandlung. Meine Mutter hatte einen Kuchen gebacken und wir nahmen auf Bettcouch und den beiden Stühlen Platz, um gemeinsam davon zu essen.

Meine Mutter setzte irgendwann zu einer ihrer Reden an. Sie hatte mir jedes Mal so eine Ansprache gehalten, wenn ein neuer Lebensabschnitt für mich begann. Meist hatte sie mit dem, was sie dabei sagte, hundertprozentig recht, und ich hatte das regelmäßig erst später mitbekommen: „Sara, du bist achtzehn und damit laut Gesetz volljährig. Das heißt aber noch nicht, dass du mit einem Schlag erwachsen bist. Das Erwachsenwerden ist ein lebenslanger Prozess. Manche Leute werden übrigens nur groß, aber nie erwachsen. Mit achtzehn bist du eigentlich reichlich jung, um schon ganz allein zu wohnen. Aber wir wissen, du kannst auf dich aufpassen. Papa und ich, wir denken, du solltest dein Abitur machen. In Boerde oder Mergheim geht es offensichtlich nicht. Also muss es anderswo sein. Und wir vertrauen dir. Geh bitte vorsichtig mit den Freiheiten um, die du so früh bekommst. Melde dich, wenn es Probleme gibt - rechtzeitig. Sieh zu, dass du mit deinem Monatsgeld auskommst und, und ...“

Da begann Mama zu schluchzen.

Mein Vater nahm sie in den Arm, um sie zu trösten. „Ist nicht leicht für Mütter, ihre Kinder loszulassen“, meinte er mit rauer Stimme. „Und wir haben dich schon so oft losgelassen. Kommst du klar, wenn wir jetzt heimfahren?“

„Sicher. Ich denke, ihr müsst euch keine Sorgen machen. Ich melde mich regelmäßig! Und ich danke euch für die wunderbare Wohnung!“

Ich war unbeschreiblich nervös, als ich zum ersten Mal ins Kästner-Gymnasium ging. Mit mir fingen noch zwei weitere Schülerinnen in der zwölften Klasse neu an. Wir lernten uns im Büro des Oberstufenleiters kennen, der uns begrüßte und ein wenig herumführte. Jule, eine der beiden Neuen, - sie hatte die Schule innerhalb von Düsseldorf gewechselt - und ich waren uns gleich sympathisch. Außerdem hatten wir dieselben Leistungskurse gewählt, das heißt, wir verbrachten ziemlich viele gemeinsame Stunden.

Meine Erfahrungen aus Amerika halfen mir - ich trat selbstbewusst auf, aber blieb ansonsten möglichst im Hintergrund. Das Klima an der Schule



war nett; uns Neuen wurde ganz selbstverständlich geholfen und bald fühlte sich mein Schultag wieder an wie Schulalltag.

Ganz anders lief es in meinem kleinen Appartement ab. Da brauchte es eine ganze Weile, bis sich so etwas wie Routine einstellte. Schon bei meinem zweiten Waschversuch flutete ich das Badezimmer - ich hatte einfach nicht bedacht, dass in eine kleine Waschmaschine nicht die gesamte Bettwäsche auf einmal gestopft werden sollte. Außerdem stellte ich fest, dass ich zwar bei meinen Eltern immer bei der Hausarbeit hier und da mitgeholfen hatte, aber dass es etwas ganz anderes bedeutete, wenn ich komplett selbst wirtschaften musste. Beim Einkaufen ging am Anfang ziemlich viel schief - entweder trug die Wurst irgendwann einen Pelz, weil ich zu viel besorgt hatte und zu langsam aß, oder es war gar keine da, wenn der Hunger kam. Und ständige Gänge zu einer nahegelegenen Tankstelle sprengten eindeutig mein Budget, wie sich bald zeigte. So großzügig hatten mich meine Eltern dann doch nicht versorgt.

In der zwölften Klasse gab es etwas, das hatte ich so in meiner bisherigen Schulzeit noch nicht kennengelernt: Freistunden. Wenn eine Stunde ausfiel, gab es keine Vertretung mehr und wir Schüler blieben uns selbst überlassen, bis der nächste Unterricht stattfand. In unserem Deutschkurs fiel häufiger etwas aus. Und das führte dazu, dass nach ein paar Wochen herauskam, dass ich nicht bei meinen Eltern wohnte, sondern allein.

Nachdem eine Doppelstunde in der dritten und vierten Stunde kurzfristig ausfiel, maulte Jule los: „Was sollen wir denn in der Zeit machen? Über zwei Stunden, bis es weitergeht. Wer wohnt in der Nähe? Als ich noch in meiner alten Schule war, sind wir in den Freistunden immer bei den Leuten eingefallen, die nahe bei der Schule wohnten.“ Und schon marschierte sie herum und fragte sich durch. Aber die meisten Schüler kamen mit Bus oder Bahn und der Weg lohnte sich für zwei Schulstunden kaum.

Als ich „Dahlienstraße“ als Adresse angab, schrie Pedro: „Bingo. Das sind nur zehn Minuten zu Fuß. Sara, wir besuchen dich.“

Aber ich winkte ab: „Geht nicht. Bei mir passt ihr nicht alle rein. Wir sind zwar nur einundzwanzig Leute im Kurs, aber das schafft meine winzige Wohnung nicht.“

„Wie? Wohnst du etwa allein?“, staunte Jule.

Ich nickte. Und so rutschte ich doch ein wenig mehr ins Zentrum des Interesses, denn ich war die einzige Schülerin, die nicht mehr bei den Eltern lebte. Wie sich herausstellte, wollten sowieso nicht alle aus meinem Deutschkurs die zwei Freistunden außerhalb der Schule verbringen – aber fünf Neugierige kamen letztlich mit, um sich anzusehen, wie ich wohnte. Ganz wohl fühlte ich mich nicht dabei, aber ich war auch stolz auf mein Zwergappartement. Vor allem erwies es sich als schwierig, den Fragen auszuweichen, die klären wollten, weshalb ich so früh zuhause ausgezogen war. Ich konnte ja nicht einfach behaupten, meine Eltern wären Tierärzte und auf Forschungsreisen im Ausland. Also gab ich mir einen Ruck und fragte einfach, ob sich vielleicht jemand vorstellen könnte, wie angespannt das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern wird, wenn man ein Jahr im Ausland war und dann wieder heimkommt. Weiß der Teufel, was sich meine Gäste angesichts dieser Feststellung dachten, aber sie schienen durchweg der Überzeugung zu sein, dass so ein Zurückpurzeln ins elterliche Nest nicht das Gelbe vom Ei sei, nachdem man ein Jahr lang auf eigenen Füßen gestanden hat. Niemand fragte weiter nach – und ich hatte durch meine rhetorische Frage eine Lüge vermieden.

Alle waren begeistert von meiner winzigen Wohnung! In der nächsten freien Doppelstunde kam mich allerdings nur noch Jule besuchen. Manchmal schlief sie auch bei mir; zwar hatten ihre Eltern im Grunde etwas dagegen, konnten aber wenig dagegen tun, weil Jule schon achtzehn war.

*Ich fühlte mich eine Zeit lang wirklich glücklich – in der Schule lief alles reibungslos; meine Noten waren gut und ich hatte eine Freundin! Das änderte sich, als Jonas im Oktober entdeckte, dass er Jule liebte.*

*Mir kam das Ganze vor wie ein Deja Vu! Das hatte ich doch alles schon einmal erlebt. Ganz so Groschenroman- oder Seifenoperartig wie früher lief die Sache zum Glück nicht ab. In der zwölften Klasse ist man halt schon ein bisschen weiter. Aber Jule hatte von dem Moment an, als sie ihre Gefühle für Joans entdeckte, nur noch ziemlich wenig Zeit für mich. Und sowohl Jule wie auch Jonas reagierten stinksauer, als ich mich strikt weigerte, ihnen mein Appartement für ein Schäferstündchen zu überlassen.*

*„Nur weil du neidisch bist, weil du keinen Freund hast, gönnt du anderen nicht den Spaß! Was ist denn dabei, wenn Jonas und ich mal allein sein wollen? Und wir haben im Gegensatz zu dir keine Eltern, die es sich leisten können, wegen ein bisschen Familienstreit mal eben ein Appartement für ihr Frollein Tochter zu finanzieren. Du nutzt doch die Möglichkeiten deiner eigenen Wohnung gar nicht. Ewig hockst du zuhause!“*

*Mit ihrer letzten Bemerkung sorgte Jule dafür, dass ich Ben kennenlernte.*

*Ewig hockst du zuhause.*

*Damit hatte Jule schon recht. Andererseits – ich hatte genug zu tun mit der Schule und meinem kleinen Haushalt. Aber vielleicht enthielt ihr Vorwurf doch ein Körnchen Wahrheit; Düsseldorf war schließlich eine Stadt voller Leben. Mein monatliches Budget erlaubte zwar keine allzu großen Sprünge, denn meine Eltern hielten nichts von einem Reichtum, der einfach in den Schoß fällt. Die wollten mich zwar gut versorgen. Um mir Ausschweifungen und Luxus zu leisten, hätte ich mir jedoch einen Job suchen müssen. Aber gelegentlich auszugehen passte durchaus in mein Budget. Also verabredete ich mich für den nächsten Freitagabend mit Gina und Pedro zu einem Kinobesuch. Eigentlich fuhr ich die meisten Strecken in Düsseldorf mit dem Fahrrad, aber für den*

Weg zum Kino hatte ich bei der Gelegenheit die Straßenbahn gewählt, weil es abends regnete wie aus Kübeln und ich keine Lust hatte, mich völlig durchnässt ins Kino zu setzen und den Film anzusehen. Nach der Vorstellung ging ich mit Pedro und Gina noch in eine kleine Kneipe, dann machten wir uns in verschiedene Richtungen auf den Heimweg. Ich stieg wieder in die Straßenbahn, dummerweise in den hinteren Waggon, den ohne Fahrer, weil der günstig gleich vorm Wartehäuschen hielt, sodass ich trockenen Fußes einsteigen konnte. Vor wem hätte ich mich ernsthaft fürchten sollen?



## **Kapitel 39: Dienstag, 2.5. - 10 Uhr 13**

*Die Bahn war leer bis auf Ben, von dem ich beim Einsteigen noch nicht wusste, dass er Ben heißt. Er lächelte, als ich mit einem schnellen Blick über die Sitzreihen checkte, ob es für mich als Mädchen grundsätzlich unangenehm werden könnte, allein in diesem Straßenbahnwaggon zu sitzen. Sein Lächeln wirkte sehr sympathisch und offen - es sagte: „Ich bin harmlos. Vor mir braucht niemand Angst zu haben“, denn er hatte meinen Blick richtig gedeutet.*

*Eine Haltestelle später stieg dann diese Bande aus vier jungen Männern zu. Sie waren laut, offensichtlich angetrunken und aggressiv. Wahrscheinlich hatten sie untereinander vor dem Einsteigen schon Streit gehabt und suchten förmlich einen Anlass zur Explosion. Als die Bahn mit einem Ruck anfuhr, taumelte der Größte von ihnen und fiel Ben, der dort Platz genommen hatte, wo sich je zwei Sitzbänke gegenüberstehen, regelrecht in den Schoß.*

*„Ej, lass deine beschissenen Finger von mir, du schwule Sau!“, brüllte der Gestrauchelte und versuchte, sich wieder aufzurappeln. Ben bemühte sich gleichzeitig, den Kerl wegzuschieben. Ich war durch den Ton des Angetrunkenen sofort aufs Höchste alarmiert - die blanke Mordlust schimmerte da durch!*

*„Lass sofort mein´ Kumpel in Ruh´, verdammte Schwuchtel!“, schrie jetzt ein anderer aus der Gruppe. Dann blitzte das Messer auch schon in seiner Hand auf. Ben hatte nicht den Hauch einer Chance auszuweichen, weil der Betrunkene immer noch halb auf ihm lag und in der ruckelnden Bahn, die in diesem Moment um eine Ecke fuhr, nicht auf die Füße kam. Jetzt brüllten alle vier aus der Gang durcheinander und drangen auf Ben ein. Ich sah das Messer auf seinen Hals vorstoßen - da blieb mir keine Zeit mehr zu überlegen.*

*In einen Schrei habe ich alles gelegt, was nur hineinging, um das Schlimmste zu verhindern. Mein Signal war eng gebündelt und gewaltig. Den Messerstecher holte ich glatt von den Füßen. Ich nehme an, mein Schrei zertrümmerte ihm sein Handgelenk. Die Hand hing jedenfalls völlig nutz- und bewegungslos wie ein welkes Blatt herunter, nachdem*

er sich wieder aufgerappelt hatte. Der Kerl schrie jetzt wie am Spieß, aber diesmal vor Schmerzen und stolperte von Ben weg. Zwei der anderen Figuren verängstigte ich so gründlich, dass sie ebenfalls von Ben weg flüchteten und sich am anderen Ende des Waggons zusammenkauerten, die Hände auf die Ohren gepresst. Mein Schrei hielt an, um sie dort festzubannen. Ein Blick zu Ben zeigte mir, dass es ihm mittlerweile gelungen war, den letzten Typ aus der Gruppe beiseitezuschieben. Nachdem die beiden nicht mehr ein Knäuel bildeten, jagte ich auch diesen Burschen mit einem weiteren Schrei zu seinen Kumpanen.

Ben verstand offensichtlich überhaupt nicht, was vorging, aber er reagierte gut: Wer der Feind war, stand eindeutig fest und dass ich ihn auf rätselhafte Weise gerettet hatte, auch. Die Bahn bremste ab; wir fuhren in den nächsten Haltestellenbereich ein. Nachdem ich meinen ersten Schrei ausgestoßen hatte, war ich aufgesprungen. Und als die Straßenbahn kurz vor der Haltestelle abbremste, sackte ich bereits zu Boden und verstummte. Ben stürzte auf mich zu, riss mich hoch und flüchtete mit mir im Schlepptau aus dem Waggon hinaus in den kalten Regen.

Ben zu retten war ein Eingreifen in einem absoluten Notfall - ich hatte weder über Tarnung, noch über meine persönlichen Kraftreserven nachgedacht, noch hatte ich Einfluss darauf, mich nicht so zu überanstrengen, wie damals, als ich meine Mutter heilte. Die Umstände bestimmten den Grad meines Einsatzes, nicht mein Kalkül.

Als die Straßenbahn wieder anfuhr und im Dunklen verschwand, musste Ben mich schon fast tragen. Er stütze mich so gut es ging, indem er einen meiner Arme über seine Schultern legte und schleppte mich zum Wartehäuschen der Haltestelle. Dort ließ er mich auf die Bank sinken.

„Was ist los mit dir? Bist du verletzt? Was ist in der verdammten Straßenbahn passiert? Brauchst du einen Arzt? Kannst du sprechen?“ Die Fragen prasselten nur so auf mich herunter. Mir schwamm alles vor den Augen und ich musste heftig zittern - die Kälte empfand ich als absolut sibirisch.

Bens Stimme klang sympathisch - ich vertraute ihm vom ersten Augenblick an. Langsam wurde mir klar, dass ich mich mit meinem Schreien auf Ur total überanstrengt hatte. Ich fühlte mich fix und fertig. Meine Beine trugen mich einfach nicht mehr, mein Körper fror, weil regelrecht die Heizung ausgefallen war.

„Brauchst du einen Arzt?“, drang noch einmal Bens Stimme an mein Ohr.

Mit Mühe gelang es mir, ein paar Worte zu formen. „Keinen Arzt. Auf gar keinen Fall einen Arzt. Hörst du? Keinen Arzt! Das ist wichtig! Kein Krankenhaus. Bring mich heim. Dahlienstraße sieben. Ich brauche nur Wärme, Ruhe und dringend was zu essen. Bin erschöpft. Bring mich heim, bitte. Du bist mir was schuldig.“

Ben sah mir prüfend in die Augen. „Kein Arzt? Warum nicht? Dir fehlt doch was! Du hast bestimmt einen Schock. Ich rufe jetzt einen Krankenwagen!“

Ich schüttelte den Kopf, so heftig das eben noch ging: „Wärme. Ruhe. Essen. Kein Arzt, kein Hospital. Dahlienstraße. Sieben. Bitte.“

Ben seufzte. Nicht weit von der Haltestelle befand sich ein Taxistand. Ben trug mich einfach dorthin. Das Gefühl, so getragen zu werden, empfand ich als genauso köstlich wie damals, als Sam mich in seinen Armen hielt - ich musste nichts mehr tun. Und das war gut so, denn jetzt konnte ich tatsächlich nichts mehr tun.

Der Taxifahrer brummte ungnädig etwas von „Flatratesaufen“ und „zujung für so einen Scheiß“ sowie „bloß nicht ins Taxi kotzen“, sonst könnten wir was erleben. Ben ließ ihn reden und sagte nur: „Dahlienstraße sieben. Und drehen Sie bitte Ihre Heizung voll auf.“

Dann fehlt in meiner Erinnerung ein Stück. Ich wurde wieder ein bisschen wach, als Ben verzweifelt auf meine Türklingel drückte. Da musste ich lächeln. Ich stand oder besser gesagt ich schwankte vor der Tür. Wer hätte da öffnen sollen?

„Schlüssel. Tasche“, gelang es mir zu murmeln.

Ben begriff ziemlich schnell: "Oh verdammt. Wohnst du hier etwa allein? Es muss sich doch jemand um dich kümmern. Wen kann ich verständigen?" Aber da war ich schon nicht mehr in der Lage, etwas Verständliches zu sagen.

Der Hausschlüssel steckte in meiner Hosentasche. Verglichen mit dem, was später passierte, ist es wirklich niedlich, dass Ben: „Entschuldigung!“, murmelte, bevor er danach in der Tasche suchte.

Von da an habe ich keine Erinnerung mehr an das, was passiert ist. Ben erzählte mir hinterher alles. Ich muss wohl schon richtig blaue Lippen gehabt haben, so kalt war mir. Ich zitterte wie Espenlaub und war nicht mehr ansprechbar. Kurz rang Ben noch mit sich, ob er nicht doch einen Krankenwagen rufen sollte, aber dann ist ihm aufgefallen, dass die Situation mittlerweile sicher sehr schwer zu erklären gewesen wäre.

Er zog mir die nassen Sachen aus - zumindest die meisten - und packte mich ins Bett. Mit Schrecken stellte er fest, dass ich in meiner Zwergwohnung eine Fußbodenheizung besaß; die drehte er voll auf, aber es würde eine Weile dauern, bis sie reagierte. Ben schob mir nach und nach ein paar Schokoladenstückchen in den Mund, um mir auf diesem Weg etwas zu essen zu geben. Und dann suchte er vergeblich eine Wärmeflasche oder sonst etwas, das mir helfen könnte, wieder warm zu werden. Den Gedanken, mich in meinem winzigen Badezimmer unter eine heiße Dusche zu stellen, ließ er gleich wieder fallen, denn stehen konnte ich nicht.

Nie werde ich das Gefühl vergessen, als ich am nächsten Morgen wieder wach wurde. Es war so ein Wachwerden, wie man es nicht oft erlebt - ganz allmählich und sanft tauchte ich wieder an der Oberfläche meines eigenen Bewusstseins auf.





## Kapitel 40: Dienstag, 2.5. - 10 Uhr 52

„Hallo, Sara!“ Tom schießt ohne Vorwarnung in meine Zelle. Ich kann gerade noch meinen Block zuklappen und schaue ihn verblüfft an. Es fällt mir schwer, so blitzartig von Ben auf Tom umzuschalten.

Tom trägt heute ein ziemlich eng anliegendes T-Shirt und hat definitiv keine Waffe dabei.

Aha. Was fange ich denn mit dieser Feststellung an?

„Na, hast du auch so einen Schädel gehabt heute Morgen?“, erkundigt er sich aufgeräumt. „Dieser dämliche Sekt! Das nächste Mal bringe ich einen ordentlichen Champagner mit, der hat keine solchen Nachwirkungen von nur zwei, drei Gläsern. Ich sitze jetzt schon seit Stunden über meinen Aufzeichnungen von gestern und komme nicht wirklich weiter.“

Erwartungsvoll schaut er mich an.

„Ich kann keine Gedanken lesen. Was willst du damit sagen?“, frage ich ihn.

Er lächelt. „Da bin ich dann doch beruhigt - ich meine, ich finde es beruhigend, dass du keine Gedanken lesen kannst. Du hast gestern gesagt, deine Fähigkeiten haben alle damit zu tun, dass du Ur sprichst. Ur sei die universelle Sprache des Kosmos. Habe ich das richtig verstanden?“

„Ja.“

„Haben deine Fähigkeiten im weitesten Sinne mit Schwingungen zu tun?“

„Ja. Schlaues Kerlchen.“

Tom grinst jungenhaft. „Sonst hätte ich diesen Job nicht. Gibt es außer dir noch jemanden, der Ur spricht und deine Fähigkeiten besitzt?“

„Ich nehme an, so jemanden gibt es nicht, aber ich weiß es nicht.“

„Woher kannst du diese Sprache?“

„Angeboren. Ich konnte sie vom ersten Tag meines Lebens an verstehen.“

„Und sprechen? Konntest du sie vom ersten Tag an auch sprechen?“, will Tom wissen. Sein Blick lässt mich nicht los, hat sich förmlich an mir festgesaugt.

„Nein. Ich musste lernen, die Laute zu formen. Ich wusste, was ich sagen wollte, aber bis alles so klang, wie es sich anhören sollte, das hat ein bisschen gedauert. Du weißt doch bestimmt, wie es ist, wenn kleine Kinder sprechen lernen, oder? Das ist bei mir auch nicht anders verlaufen. Jetzt sag mir endlich, worauf du hinauswillst. Dann können wir uns vielleicht ein, zwei Stunden zielloser Fragen sparen“, brumme ich schlecht gelaunt. Toms Nähe verursacht mir Unbehagen. Ich fühle mich - *befangen*. Ja, *befangen* ist das richtige Wort. Ihm macht es offensichtlich nichts aus, dass er mich begehrt. Sein Unterton zeigt, dass sein Begehren sogar stärker geworden ist seit gestern. Wo ich vorher nur das gelegentliche Aufflackern eines Hinweises wahrnehmen konnte, höre ich jetzt eine konstante Botschaft. Herrje! Ist meine Situation denn nicht schon verfahren und kompliziert genug?

„Kann ich es lernen? Kann ich Ur von dir lernen?“, will Tom wissen und sein Ton teilt mir mit, dass er brennend daran interessiert ist.

Diese Frage verblüfft mich. Sie ist mir noch nie gestellt worden, obwohl ich mich immer danach gesehnt habe: So fühlt sich das also an, wenn jemand mein Innerstes mit mir teilen will.

Das wäre etwas, wenn ich Ur lehren könnte! Dann hätte ich endlich das, was ich mir schon als ganz kleines Kind gewünscht habe, nämlich einen adäquaten Gesprächspartner. Ich habe anfangs ja mit allen Mitteln versucht, meinen Eltern Ur beizubringen, aber die zeigten sich nicht interessiert. Nicht einmal Ben hat mich bisher gefragt, ob er Ur lernen kann. Er wollte von Zeit zu Zeit etwas darüber wissen - aber lernen? Nein.

Plötzlich empfinde ich eine tiefe Enttäuschung darüber, dass er nie ein diesbezügliches Interesse geäußert hat. Die unvermittelte Erkenntnis, dass ich ihm das übel nehme, besitzt dieselbe unangenehme

Wirkung, als hätte mir jemand völlig überraschend einen Ellenbogen in die Magengrube gerammt. Kein gutes Gefühl.

"Jetzt sag schon! Kann ich Ur lernen?", wiederholte Tom noch einmal drängend seinen Wunsch.

Seine Frage fährt wie ein Blitz in meine hektisch umherwirbelnden Gedanken und mir ist mit einem Schlag wieder bewusst, dass ich Ur niemandem beibringen kann und warum: Die Raum-Zeit-Koordinaten müssen ja korrekt generiert werden - und genau die kann ich niemand lehren. Das war mir als kleines Kind nicht klar; nur deshalb habe ich so stur versucht, meinen Eltern Ur beizubringen und mich lange geweigert, mit ihnen Deutsch zu sprechen. Aber mittlerweile verstehe ich die Zusammenhänge ganz gut, denke ich: Ich formuliere diese Koordinaten ebenso unbewusst, wie ich mich im Raum aufrecht ausrichte. Beides funktioniert reflexhaft, ich muss nicht darüber nachdenken. Diese Raum-Zeit-Koordinaten stellen den eigentlichen Schlüssel zu Ur dar und ich kann niemanden darin unterrichten, wie man sie erzeugt, denn das weiß ich selbst nicht. Es geschieht einfach in mir, wenn ich die Koordinaten brauche. Und ausschließlich dann.

Ich war so überrumpelt von Toms Frage, dass ich das tatsächlich für einen Augenblick vergessen hatte. Nicht die Tatsache, dass irgendjemand Ur haben will, hat mich überrascht; das ist mir ja im Prinzip klar. Dass ausgerechnet Tom diese Sprache so dringend von mir lernen will, das war sozusagen eine positive Überraschung und die hat mich ziemlich aus dem Konzept gebracht.

Aber, was spinne ich mir da überhaupt zusammen? Er will Ur gar nicht mit mir teilen. Der Mann ist hinter der universellen Sprache und allem, was man so damit treiben kann, her. Es geht bei dieser ganzen Geschichte doch gar nicht um mich.

„Nein. Ich denke, ich kann dich nicht unterrichten, Ur zu sprechen“, erwidere ich schließlich langsam.

„Kannst du nicht oder willst du nicht?“

„Ich kann nicht.“

„Weshalb geht es nicht? Ich bin ziemlich sprachbegabt.“ Fast klingt Tom quengelig. Der Ton passt überhaupt nicht zu so einem sportlichen, austrainierten Typ.

Wie schön wäre das für mich, mit einem intelligenten, gebildeten Menschen, der Tom zu sein scheint, per Ur zu kommunizieren!

Soll ich ihm die Wahrheit sagen? Vielleicht bietet sich jetzt die Gelegenheit für ein Informationsgeschäft? Ich atme tief durch und fordere: „Wenn du mir sagst, was mit Ben und meinen Eltern ist, denn erkläre ich dir vielleicht, warum du Ur nicht lernen kannst.“

Tom reagiert ehrlich erstaunt. „Was soll mit Ben und deinen Eltern sein?“

"Habt ihr die auch irgendwo festgesetzt?"

„Nein. Warum sollten wir sie kidnappen? Wir sind doch nicht kriminell!“

Das wirklich Komische an seiner Antwort ist: Er meint jedes Wort vollkommen aufrichtig. Ironisch entgegne ich: „Es ist also nicht kriminell, wenn ich hier gegen meinen Willen festgehalten und bedroht werde? Und meine Eltern und Ben, die Schule, alle finden es total normal, wenn ich einfach so von der Bildfläche verschwinde? Da wundert sich niemand? Am Ende stecken die mit dir und deinen Leuten unter einer Decke!“

Tom erklärt in aller Seelenruhe: „Du bist nach einem Zusammenbruch in der Nähe deiner Wohnung von einem Rettungswagen aufgelesen worden, in der Uniklinik in Düsseldorf wurde eine hochinfektiöse Krankheit festgestellt; von dort wurdest du sofort verlegt ins Uniklinikum nach Hamburg und liegst dort unter strengsten Sicherheitsvorkehrungen auf der Intensivstation des tropenmedizinischen Instituts. Es besteht der Verdacht, dass du dir, wer weiß wo, eine heiße Variante des Ebola-Virus eingefangen hast. Bei dieser Variante könnte es sich um einen biologischen Kampfstoff handeln, an dem Terroristen herumexperimentieren. In den letzten vier Monaten sind kreuz und quer in Europa einige ähnlich gelagerte Fälle aufgetreten. Weil die Tatsache politisch hochbrisant ist, dass da wahrscheinlich ein

biologischer Kampfstoff die Runde macht, besteht in der Klinik und für alle, die dich behandeln, eine strikte, totale Nachrichtensperre. Der Krankheitsverlauf des Erregertyps, mit dem du angeblich infiziert wurdest, ist extrem langsam. Wir haben also Zeit. Deine Eltern werden ständig durch eine freundliche Kontaktperson auf dem Laufenden gehalten. Diese Person gibt sich sehr optimistisch, was deinen Zustand angeht, aber Besuch kannst du keinesfalls empfangen. In den Laden, wo du angeblich derzeit behandelt wirst, könnte nicht einmal ein Panzer erfolgreich einbrechen.“

„Scheiße! Dein Verein scheint ja wirklich über Einfluss zu verfügen, wenn ihr so eine Geschichte erfolgreich türken könnt“, muss ich wider Willen anerkennend feststellen. „Und wie lang glaubt ihr, zwei Tierärzte mit der Geschichte hinhalten zu können? Meine Eltern wissen, dass ich noch nie krank war.“

Über Toms Gesicht huscht ein Schatten: „Wir können sie ewig hinhalten. Ebolaopfer werden nämlich aus seuchenhygienischen Gründen eingeschert. Und auch wenn du bisher nie krank warst, könnte es doch durchaus sein, dass dich so ein gefährlicher Erreger wie das Ebola-Virus umhaut, oder?“

Na wunderbar! Ich bin also in meiner gegenwärtigen Situation wirklich ganz auf mich allein gestellt. Ich werde nicht einmal gesucht da draußen, weil ganz klar zu sein scheint, wo ich mich befinde, warum ich mich dort aufhalte, weshalb ich so plötzlich verschwinden musste und niemand mich besuchen kann. So langsam drängt sich auch wieder ein Gedanke in mein Bewusstsein, der schon mehrmals kurz zu Besuch war: Es ist wahrscheinlich nicht gut, wenn meine Entführer keinerlei Angst zeigen, dass ich sie wiedererkennen könnte. Niemand hier versteckt sein Gesicht. In der Regel überleben Opfer solcher Entführungen nicht.

Für die nächste Frage muss ich einigen Mut zusammenraffen: „Tom, oder wie auch immer du heißt, werdet ihr mich irgendwann gehen lassen oder werdet ihr mich töten?“ Die Vorstellung getötet zu werden ist nicht halb so beruhigend wie die, den Tod aus eigenem Antrieb als Notausgang

wählen zu können. Obwohl das Resultat definitiv dasselbe ist, macht der Weg offensichtlich einen Riesenunterschied, wie mir soeben klar wird.

„Wir hoffen, dass du kooperierst. Ich hoffe, dass du kooperierst“, erwidert Tom und was er sagt, klingt fast flehentlich. Er meint es ehrlich. Ganz offensichtlich will wenigstens er wirklich, dass ich heil aus dieser Sache herauskomme. So weit, so gut.

„Tom, ich kann nicht kooperieren, wenn ich nicht weiß, mit wem ich mich einlasse. Versteh mich doch! Von den Wissenschaftlern, die beim Bau der Atombombe mitgewirkt haben, wollten wahrscheinlich die meisten nicht, dass so ein Ding je zum Einsatz kommt, oder? Ich muss wissen, wer meine Fähigkeiten wozu einsetzen will. Ich kenne die weitreichenden Möglichkeiten, die mit der Nutzung von Ur verbunden sind. Und ich bin mir völlig im Klaren darüber, dass ich nicht möchte, dass jemand mit unlauteren Absichten Macht mit Ur über mich oder andere ausübt.“

Tom beginnt, auf und ab zu gehen. Wie wahrscheinlich ist es, dass er jetzt versteht, worüber ich schon so lange nachdenke? Wie oft habe ich mir durch den Kopf gehen lassen, wie schön es einerseits wäre, auf Ur zu kommunizieren - und in wie vielen alpträumhaften Vorstellungen habe ich mir andererseits ausgemalt, dass Kräfte, die es nicht gut mit mir meinen, mich via Ur manipulieren? Hier geht es nicht etwa um meinen heroischen Entschluss, die Menschheit vor Ur zu retten, hier geht es auch ganz sicher darum, meine eigene Integrität, meine Unabhängigkeit zu wahren! Ich will nicht mit einer Pistole an der Schläfe gesagt bekommen, was ich auf Ur zu tun oder zu lassen habe, weil das, was ich damit erreichen kann, anderen gerade in den Kram passt. Meistens habe ich selbst beim Gebrauch von Ur gute Absichten verfolgt und doch nur furchtbare Ergebnisse erzielt. Um wie viel schlimmer fielen diese Ergebnisse wohl aus, wenn nicht mal die Absichten hinter Ur gut wären?

Meine Zelle ist für Toms lange Beine zu klein - er kommt nur je vier Schritte in eine Richtung. Dann klopft er an die Tür. Sie schwingt auf. Arnold hat wieder Dienst.

Auf der Schwelle dreht sich Tom um. Er klingt ziemlich bedrückt, als er tonlos feststellt: „Das kann ich nicht allein entscheiden.“ Und dann verschwindet er.

'Das kann ich nicht allein entscheiden' heißt, dass Tom wohl tatsächlich Vorgesetzte hat. Ich gehe mal davon aus, dass es nicht wenige sind. Das scheint eine größere Organisation mit reichlich Personal und vielen Möglichkeiten zu sein, für die er arbeitet. Und jetzt müssen diese Figuren klären, ob sie mir offenlegen, wer sie sind. Lügen können sie nicht. Spätestens beim bewussten Aussprechen einer Lüge bemerke ich das.

Aber eigentlich ist es egal, ob man mir die Wahrheit sagt oder nicht - ich fürchte, ich darf meine Geheimnisse gar nicht offenlegen. So wie mit jeder Technik, so wie mit der Atomspaltung oder biologischen Stoffen Gutes getan oder übelster Missbrauch getrieben werden kann, so ist es auch mit Ur: In den falschen Händen könnte man mithilfe dieser universellen Sprache Menschen versklaven, Diktatoren liebenswert erscheinen lassen, Hass unter Völker sähen, Angst oder Freude - je nach Bedarf. Wenn nicht jeder Mensch Ur spricht, dann entsteht ein gefährliches Gefälle zwischen denen, die die Sprache beherrschen und denen, die ihr ausgeliefert sind; das ist nicht anders als zwischen einzelnen Personen.

Vielleicht ist es ja gut, dass ich allein dastehe auf der Welt mit diesem verfluchten Talent? Ich bemühe mich wenigstens, verantwortungsvoll damit umzugehen. Aber wie einem Kranken mit einer seltenen Seuche drängt sich mir natürlich die Frage auf: Warum ausgerechnet ich?

Es wird immer notwendiger für mich, herauszufinden, ob ich hier aus meinem Gefängnis herausmuss, wenn möglich, zurück in mein altes Leben - oder ob es besser ist, wenn ich einfach in die nächste Welt

verschwinde. Ich sollte versuchen, mit meiner Biografie schneller voranzukommen.





## **Kapitel 41: Dienstag, 2.5. - 11 Uhr 29**

*Mein erster bewusster Eindruck beim Erwachen war ein fader Geschmack auf der Zunge. Ich öffnete und schloss den Mund ein paar Mal, um herauszufinden, was da so unappetitlich schmeckte. Plötzlich wusste ich es: 'Du hast dir die Zähne nicht geputzt, als du zu Bett gegangen bist und zuvor etwas Süßes gegessen!'*

*Langsam, ganz langsam wurde mir klar, dass ich mich überhaupt nicht daran erinnern konnte, zu Bett gegangen zu sein. Was war denn gestern Abend bloß passiert?*

*Popcorn - Kino - Heimweg - Straßenbahn - Messer!*

*Ich zuckte zusammen. Und dabei merkte ich, dass ich ganz merkwürdig lag: Auf einem Arm! Es handelte sich dabei eindeutig nicht um meinen. Schlagartig fühlte ich mich hellwach!*

*Woher kam dieser Arm?*

*Ach du Schreck: Wer atmete da neben mir? Ganz verschwommen kamen Bilder vom Vorabend durch mein Hirn gezogen: der Angriff in der Straßenbahn, ein junger Mann, der mich ins Freie zog, meine abgrundtiefe Erschöpfung. Eine Taxifahrt. Ich hatte gebettelt, dass er mich nicht zum Arzt oder in ein Krankenhaus bringen sollte! Und offensichtlich hatte sich, wer auch immer zu diesem Arm gehörte, nach meinen Wünschen gerichtet.*

*Im trüben Licht, das durch die Vorhänge sickerte, konnte ich sehen, dass ich in meinem eigenen Bett lag, denn die Bettwäsche kannte ich. Ich wagte nicht, mich umzudrehen - ich lag auf der Seite, Nase zur Wand. Jemand, der ein ganzes Stück größer war als ich, blies mir warm seinen Atem in den Nacken. Ich lag auf seinem rechten Arm, der Linke ruhte auf der Bettdecke und zum Teil auf mir.*

*Wie war ich denn bloß in diese Situation geraten?*

*Verausgabt, ich hatte mich total verausgabt, indem ich die Angreifer von dem Menschen fernhielt, der da offensichtlich mein Bett mit mir teilte.*

*'Dankbarkeit ist ja ganz schön, aber ist das gleich ein Grund, den Gegenstand dieser Dankbarkeit ins Bett zu zerren?'*, schoss mir ein wirrer Gedanke durch den Kopf, den ich unter anderen Umständen vielleicht sogar amüsant gefunden hätte. Dann dämmerte es mir allmählich: Ich wollte keine Ärzte mehr an mir herumdoktern lassen, das hatte ich deutlich gesagt – der Mensch hinter mir hatte sich daran gehalten. Aber ich war wohl gestern Abend in einem ziemlich lausigen Zustand hier angekommen. Ich konnte mich daran erinnern, dass ich furchtbar gefroren hatte. Jetzt dagegen war mir wohlig warm. Am Ende hatte mich der Fremde, auf dessen Arm ich lag, nur völlig selbstlos wieder aufgeheizt.

*In diesem Moment bewegte sich der Körper in meinem Rücken – ich bekam vor Schreck fast einen Herzschlag: Wenn der jetzt wach wurde?!*

*Aber nach einem tiefen Seufzer ging sein Atem wieder regelmäßig und ruhig. Nur der Arm auf der Decke hatte sich verlagert. Jetzt ruhte der Ellenbogen auf meiner Taille, der Unterarm auf Höhe meines Bauches, die Fingerspitzen lagen auf meiner Brust. Obwohl sich eine Menge Bettdecke zwischen mir und diesen Fingern bauschte, spürte ich überdeutlich, wie intim sie mich berührten und ein Gefühl, dass ich bis dahin nicht kannte, schoss mir pfeilgerade in den Schoß. Auf Ur könnte ich es genau benennen; auf Deutsch würde ich es am ehesten beschreiben als Wärme, ein Ziehen, Sehnen, das körperlich spürbar wird. Es war fremd, unsagbar schön – und traf mich völlig überraschend.*

*Die unangenehmen Erinnerungen an den Vorfall mit Sam, die mich bis dahin immer wieder verfolgt und abgehalten hatten, auf irgendwelche Annäherungsversuche einzugehen, wenn Verehrer sich bemühten, Kontakt mit mir aufzunehmen, bekamen gar keine Chance, jetzt wieder in mir hochzukochen. Alles Vorgeplänkel, das mich zum Rückzug und zu der sonst üblichen Fluchtreaktion hätte bewegen können, war in dieser Situation glatt ausgefallen, weil wir eine ganze Menge Stadien der gegenseitigen Kontaktaufnahme mit einem weiten Satz übersprungen hatten: Ich befand mich mit Ben in einem Bett. Und bevor ich überhaupt dazu kam, mich auch nur ein ganz klein wenig unbehaglich zu fühlen, signalisierte mir mein Körper, dass es sich großartig anfühlte, so*

dazuliegen, und reagierte spontan derart gierig, dass mir glatt der Atem wegblieb.

In meinem Kopf begannen zwei kleine Kobolde sich zu streiten. Der eine riet: „Warum genießt du das jetzt nicht einfach? Fühlt sich doch wunderbar an – und könnte sogar steigerungsfähig sein. Schließlich weißt du, dass es außer ein bisschen Streicheln noch ganz andere Sachen gibt.“

Der andere Kobold hielt dagegen: „Was für eine unmögliche Situation! Du kennst den Kerl nicht mal. Der nutzt dich bestimmt schamlos aus. Wehr dich, solange du kannst. Knock ihn auf Ur aus und schaff in raus. Das ist doch ganz einfach.“

Das Resultat war, dass ich still liegenblieb, unfähig eine Entscheidung zu fällen. Irgendwann begann ich wahrscheinlich zu grinsen – die Situation fühlte sich einfach zu verrückt an: Ich lag das erste Mal mit einem Mann im Bett und kannte noch nicht einmal seinen Namen!

Dann fiel mir auf: Er roch gut. Sein Atem, der meine Haare im Nacken kräuselte, erreichte mit einem schwachen Hauch mein Gesicht. Mir war warm. Das erinnerte mich wieder daran, wie jämmerlich ich gestern Abend gefroren hatte. Jetzt dagegen lag ich ganz eingehüllt in eine perfekte Atmosphäre – bequem, nicht zu warm, nicht zu kalt. Eigentlich schön.

Langsam entspannte ich mich. Das dauerte genau so lang, bis hinter mir die nächste Bewegung erfolgte. Dabei wurde mir nämlich mit einem Schlag bewusst, dass ich Haut auf Haut fühlte. Und die eine Haut war nicht meine.

'Du hast ja gar nichts an!', elektrisierte mich mein nächster Gedanke. Kleidung spürt man nicht, wenn man sie länger trägt. Erst wenn sie verrutscht oder zum Beispiel nass wird, wird sie einem wieder bewusst. Mit dem Nacktsein ist es ziemlich ähnlich – erst eine Berührung kann mir oft sagen, ob an der Stelle mein Körper mit Kleidung verhüllt ist oder nicht.

So umarmt wie ich lag, konnte ich nicht einfach an mir herumtasten, ob ich überhaupt noch etwas anhatte. Damit hätte ich den Menschen in meinem Rücken bestimmt geweckt. Das wollte ich auf jeden Fall vermeiden. Zum einen, weil ich spätestens dann irgendetwas sagen musste. Und ich besaß nicht den Hauch einer Vorstellung, was das hätte sein können. Zum anderen, und das gestand ich mir erst nach einer ganzen Weile ein, weil es sich wunderschön anfühlte, so geborgen dazuliegen.

Hingabe. Ich weiß, das ist wieder so ein Wort, das im Vokabular der meisten Menschen heutzutage gar nicht mehr vorkommt. Auf einmal war mir klar, dass ich diese totale Hingabe gesucht hatte, mein Leben lang. Kleine Splitter davon hatte ich mit Rah erlebt - aber ein Pferd ist kein adäquater Partner. Einen Hauch davon hatte mir Sam geschenkt, als er mich in seinen Armen trug, nachdem ich mich so bös an der Muschel im Watt geschnitten hatte. Und dunkel erinnerte ich mich, dass das wunderbare Gefühl, das damit verbunden war, auch gestern Abend kurz in mir hochgewallt war, nämlich als mich dieser Unbekannte da hinter mir zum Taxi getragen hatte.

'Jetzt fang bloß nicht an zu schnurren, so wie damals, sonst machst du alles kaputt, du blöde Kuh!', befahl ich mir innerlich energisch - und versuchte, mir ganz bewusst zu machen, was genau ich da alles spürte. Wirklich hingegen lag ich da und genoss den Augenblick, der keine Mühen, keine Anforderungen für mich mit sich brachte, nur ein unglaubliches Wohlbehagen und ein Gefühl von Angekommensein. Gerade als ich mich fragte, wie ich angekommen sein konnte, wenn ich keine Ahnung hatte, bei wem beziehungsweise wo, wurde Ben wach.

Bei ihm ging es im Gegensatz zu mir ganz plötzlich. Als hätte er sich verbrannt, zog er mit einer schnellen Bewegung seine Hand von meiner Brust, erstarrte, den linken Arm in der Luft. Dann senkte er ihn langsam noch einmal ab, legte den Arm unendlich behutsam wieder um mich, wie um sich zu vergewissern, was er da gefühlt hatte. Mir wurde unglaublich warm, so als bekäme ich quasi am ganzen Körper einen feuerroten Kopf und ich fragte mich, wie er das nicht bemerken konnte - aber vielleicht ging es ihm ähnlich.

Dann löste er sich von mir, vorsichtig - Arm, Oberkörper, Hüften, seine langen Beine, befreite seinen rechten Arm ganz allmählich. Offensichtlich wollte er mich nicht wecken. Ich tat so, als schlief ich wie ein Stein - um nichts in der Welt hätte ich die Initiative übernehmen wollen. Schließlich fehlte mir jede Vorstellung davon, wie das hier weitergehen sollte. Ich empfand nur eine panische Angst, dass er einfach verschwinden könnte!

Sanft legten sich zwei Finger an meinen Hals. Was machte der Kerl da bloß? Ah - Puls fühlen, herausfinden, ob ich soweit in Ordnung war. Sehr umsichtig.

Stoff raschelte - wahrscheinlich zog er sich an. Mit regennassen Hosen hatte er jedenfalls nicht im Bett gelegen.

Die nächsten Geräusche konnte ich kaum einordnen. Auf alle Fälle klangen sie nicht nach Flucht und das war beruhigend. Türenklappern, Tellerklappern, Wasserrauschen. Dann wurde mir schlagartig klar: Der machte Frühstück!

Und gerade, als ich mich fragte, wie ich am günstigsten ein elegantes Erwachen in Szene setzen könnte, knarrte das Bett, weil sich jemand auf die Kante setzte. Eine warme Hand legte sich auf meine Schulter und eine angenehme Stimme sagte: „Frühstück ist fertig. Aufwachen!“



## **Kapitel 42: Dienstag, 2.5. - 12 Uhr 24**

*„Ich bin Ben“, stellte er sich einfach vor, nachdem ich mich umgedreht und die Augen aufgeschlagen hatte. „Wie geht es dir?“*

*„Mir geht's gut.“ Mehr bekam ich beim besten Willen nicht heraus.*

*„Wie heißt du?“*

*„Man nennt mich Sara.“*

*Er lachte. „Was soll das denn heißen - man nennt mich Sara. Heißt du nun Sara oder nicht?“*

*Mir blieb vor Staunen der Mund offenstehen. Ben war der Erste, der sofort bemerkte, dass ich auf eine ganz und gar gewöhnliche Frage eine ziemlich ungewöhnliche Antwort gab. „Meinen wahren Namen kann niemand aussprechen außer mir“, gab ich völlig überrumpelt zu. „Deshalb nennt man mich Sara.“*

*„Kannst du mir denn deinen wahren Namen verraten?“, fragte Ben ziemlich neugierig.*

*Es ist nicht zu fassen, wie offen ich mich ihm gegenüber verhielt, obwohl wir vorher nie ein persönliches Wort gewechselt hatten! Ich sang ihm tatsächlich meinen wirklichen Namen auf Ur. Gleich darauf fügte ich beinahe ärgerlich hinzu: „Du wolltest es wissen. Jetzt schau nicht so, als hätte ich nicht alle Tassen im Schrank!“*

*Der Zauber dieses einfachen, genussvollen Nebeneinanderliegens verging furchtbar schnell. Manchmal frage ich mich, ob diese paar Minuten unsere schönste Zeit waren, denn danach wurde es reichlich kompliziert. Aber das ist vielleicht in jeder Beziehung so. Ich habe ja keine Vergleichsmöglichkeiten.*

*Ben drehte sich - ganz Gentleman - um, während ich mir meinen Bademantel überzog. Nur in Slip und BH, in denen ich offensichtlich geschlafen hatte, durch die Wohnung hüpfen, so unbefangen war ich einfach nicht. Mit zwei Personen fühlte sich mein winziges Appartement*

beinahe voll an. Mir erschien das einfach zu viel Nähe für Unterwäsche als Oberbekleidung. Ich setzte mich an den Tisch und bedankte mich artig für das Frühstück.

„Ich muss mich bei dir bedanken“, erwiderte Ben. „Ohne dich hätte mich dieser Verrückte gestern in der Straßenbahn wahrscheinlich einfach abgestochen, bloß weil er gestolpert ist, betrunken war und ich das Pech hatte, da zu sitzen, wo er hinfiel. Ein blöder Grund zum Sterben, oder?“

Obwohl Bens Ton an der Oberfläche ganz leicht klang, ließ er mich bei seiner Feststellung nicht aus den Augen. Für einen Zweiundzwanzigjährigen hatte Ben erstaunlich buschige Augenbrauen. Sie waren dunkel wie seine glatt zurückgekämmten Haare und ließen ihn manchmal zusammen mit seinen dunkelbraunen Augen ein bisschen zu ernst dreinschauen. Sein Gesicht war schmal geschnitten, der Unterkiefer nicht gerade, sondern ganz leicht nach innen und oben gebogen, das Kinn energisch. Er sah gut aus, viel fertiger, bestimmter, männlicher als alles, was – abgesehen vom Lehrerkollegium – sich zum Beispiel an meiner Schule an Kerlen tummelte. Eigentlich ähnelte er ein bisschen den jungen Männern, die in alten Filmen aus den Fünfzigerjahren auftauchen. Ich mochte diesen Typ schon immer.

„Ist ja nichts passiert“, entgegnete ich ebenso leichthin und nahm eine Scheibe Graubrot. Nicht zu glauben, wie viel Aufmerksamkeit man benötigen kann, um da Butter drauf zu schmieren! Dabei wusste ich, dass der angenehme Teil unseres ersten Gesprächs wahrscheinlich bereits hinter mir lag. Bens Unterton klang viel zu angespannt, um zuzulassen, dass wir das Geschehen von gestern Abend nur oberflächlich ansprachen.

„Genau da ergibt sich eine spannende Frage“, fuhr Ben fort. Seine Stimme klang jetzt geradezu gefährlich ruhig. „Warum ist nichts passiert?“

Ich schwieg. Was hätte ich denn sagen sollen? Mir fiel nichts Vernünftiges ein.

„Ich frage dich noch einmal, dich, die du dich Sara nennen lässt: Warum ist nichts passiert? Schau mal hier!“

Ich hob den Blick. Ben zeigte auf seine Kehle. Die Messerspitze hatte die Haut auf der linken Seite angeritzt, der dadurch entstandene dünne Kratzer zog sich verschorft einige Zentimeter weit über die Vorderseite seines Halses – mein Gott, ich hatte nicht gewusst, wie knapp er wirklich diesem Messer entronnen war. Ich schluckte trocken, goss mir ein Glas Saft ein, trank, biss in mein Brot.

„Du hast mir das Leben gerettet, aber ich verstehe nicht wie und ich verstehe nicht wieso!“ Bei diesen Worten klang Ben einigermaßen verzweifelt, völlig ratlos.

„Könntest du etwa ruhig zusehen, wie jemand wegen nichts und wieder nichts erstochen wird?“ Wenigstens einen Teil der Frage konnte ich leicht, wahr und sofort beantworten.

Ben schüttelte langsam den Kopf. „Nein, das könnte ich und würde ich wohl nicht. Aber was hast du getan? Was war das, womit du die Kerle schachmatt gesetzt hast? Du hast mindestens vier, fünf Meter von mir und diesen Burschen entfernt gesessen. Ich habe keine Waffe bei dir gesehen. Auf einmal hörte ich nur einen unglaublichen Schrei. Der hat diese Schläger irgendwie ... weggeschleudert. Ich verstehe einfach nicht, was da passiert ist!“

„Du willst das gar nicht wissen“, versuchte ich mich herauszureden.

„Blöde Redensart!“, wischte Ben meinen Einwand beiseite. „Ich habe diesen Schrei gehört. Dann ist der Messerstecher zu Boden gegangen. Und seine Kumpane sind vor Angst winselnd ans andere Ende der Bahn gekrochen und haben sich die Hosen vollgepisst. Das ist doch nicht mit rechten Dingen zugegangen! Für einen Augenblick empfand ich auch eine wahnsinnige Angst, aber dann war das Gefühl plötzlich wie weggeblasen. Als die Bahn schließlich hielt, bist du einfach umgekippt und ich habe dich ins Freie gebracht. Es ging dir gar nicht gut. Kannst du mir irgendetwas von dem, was da passiert ist, erklären?“

Ben hatte perfekt beobachtet. Unter Adrenalineinfluss geht so etwas ja angeblich besonders gut. Er wusste, was er gesehen hatte, war real.



Was konnte ich also antworten? Was blieb mir zu sagen, wenn Lügen mir keinen Ausweg bot?

Ich hob den Blick von meinem blöden Frühstücksbrot. Bens Gesicht jenseits meines kleinen Tisches war keinen Meter von mir entfernt. Er hatte die Augenbrauen zusammengezogen und starrte mich ohne zu blinzeln an. Ohne Vorwarnung hob er plötzlich die Hand und strich mir eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Wie hypnotisiert ließ ich es geschehen.

„Du bist wunderschön, Sara. Ich hätte dich gern unter anderen Umständen kennengelernt.“

Mir stiegen die Tränen in die Augen und ich sackte auf meinem Stuhl regelrecht zusammen. Das konnte doch wohl nicht wahr sein! Ich rettete ihm das Leben, ich hatte endlich das Gefühl angekommen zu sein, wo ich immer schon hinwollte, ich gefiel ihm - und er hielt mich wahrscheinlich für so eine Art Hexe!

Ohne dass ich schluchzen musste, liefen meine Augen über und Tränen tropften auf die Marmelade. Ich sah nichts mehr, ich hörte nichts mehr. Ich weinte mit meinem Körper und meiner Seele.

Als ich wieder in der Lage war, etwas wahrzunehmen, hatte mich Ben von meinem Stuhl hochgezogen und hielt mich in seinen Armen.

Er strich mir sacht über das Haar und murmelte sinnvolle Dinge wie: „Ist ja gut. Beruhige dich. Alles in Ordnung. Ich bin wirklich ein Idiot, dass ich derart auf dich losgehe. Tut mir leid. Bestimmt hast du einen Schock oder so. Aber ich habe die halbe Nacht wach gelegen und darüber nachgegrübelt, was da gestern vorgefallen ist. Ich hoffe, du kannst meine Neugier wenigstens ein bisschen verstehen. Entschuldige, dass ich dich so in die Mangel genommen habe!“

Nachdem ich einen ganz ordentlichen nassen Fleck auf Bens Schulter gezaubert hatte, ging es mir langsam besser.

„Fangen wir einfach noch mal von vorn an“, schlug er schließlich vor und wollte mich wieder auf meinen Stuhl schieben.

Aber ich sagte nur: „Stopp! Ich glaube, ich ziehe mir erst einmal etwas Vernünftiges an. Und wahrscheinlich sehe ich zum Fürchten aus.“ Dann raffte ich ein paar Sachen aus meinem Schrank und flüchtete ins Bad. Ur ist sensationell, wenn man eine rot verheulte Nase und ebensolche Augen in kürzester Zeit wieder in einen Normalzustand versetzen will!

Schließlich gefiel mir das Bild im Spiegel einigermaßen – aber schön? Schön hatte mich noch niemand genannt. Ich war schlank, gut einssiebzig groß, hatte schulterlange braune Haare. Meine Haut war sehr rein – schließlich hatten Pickel bei mir nach ihrer Entdeckung nur eine Lebenserwartung von etwa dreißig Sekunden. Gegen Sommersprossen wirkte Ur allerdings nicht, also saßen ein paar frech auf meiner Nase. Mir erschien das alles sehr durchschnittlich. Ich atmete einmal tief durch und ging zurück zum Frühstückstisch.

„Willkommen, Ben. Ich bin Sara. Sara Jansen“, stellte ich mich so ruhig wie möglich vor. Bens Lippen zogen sich zu einem winzigen Lächeln zusammen. Wenn er so lächelte, fand ich ihn unwiderstehlich. In der Mitte kräuselten sich seine vollen Lippen dann ein wenig und die Mundwinkel hoben sich.

Ganz ernst erwiderte er: „Ben. Ben Sattler. Ich freue mich, dich kennenzulernen.“

Und schon wieder war ich am Ende mit meinem Latein – Sabrinas Worte gingen mir durch den Kopf: 'Wer es nicht kann, soll es bleiben lassen.' Flirten hatte ich seit den Geschehnissen auf Langeoog leider immer noch nicht gelernt. Zum Verzweifeln!

„Wohnst du allein hier?“, wunderte sich Ben, dem einfache Konversation offensichtlich viel leichter fiel als mir.

Ich nickte. „Ja. Meine erste eigene Wohnung, winzig, aber ich liebe sie.“

Ben winkte ab. „Die ist gar nicht so winzig. Meine Studentenbude ist auch nicht viel größer und ich besitze nicht mal ein eigenes Bad oder eine eigene Küche. Ich lebe in einer WG wie die meisten Studenten.“

Ah! Endlich ein Thema! Sofort stürzte ich mich darauf: „Du bist Student? Welches Fach?“

„Ich studiere hier in Düsseldorf Physik. Was machst du?“

„Ich gehe noch zur Schule, Jahrgangsstufe zwölf.“

So plätscherte unser Gespräch eine Weile dahin. Wir aßen. Das vollgeheulte Marmeladenbrot wanderte in den Mülleimer. Ich kam langsam ein bisschen zur Ruhe.

Ein Student also. Ben war zweiundzwanzig. Und wenn ich gekonnt hätte, wäre ich auf der Stelle freiwillig wieder in Tränen ausgebrochen, damit er mich noch einmal in seine Arme nahm. Aber auf Kommando weinen, das konnte ich leider nicht.

„Wie kommt es, dass du schon in einer eigenen Wohnung lebst?“, wollte Ben irgendwann wissen.

Vorsicht. Glatteis! „An meiner alten Schule lief es nicht so besonders gut. Meine Eltern wohnen in Boerde, da gibt es weit und breit kein anders Gymnasium als das in Mergheim, aber da wollte ich nicht mehr hin. Also haben sie mir vorgeschlagen, hier mein Abi zu machen.“

„Solche Eltern hätte ich auch gern. Hm, wie alt bist du eigentlich?“ Das klang alarmiert. Wenn er einen Funken Verantwortungsgefühl hatte, wollte er wahrscheinlich wissen, ob er mit einer Minderjährigen hier saß. Aber mittlerweile war ich ja achtzehn geworden. Meine Antwort beruhigte ihn.

Dann entstand eine Pause im Gespräch. Ich konnte förmlich fühlen, dass Ben innerlich immer noch um die Frage herumschlich, die er mir zu Anfang gestellt hatte. Er räusperte sich, dann wollte er wissen: „Weißt du eigentlich, warum es dir gestern Abend so furchtbar schlecht ging?“

„Ja.“

„Und? Was hat dir gefehlt?“

„Energie. Ich war total ausgepumpt und erschöpft.“

Wieder eine Pause. Dann sah Ben mich mit demselben aufmerksamen Blick an wie zuvor. Seine dunklen Augenbrauen waren ein wenig zusammengezogen, er wirkte sehr konzentriert, als er fragte: „Kannst du mir jetzt vielleicht plausibel erklären, was da eigentlich in der Straßenbahn passiert ist?“

Er würde mich immer wieder fragen. Er würde nicht aufhören zu fragen, bis er eine befriedigende Antwort bekam. Und was außer der Wahrheit sollte den Vorfall zufriedenstellend erklären können? Entweder ich vergraulte ihn durch stures Schweigen oder ich setzte auf die Chance, dass ich ihn mit der Wahrheit nicht in die Flucht schlug. Ich holte tief Luft und verkündete: „Das war Ur. Ich spreche Ur.“

„Bitte was?“

„Ich spreche Ur. Das ist die universelle Sprache des Kosmos.“

Ben lachte laut heraus. „Ist das besser als Esperanto?“

Jetzt konnte ich auch lächeln, denn er war nicht einfach aufgestanden und gegangen. „Ja. Um vieles besser.“

Ben beugte sich interessiert vor. „Was hat irgendeine Sprache damit zu tun, dass mir ein Messer nicht in den Hals gestoßen wird? Der Zusammenhang ist mir leider überhaupt nicht klar.“

Auf einmal verspürte ich ein unglaubliches Mitteilungsbedürfnis. Noch nie hatte ich mit jemandem über Ur gesprochen, also ratterte ich los wie ein Maschinengewehr: „Ur ist nicht irgendeine Sprache, Ur ist die Sprache. Sie beinhaltet jede einzelne Sprache, die auf der gesamten Welt gesprochen wird. Zumindest nehme ich das an, denn bisher konnte ich jede Fremdsprache, die ich je gehört habe, mithilfe von Ur übersetzen, also verstehen. Und was wirklich fantastisch ist – man kann mit Ur Dinge genau untersuchen, erschaffen und zerstören, beherrschen, vor allem aber Menschen beeinflussen. Mit dem Schrei von

gestern Abend habe ich dem Typ mit dem Messer wahrscheinlich das Handgelenk gebrochen!"

Jetzt lehnte sich Ben zurück, möglichst weit weg von mir. Seine Augenbrauen stießen beinahe zusammen, so finster sah er aus. „Sara, das ist aber kein Fall von betreutem Wohnen hier, oder?“

Er hielt mich offensichtlich für irre. Wahrscheinlich hatte ich mit solcher Intensität auf ihn eingeredet, dass der Eindruck entstehen musste. Aber woher sollte er wissen, was es für mich bedeutete, endlich einmal über mein großes Geheimnis sprechen zu dürfen? Ich musste belegen, was ich gesagt hatte! Er war Physikstudent. Ein Experiment mochte ihn überzeugen.

„Ich kann auf Dinge um mich herum einwirken, ohne dass ich direkten Kontakt zu ihnen haben müsste“, erklärte ich mit zitteriger Stimme. „Ich beweise es dir – schau mal auf den Teller mit der Butter.“

Ben schüttelte den Kopf. In der Geste lagen Bedauern, Abschied, Unglauben. Er war schon dabei aufzustehen, um zu gehen.

„Schau auf den Teller!“, schrie ich. Meine Stimme klang schrill.

Widerwillig blickte Ben tatsächlich in die gewünschte Richtung. Mit einem hohen, aber gut hörbaren Ton schmolz ich sekundenschnell ein kreisrundes Loch in die Butter. Ben hielt sich krumm wie ein Fragezeichen, als er sich darüber beugte. Dann tauchte er den Finger in die geschmolzene Butter, schmeckte, fühlte, wie warm sie war. Wieder schüttelte er den Kopf. Der finstere Gesichtsausdruck war einem breiten Staunen gewichen. Dann schnappte er sich den Butterteller, ging in den kleinen Flur.

„Kannst du das auch auf größere Distanz?“, wollte er – ganz Physiker – wissen.

Weil ich sitzen geblieben war, konnte ich ihn von meinem Platz aus nicht sehen. „Das mache ich nicht. Ich habe keinen Blickkontakt. Wenn ich dich erwische, ist das nicht so gut“, erklärte ich.

Ben kam samt Butterteller wieder an den Tisch. „Du könntest mir Schaden zufügen mit dem Trick?“

„Ja. Genau das habe ich gestern Abend bei dem Kerl mit dem Messer gemacht. Versteh doch, Ben, niemand weiß davon, dass ich Ur spreche. Ich halte das, so gut es geht, geheim. Aber gestern, das war Notwehr! Ich konnte doch nicht zulassen, dass dieser Irre einen Menschen ersticht. Da war keine Zeit für Spielchen oder Tricks oder Tarnung! Ich musste sofort und mit aller Macht eingreifen. Das habe ich getan. Den Angreifer habe ich deshalb entwaffnet und die anderen in die Flucht geschlagen.“

Ben sah mich an, als hätte ich zwei Köpfe. „Ich glaube das einfach nicht!“, murmelte er mehrmals. „Du kannst doch nicht vier ausgewachsene Kerle mit Schreien schachmatt setzen!“

Ich seufzte. „Ich beweise es dir, wenn du willst.“

„Wie willst du das beweisen? Willst du mir vielleicht auch irgendwelche Knochen brechen?“ Jetzt klang Ben ausgesprochen alarmiert.

Ich überlegte kurz. „Natürlich nicht. Ich würde dir nie schaden wollen. Setz dich bitte mal auf die Bettkante. Ich lasse dich einschlafen, wenn es dir recht ist.“

„Das klappt nie!“, höhnte Ben selbstbewusst. „Ich wollte mich einmal hypnotisieren lassen. Das hat auch nicht funktioniert. Versuch ruhig dein Glück.“

Ich bestand darauf, dass er sich aufs Bett setzte – wenn er einschlief, sollte er nicht stürzen und sich dabei eventuell wehtun. So weit entfernt wie möglich, und das war nicht viel in meinem kleinen Appartement, stellte ich mich auf. „Darf ich?“, fragte ich noch einmal zur Sicherheit.

Ben grinste siegesgewiss, dann blickte er auf seine Armbanduhr und verkündete: „Dann versuch dein Glück doch. Ich gebe dir genau drei Minuten. Aber danach gehe ich! Du bist mir einfach zu schräg drauf.“

Keine halbe Minute später lag er seitlich umgekippt auf dem Bett und schlief tief und fest. Ich fühlte mich ein wenig schlapp, weil ich so plötzlich und energisch in seine Psyche eingegriffen hatte. Deshalb aß ich noch eine Scheibe Brot. Obwohl ich wusste, dass Ben mich in diesem Tiefschlaf nicht hören konnte, schlich ich auf Zehenspitzen näher. Zittrig streckte ich meine Hand nach ihm aus, berührte sein Haar, fuhr die geschwungene Linie seiner Lippen mit dem kleinen Finger entlang, küsste unendlich vorsichtig seine Hand, die neben seinem Kopf lag. Er roch immer noch furchtbar gut.

Schmetterlinge im Bauch?

Nein, die hatte ich nicht. Es handelte sich da eher um einen ausgewachsenen Vogelschwarm - mindestens Gänse, keine Kolibris!

Was konnte ich tun, um Ben für mich zu gewinnen? In meinem Kopf herrschte eine geradezu unangenehm spürbare Leere angesichts dieser Frage. Nur einer Sache war ich mir sicher: Mithilfe von Ur würde ich auf keinen Fall versuchen, ans Ziel meiner Wünsche zu gelangen. Das hatte schon einmal zur Katastrophe geführt.

Ben schlief zwei Stunden lang wie ein Baby. Scheinbar war er wirklich nicht viel zur Ruhe gekommen in der letzten Nacht. Ich saß ihm gegenüber und konnte mich nicht sattsehen. Mit einem Seufzer wurde er schließlich wach, kam mühsam aus seiner unmöglichen, abgeknickten Lage wieder hoch und hatte ein paar Augenblicke Mühe, sich zu orientieren. Dann, nach einem letzten herzhaften Gähnen, schien er wieder klar denken zu können. Ein schneller Blick zur Uhr zeigte ihm, wie viel Zeit vergangen war, seitdem wir das Experiment begonnen hatten. Sein Mund öffnete sich unwillkürlich einen Augenblick in ungläubigem Staunen. „Ich werd´ verrückt!“, murmelte er schließlich.

„Glaubst du mir jetzt?“, fragte ich ihn unsicher.

Wieder kniff Ben die Augen ein wenig zu. „Erklär mir das noch einmal“, bat er.

*Und ich bemühte mich, ihm in groben Zügen auseinanderzusetzen, wie Ur funktioniert, was ich damit bewirken kann und wie Raum- und Zeitkoordinaten dafür sorgen, dass alles Tun auf Ur einmalig ist.*





## Kapitel 43: Dienstag, 2.5. - 12 Uhr 54

Ich muss wieder eine Pause einlegen. Mein ganzer rechter Arm ist steif, denn ich schreibe inzwischen, verglichen mit der Geschwindigkeit zu Beginn meines Projektes, sehr schnell.

Mittagszeit. Sicher kommt bald wieder etwas zu essen. Diese Reise in die Vergangenheit ist interessant. Ich erinnere mich an erstaunlich viele Details - eigentlich kein Wunder, denn die letzten Geschehnisse sind ja erst ungefähr ein halbes Jahr her. Ich habe Ben Ende Oktober kennengelernt, also vor sechs Monaten. Davon war offensichtlich jeder Augenblick so wichtig, dass vieles in mein Gedächtnis förmlich eingebrannt ist. Auch wenn ich nicht weiß, wie die nächste Unterbrechung meiner Rückschau aussieht und wie viel Zeit ich habe, um mich zu erinnern - genau diese letzte Phase meines Lebens muss ich mit besonderer Sorgfalt betrachten, bewerten. Nur dann werde ich zu einem Entschluss kommen, wie oder ob es weitergehen soll, falls man mir hier eine Wahl lässt.

Außerdem tut es mir gut, mich zu erinnern. Manches macht mich wirklich glücklich, wenn ich daran zurückdenke - auch wenn der Start meines Lebens mit Ben, abgesehen von den ersten paar Stunden, reichlich mühsam war.

Dreizehn Uhr. Diesmal pünktlich geht meine Zellentür auf - meine Bewacher haben keine Spielchen mehr mit den Essenszeiten veranstaltet, seit sie begriffen haben, dass ich selbst eine wandelnde Uhr bin.

Tom erscheint. Er sieht ziemlich müde aus und verkniffen. „Ich habe deine Bitte weitergeleitet“, berichtet er und stellt das übliche Tablett auf meinem Tisch ab.

„Welche Bitte? Mein ‚Lasst mich endlich hier raus!‘ oder was?“, will ich wissen.

„Nein. Deine Bitte zu erfahren, wer dich festhält. Ich möchte mit dir arbeiten. Ich möchte mehr über dieses Ur erfahren.“

„Ohne Artikel. Einfach nur Ur“, korrigiere ich ihn.

Er fährt fort, als hätte ich nichts gesagt: „Ich habe so eine Ahnung, als wäre Ur der Schlüssel zu so manchem Problem auf dieser Welt. Hast du schon mal im weitesten Sinne medizinisch gearbeitet damit?“

„Sicher. Hätte ich sonst das Magengeschwür bei deinem Mitarbeiter entdeckt?“, entgegne ich.

Tom schüttelt den Kopf: „Ich meine nicht diagnostisch. Ich meine, hast du schon einmal therapeutisch mit Ur gearbeitet?“

Mit dieser Frage schneidet er gefährliches Terrain an. Ich sollte nicht preisgeben, was ich mit Ur alles kann beziehungsweise was nicht. Zu diesem Thema habe ich schon viel zu viel verraten. Zum Beispiel habe ich den fetten Feuerlöscher vor meiner Zellentür bemerkt, als Tom gerade hereinkam. Man hat demnach recht flott die richtigen Schlüsse und Konsequenzen daraus gezogen, dass ich ohne Feuerzeug eine Kerze anzünden kann.

„Dazu sage ich nichts, bevor ich nicht weiß, wer deine Auftraggeber sind. Und denk dran, Tom, ich lasse mir diese Auskunft nicht schriftlich geben. Du musst mir das erzählen. Dann kannst du mich nicht belügen oder mit Halbwahrheiten abspeisen. Das würde ich bemerken und entsprechend reagieren.“

„So etwas habe ich schon vermutet und meine Chefetage entsprechend informiert. Kooperation nur bei der Wahrheit und nichts als der Wahrheit. Ich weiß inzwischen, dass du clever bist, Sara.“

Du lieber Himmel, wenn er meinen Namen ausspricht, ist es besonders deutlich zu spüren – er würde ganz offen um mich werben, wenn die Dinge nicht so lägen, wie das nun einmal der Fall ist. Tom ist ein ganz anderes Kaliber als Ben. Da liegt genauso viel dazwischen, wie zwischen Ben und meinen Mitschülern, wenn nicht mehr.

Was unterscheidet eigentlich einen Jungen von einem Mann?

Schwer zu sagen. Das ist eine komplexe physische und psychische Mischung. Eines habe ich jetzt allerdings verstanden: Ein

ausgewachsener Mann wirkt - zumindest auf mich - anziehender als ein junger Mann oder gar ein Junge. Ist das reine Biologie? Oder Eitelkeit nach dem Motto: „Ich habe den Platzhirsch erbeutet!“? Ich bin so fürchterlich unerfahren. Keine Ahnung, wie ich das alles einordnen muss. Es ist zum Aus der Haut fahren! Außerdem habe ich im Augenblick nicht die Gelegenheit, über solche Fragen in Ruhe nachzudenken - zur Sache also!

„Ich brauche eine ehrliche Antwort, Tom: Warum möchtest du mit mir arbeiten?“, will ich wissen und greife nach der Gabel. Kein Löffel. Um Tom zu zeigen, dass ich diese Nuance mitbekommen habe, hebe ich die Gabel leicht an, bevor ich sie auf das Gemüse auf meinem Teller loslasse und lächle ein wenig. Er nickt. Er hat verstanden. Gut. Wir machen Fortschritte in Sachen Kommunikation.

„Die Arbeit mit dir bedeutet für jeden Forscher eine einmalige wissenschaftliche Chance, Sara. Das musst du doch einsehen. Ich bin nur Arzt, kein Physiker, aber von Physik verstehe ich genug, um zu wissen, dass letztlich alles auf Schwingungen beruht, was uns an Dingen und Phänomenen umgibt. Wenn man die konkret und vor allem steuerbar beeinflussen kann, ist das wie ein Universalschlüssel zu vielen Türen. Wie viele dieser Türen hast du schon ausprobiert, Sara?“

„Reichlich“, antworte ich mit vollem Mund. Das Essen ist ausgesprochen lecker, viel besser als bisher.

„Wir kochen jetzt hier“, erklärt Tom. Er hat offenbar bemerkt, dass ich mit mehr Appetit zulange als sonst. „Eine gute Küche ist einfach notwendig, um Menschen auf Dauer bei Laune zu halten. Das gilt für alle Betroffenen diesseits und jenseits deiner Zimmertür. Unser Aufenthalt hier scheint ja ein wenig länger zu dauern.“

Der Zeitfaktor. Ich habe keine Ahnung, wie normalerweise eine Ebola-Infektion verläuft, deshalb erkundige ich mich so sachlich wie möglich: „Bin ich offiziell schon tot?“

Tom windet sich, sagt dann aber die Wahrheit. „Nein, doch es geht dir nicht allzu gut. So lautet das Bulletin. Damit haben wir uns alle Möglichkeiten offengehalten.“

Mit einem Schlag ist mir der Appetit vergangen. „Meine armen Eltern.“

„Sara, das sind Vorgehensweisen, über die ich nicht zu entscheiden habe. Es tut mir unheimlich leid, dass du hier festsitzt. Ich bedaure, dass Menschen, die dir am Herzen liegen, sich Sorgen um dich machen. Ich würde am liebsten alles auf null drehen, einfach Hallo sagen und dann mit dir ein Gespräch führen, um dich ganz offen zu fragen, ob du Interesse hast, deine Fähigkeiten als unser Partner erforschen zu lassen und einzusetzen.“

„Was macht dich so sicher, dass ich zustimmen würde? In meinen Augen arbeitest du wie ein Verbrecher und somit auch für Verbrecher.“

„Nein, Sara. Ich arbeite für die Guten. Ehrlich!“

„Solche Floskeln wie 'ehrlich' kannst du dir bei mir schenken. Wenn es dich beruhigt - es gibt nicht viele Leute, die sich um mich Sorgen machen.“

Tom stutzt sichtlich bei dieser Feststellung. „Wieso?“

Ich halte meinen Block hoch, der mittlerweile schon ziemlich zerfleddert aussieht. „Kannst du dir eigentlich vorstellen, was ich hier mache?“

„Nicht wirklich. Wir haben versucht, dich beim Schreiben mit der Kamera zu erfassen, aber der Blickwinkel ist falsch; du schiebst den Tisch immer so zurecht, dass du mit dem Körper das Schriftbild abdeckst. Unsere Techniker bekommen es einfach nicht hin, zu filmen, was du schreibst. Und ich nehme an, wenn wir dir das Heft mit Gewalt wegnehmen wollen, dann wirst du zum Flammenwerfer oder so.“

„Stimmt.“

„Und es ist klar, dass du im Schlaf über Abwehrmechanismen verfügst. Du singst oder summst permanent, während du schläfst. Wenn du ein Magengeschwür mitten in einem Menschen sozusagen sonografieren kannst, dann hast du mit deinen Fähigkeiten bestimmt auch einen Kerl, der in dein Zimmer kommt, um dir deine Aufzeichnungen wegzunehmen, auf deinem Radarschirm. Wir kommen also tatsächlich nicht an diesen Block heran.“

Ich habe demnach keine Ahnung, was genau du da mit so einem großen Engagement kitzelst.“

Er ist tatsächlich intelligent. Hat genau die richtigen Schlüsse gezogen. Ich bin verblüfft, dass er sich so offen äußert. Das alles scheint mir ebenso gut wie schlecht. Dummköpfe könnte ich leichter an der Nase herumführen, aber Dummköpfe kenne ich genug. Die bedeuten in der Regel keine Hilfe. Tom und sein Team gehören definitiv nicht dazu. Ich tippe auf das Heft. „Das ist meine Biografie. Hast du eine Ahnung, wie ein Leben mit Ur aussehen könnte?“

Tom zuckt mit den Schultern, um zu zeigen, dass er sich das nicht wirklich vorstellen kann, aber sein Blick ist jetzt hellwach.

„Mein Leben besteht bisher vorwiegend aus einer Aneinanderreihung von Katastrophen. Missverständnisse, Ausgrenzung, Missgeschicke, eine Beinah-Vergewaltigung, Mord und Flucht. So ist das, wenn man Ur spricht. Menschen sind letztlich wie Schimpansen. Sie mögen nicht, was anders ist als sie selbst. Anderssein bedeutet ein Risiko für den Einzelnen und für die Gruppe. Außerdem mögen Menschen schon gar nicht, was sie nicht verstehen. Mich verstehen sie nicht. Und ich verstehe sie nicht.“

„Aber du hast doch deinen Freund, diesen Ben. Versteht ihr euch etwa nicht?“, fragt Tom nach einer Weile. Sein brennendes Interesse an der Antwort auf diese Frage kann er natürlich nicht vor mir verbergen. Doch ich spüre, dass es mir erstaunlicherweise nichts ausmacht, auch hier offen zu antworten: „Ich würde sogar behaupten, wir lieben uns. Aber so eine Beziehung gestaltet sich reichlich schwierig, wenn nur einer der Partner den anderen bis auf den Grund seiner Seele durchschaut, sobald der den Mund aufmacht“, erkläre ich.

Tom lacht, doch es klingt irgendwie bitter. „Das wäre doch mal etwas – eine Frau, die einen Mann ganz und gar versteht. Das hätte ich gern!“

Den Unterton in Toms Worten kann hoffentlich nur ich wahrnehmen. Er muss aufpassen, sonst bekommen bald nicht nur hellhörige Menschen mit, was er tief in seinem Inneren für mich empfindet – falls es nicht

sowieso schon so weit ist. Was weiß ich denn, wo die Wahrnehmungsschwellen anderer Menschen liegen? Die überraschen mich immer aufs Neue, nur so viel ist sicher. Besser, ich ziehe sofort die Notbremse.

Ich neige mich zu Tom hinüber, bis fast an sein Ohr und flüstere: „Halt dir sofort die Ohren zu! Ich knipse jetzt die Abhörenanlage aus. Was ich gleich sage, ist ausschließlich für dich bestimmt.“



## **Kapitel 44: Dienstag, 2.5. - 13 Uhr 23**

Zum Glück gehorcht Tom sofort. Allein meine Annäherung an sein Ohr hat sicher den wachhabenden Beobachter alarmiert, wenn der etwas taugt. Mit einer extrem hohen Frequenz Sorge ich dafür, dass bei der Kamera ein dünner Rauchfaden aufsteigt - das Mikrophon ist hinüber. Dann lösche ich das Licht in meiner Zelle, indem ich die Leuchtstoffröhre durchschmoren lasse. Die völlige Dunkelheit, die danach herrscht, wird die Wache wahrscheinlich davon abhalten, sofort in den Raum zu stürmen, denn im Finsternen könnte nicht einmal ein sicherer Schuss abgegeben werden, ohne Tom extrem zu gefährden.

Ich reiße im Schutz der Dunkelheit Toms Hand von einem Ohr weg und flüstere, so schnell es geht: „Tom, pass auf, was du sagst! Ich höre an deinem Ton, dass du auf dem besten Weg bist, dich in mich zu verlieben! Vielleicht ist dir das selbst noch nicht einmal klar. Aber ich weiß es. Ich höre auch, dass du mir im Grunde helfen willst. Und ich weiß nicht, wann der nächste aus deinem Team davon etwas merkt. Du kannst mir aber nur helfen, wenn du hier nicht abgezogen wirst. Und deine Chefs werden dich hier todsicher abberufen, wenn jemand der Verdacht kommt, du könntest mehr als berufliches Interesse an mir haben. Bitte, hilf mir und sei vors...“

Weiter komme ich nicht, da stürmen Muck und Arnold den Raum. Wer auch immer Wache hielt von den beiden, hat also erst einmal Verstärkung geholt, bevor er hier hereingestürmt ist. Arnold hält eine Waffe im Anschlag, Muck wirft sich in dem schummrigen Licht, das durch die offene Zellentür dringt, einfach gegen meine Beine und reißt mich um, sodass ich von Tom wegtaumle und zu Boden stürze. Ich umklammere meinen Block und wehre mich nicht.

„Alles in Ordnung, Chef?“, fragt Arnold angespannt.

Muck hält mich weiterhin eisern fest. Am liebsten würde ich seinen Griff mithilfe von Ur lösen, aber das sollte ich wohl besser nicht tun. Vorsichtig schaue ich zu Tom hinüber. Der schüttelt den Kopf mehrmals, als hätte er Wasser in den Ohren oder als fühle er sich leicht benommen wie ein Boxer nach einem ernsthaften Treffer. Wie wird

er auf das, was ich ihm da gerade geflüstert habe, reagieren? Ich weiß es nicht, kann es überhaupt nicht abschätzen. Habe ich mein Blatt überreizt? Ich kann kaum atmen vor Angst und Spannung, bis Tom endlich den Mund aufmacht!

„Netter Versuch, Sara“, stellt er schließlich gepresst fest.

Muck löst sich von mir, ich bleibe einfach liegen, um damit zu zeigen, dass ich keine Gegenwehr leisten will.

„Was sollte das werden, Boss?“, grollt Arnold.

„Schätze, sie wollte mich als Geisel nehmen“, erklärt Tom. „Als Nächstes hätte sie wohl versucht zu verhandeln.“

„Alles wieder o. k., Boss?“, fragt Arnold. Er lässt mich nicht aus den Augen. Seine Waffe zeigt pfeilgerade auf meinen Kopf.

Tom nickt. Dann gibt er Muck die Anweisung, ihm seine eigene Pistole, auf die er bei seinen letzten Besuchen verzichtet hat, und eine Lampe zu bringen.

„Ich bleibe in der Zelle, solange unsere akustische Überwachung nicht funktioniert. Und Sara? Keine Faxen! Es knallt, wenn du mich noch einmal attackierst. Setz dich wieder auf dein Bett und rühr dich nicht vom Fleck. Einer von euch beiden (Tom nennt nie einen Namen, wenn er seine Leute anspricht!) holt einen Techniker, damit ein neues Mikro installiert werden kann. Der andere überwacht per Monitor zu meiner Sicherheit die Zelle. Und eine Leuchtstoffröhre baut ihr im Notfall nebenan aus, falls kein Ersatzteil hier ist. Ich will die Reserve hier haben, sorgt dafür, dass die Leute so schnell wie möglich herkommen. Wenn ihr das Gefühl bekommt, Sara bedroht mich, geht sofort dazwischen! Dann kann sie den Rest ihrer Zeit hier mit einem Knebel verbringen.“

Toms energischer Ton täuscht seine Männer, mich täuscht er nicht. Unter seinen Worten liegt fast so etwas wie ein Lachen, als wäre er amüsiert angesichts eines gelungenen Streichs. Ich bin wirklich



erleichtert, dass er sich nicht sofort gegen mich gewendet hat. Es war ja ziemlich gewagt, was ich ihm da gerade geflüstert habe. Der Schuss hätte leicht nach hinten losgehen können.

Muck übergibt seinem Chef eine Pistole, löst mit einem Spezialschlüssel eine Abdeckung von einer der Steckdosen und stöpselt eine Schreibtischlampe als provisorische Lichtquelle ein. Dann zieht er sich zurück, Arnold ebenfalls und die Zellentür schließt sich.

Tom setzt sich auf den Stuhl, seine Waffe zeigt nun ebenfalls auf meine Stirn. Er lächelt.

„Eine tolle Nummer, Sara. Wir haben für ein unbelauschtes Gespräch ungefähr zehn Minuten Zeit. Dann dürfte ein Techniker hier sein. Stell also deine innere Eieruhr entsprechend ein. Setz dich jetzt bitte aufs Bett und dreh dich so zur Wand, dass Fachleute beim Betrachten der Bildaufzeichnung nicht von deinen Lippen ablesen können, was du sagst. Ich bleibe mit meinem Kopf im toten Winkel der Kamera, weil ich in dem furchtbaren Stress hier vergessen werde, dass das nicht klug ist. Wird ein Minus in meiner Personalakte bringen. Normalerweise mache ich solche dummen Fehler nicht.“

Ich hocke mich also auf das Bett und drehe mich mit dem Gesicht weg von der Kamera. Und ich komme sofort zur Sache: „Lass dich bitte nicht offensichtlich von irgendwelchen Gefühlen für mich leiten, Tom. Das wird bald jemand merken. Dann wirst du garantiert von deiner Mission abgezogen. Wenn dir etwas an mir liegt, musst du hierbleiben. Bitte!“

„Leichter gesagt als getan. Du hast wohl keine Vorstellung davon, wie du auf Männer wirkst, oder?“, fragt Tom und er klingt plötzlich beinahe müde.

„Und ob ich eine Vorstellung davon habe, wie ich auf Männer wirke! Ich wirke generell abschreckend auf Menschen und auf Männer anscheinend besonders. Ich habe nicht wirklich viel Erfahrung mit Menschen, weil die meisten den Rückwärtsgang einlegen, wenn sie mich näher kennenlernen. Die Leute mögen mich nicht.“

Tom scheint zu schmunzeln: „Teufel, nein. Ich denke, dass du eher so anziehend wirkst, dass die meisten vor Schreck darüber den

Rückwärtsgang einlegen. Die Männer, weil sie vor so viel Attraktivität Manschetten haben und Frauen wahrscheinlich aus blanker Eifersucht.“

„Ach, tatsächlich? Warum ist das bei dir anders? Etwa wegen der Kamera im Bad?“, möchte ich patzig wissen. Ob ich will oder nicht, meine Stimmung ist plötzlich ins Ärgerliche umgeschlagen, weil mich Toms Feststellung auf eine schwer zu beschreibende Art unter Druck setzt, unter einen Druck, mit dem ich nicht umgehen, mit dem ich hier und jetzt überhaupt nichts anfangen kann.

Tom ignoriert meinen pampigen Ton und antwortet vollkommen ernsthaft: „Das war zwar beim Duschen ein ganz hübscher Anblick, aber das ist es wohl weniger. Nackte gibt es heute ja überall. Nicht, dass du da nicht in der Spitzenklasse mithalten kannst. Das allein reicht, um einen Mann wirklich nervös zu machen.“

Mir läuft eine Gänsehaut den Rücken hinunter, als er das sagt. Komischerweise ist das durchaus kein unangenehmes Gefühl. Bin ich so eitel? Bedeutet es mir so viel, wenn ich ausgerechnet diesem Mann gefalle? Oder frage ich deshalb so schamlos, weil es mich tatsächlich brennend interessiert, herauszufinden, wie ich auf Menschen wirke? Wann hat es dazu schon einmal Gelegenheit gegeben? So ein Gespräch habe ich noch nie geführt.

Tom macht auf mich einen positiven, einen cleveren, ja kultivierten Eindruck, wenn man das unter diesen schrägen Umständen überhaupt sagen kann. Ich denke, seinem Urteil kann ich trauen. Und ich brauche insgesamt mehr Klarheit, um mich und mein Leben besser zu verstehen, deshalb erkundige ich mich so neutral wie möglich: „Wenn es nichts Körperliches ist, warum dann? Wieso hast du diese unpassenden, unprofessionellen Gefühle für mich?“

Eine Pause folgt; es kostet mich eine Menge Disziplin, mich nicht einfach umzudrehen, um ihm beim Sprechen ins Gesicht zu sehen.

Dann antwortet Tom leise: „Vielleicht will ich, dass mich wirklich jemand entdeckt. Mein wahres Ich. Vielleicht will ich mich endlich finden lassen. Und vielleicht habe ich das Gefühl, du könntest die Frau sein, die das Zeug dazu hat.“

Von dieser Antwort bin ich vollkommen verblüfft. Sie ist so unerhört persönlich, privat, intim, offen. Damit habe ich nicht gerechnet.

Wieso eigentlich nicht? Meine Frage zielte schließlich in Richtung auf Toms Seelenleben. Ich fühle mich jedenfalls von seiner Antwort überrumpelt, irgendwie überfordert, weil Toms völlige Offenheit ihn plötzlich sehr verletzlich macht. Das kam allzu unerwartet. Indem Tom mir die Macht gibt, ihn im Innersten zu verletzen, schiebt er mir eine Verantwortung zu, die ich gar nicht haben will! Bisher hatte er wenigstens eine Rolle. Er war der Chef eines Kidnapper-Teams, mein Gegner und Feind. Was ist er jetzt für mich? Oder ist das alles nur ein raffinierter Trick, um mich zu manipulieren? Aber – was Tom gerade gesagt hat, klingt wahr.

Schließlich erwidere ich etwas, weil ich den Eindruck habe, in das immer unerträglichere Schweigen nach Toms letzter Äußerung sprechen zu müssen – aber die Worte sind kaum heraus, da finde ich sie selber schon fruchtbar dumm: „Weshalb hast du es nötig, dich finden zu lassen? Bist du etwa einsam? Ich kann mir nicht vorstellen, dass ein Typ wie du nicht gesucht ist. So wie du aussiehst ...!“

Tom lacht leise. „Manchmal gibst du Dinge von dir, die sind wirklich weise. Manchmal klingst du allerdings auch unglaublich naiv. Denkst du etwa, du wärst die einzige Person, die es als schwierig empfindet, mit ihren Mitmenschen in Harmonie zu leben? Fehler. Da haben reichlich viele Leute reichlich viele Probleme. Auch, ohne dass sie Ur sprechen. So einzigartig bist du also gar nicht. Und wenn ich unpassende Gefühle entwickle, dann bin ich ja wohl nicht allein hier im Raum, wenn dir mein Aussehen gefällt.“

„Ich liebe Ben!“, wehre ich mich entrüstet.

„Bist du dir da wirklich so sicher?“, fragt mich Tom sehr direkt.

Dann kommt von der Tür ein Klopfzeichen.

„Nicht erschrecken, Boss. Der Techniker ist da“, verkündet Arnold durch einen Türspalt.

„Das ging ja schnell“, erwidert Tom und ich hoffe, dass nur mir sein Bedauern angesichts dieser Tatsache ganz deutlich in den Ohren klingt. Dann ordnet er an: „Flur räumen. Sara geht ins Bad, während das Mikro ausgetauscht wird. Und wenn sie noch einmal technisches Gerät zerstört, fällt eben die nächste Mahlzeit aus. Oder auch mehr als nur diese eine.“

Jetzt hat er sich wieder besser im Griff. Das klingt ziemlich überzeugend.



## Kapitel 45: Dienstag, 2.5. - 13 Uhr 46

Ich liebe Ben!

Das habe ich zumindest gerade behauptet. Solange die Leuchtstoffröhre und die Mikrofone in meiner Zelle - ersetzt werden, habe ich die Gelegenheit zu einer weiteren Dusche bekommen. Das ist mir beim ersten Mal schon schwergefallen, aber jetzt, wo ich weiß, dass mindestens einer mit Interesse zuschauen könnte, ist es fürchterlich! Während ich mit dem Rücken zur Kamera meine Haare wasche, geht mir das immer wieder durch den Kopf: „Ich liebe Ben“.

Liebe ich ihn wirklich?

Was ist Liebe?

Sehnsucht? Begehren? Gegenseitiges Verstehen? Jemanden attraktiv finden? Ein Gefühl im Kopf oder im Schoß oder in beiden - oder dazwischen? Woher weiß man, dass man liebt?

Ich war mir ganz sicher, dass ich Ben liebe - bis Tom gesagt hat: „Vielleicht will ich, dass mich wirklich jemand entdeckt. Vielleicht will ich mich endlich finden lassen.“

Das ist ein wunderbarer Gedanke! Geradezu erhaben. Sich finden lassen, sich entdecken lassen - wie viel Hingabe und Vertrauen gehören dazu? Gibt es so viel Vertrauen überhaupt zwischen zwei Menschen, ich meine genug, um sich ganz zu offenbaren, kein Versteckspiel mehr zu betreiben? Ich spiele mit Ben oft genug Verstecken.

Nach der Dusche schnappe ich mir wieder mein Heft.

*Nach unseren schwierigen ersten Wochen habe ich sorgfältig auf meine Deckung gegenüber Ben geachtet. Es war kompliziert genug für uns zusammenzukommen. Da konnte ich ihm nicht ständig die Abgründe offenlegen, die sich vor allem wegen Ur zwischen uns auftaten. Zumindest dachte ich das. Durch gelegentliches Fragen hat er sich*

allerdings immer mehr Kenntnisse über Ur angeeignet, aber ich habe seinen Horizont diesbezüglich nicht wirklich aktiv erweitert.

Ganz sicher habe ich bei Ben Geborgenheit gesucht. Aufzuwachen und sich nach einem furchtbaren Vorfall vollkommen in Sicherheit zu fühlen, bedeutete für mich ein wundervolles Erlebnis. Vielleicht ist diese völlige Hingabe sogar nur zwischen zwei Menschen möglich, die sich überhaupt nicht kennen?

Ich habe damals an unserem ersten gemeinsamen Tag Ben nach seinem tiefen Schlaf erklärt, dass ich ihn mit einer Sprache namens Ur beeinflussen kann, zum Beispiel so, dass er einschläft. Die Wirkung meiner Erklärungen fiel allerdings vollkommen anders aus, als ich das erwartet hatte.

Ben erfasste sofort, dass meine Fähigkeiten über einen gewaltigen Pferdefuß verfügten: „Dann kannst du also Einfluss auf meine Psyche nehmen?“

„Ja.“

„Du könntest auch mein Handgelenk zertrümmern, wenn du möchtest?“

„Das würde ich nie tun!“

„Aber du könntest, oder?“

„Ja.“

„Du könntest auch dafür sorgen, dass ich mir vor Angst in die Hosen mache, wie der eine von den vier Typen gestern Abend?“

Ich gab mich verwirrt. „Da hat sich einer in die Hosen gemacht?“

„Ja, einer war so in Panik, der hat sich eingepisst. Also, du könntest das auch bei mir schaffen?“

„Ja, aber...“

Er unterbrach mich sofort. „Dann könntest du wahrscheinlich auch bewirken, dass ich mich Hals über Kopf in dich verliebe?“

„Ja, vielleicht. Aber i...“

Wieder schnitt er mir mit einer Handbewegung das Wort ab. „Sara, du bist mir unheimlich. Und ich möchte mich jetzt verabschieden. Ich danke dir von ganzem Herzen für deine Rettungsaktion! Wirklich. Aber es ist besser, wenn ich jetzt gehe.“

Ich saß total verdattert da und überlegte noch, ob ich ihn mithilfe meiner „unlauteren“ Machenschaften aufhalten sollte – da marschierte er schon zur Tür hinaus. Und ich hockte wie ein Häufchen Elend allein in meiner Wohnung.

Ich fühlte mich wie betäubt. Ur zerstörte wirklich alles in meinem Leben – Freundschaften, den normalen Umgang mit den eigenen Eltern und sogar ein zartes Pflänzchen wie die Beziehung zu Ben war schlagartig verdorrt, sobald Ur ins Spiel kam.

„Dabei hat er doch gesagt, ich wäre wunderschön“, hauchte ich leise.

Ich weiß noch, dass ich irgendwann an diesem Samstag zurück ins Bett kroch, die eigenen Arme regelrecht um meinen Oberkörper wickelte, wie um die Illusion aufrecht zu erhalten, ich würde weiterhin umarmt, gehalten. Und wie ich versuchte, möglichst lang dem Geruch nachzuspüren, der von Ben noch in den Kissen hing.

Am Sonntagmorgen rief meine Mutter gegen elf Uhr an, um sich zu erkundigen, wie es mir ging. Ich blieb im Verlauf des Gespräches so einsilbig, dass sie bald alarmiert reagierte.

„Sara, was ist los?“

„Nichts, Mama.“

„Ich spüre doch, dass etwas nicht stimmt. Hast du etwa wieder Probleme an der Schule, ist etwas mit deinen Mitschülern?“

„Nein. Alles o. k.“

„Verkauf mich nicht für dumm, mein Kind. Ich höre, dass nicht alles im Lot ist.“

Mütter konnten also auch Untertöne wahrnehmen. Wie überaus lästig.

„Vielleicht ist es das Wetter?“, versuchte ich, sie abzulenken.

„Also Sara! Das Wetter hat bestimmt nichts mit deinen Befindlichkeiten zu tun. Du bist nie wetterfühliger. Und so alt, dass ich das vergessen hätte, bin ich noch nicht. Ich komme jetzt zu dir und wir gehen zusammen eine Pizza essen. Papa kann hier nicht weg, wir haben einen Notfall in der Praxis. Da ist eine Katze angefahren worden. Keine Widerrede - in einer Stunde bin ich da.“

Sie parkte wirklich nach einer knappen Stunde vor der Tür. Zu Fuß gingen wir zu einem nahe gelegenen italienischen Restaurant. Bis wir dort ankamen, ließ sie mich eigentlich in Ruhe, plapperte nur wie ein Wasserfall und erzählte das Neueste aus Boerde und der Praxis.

Erst nach der Bestellung und während wir kleine warme Brötchen aßen, fragte sie sehr direkt: „Was ist passiert?“

Und weil Lügen nun wirklich nicht meine starke Seite ist, trat ich die Flucht nach vorn an: „Wir wär's mit Liebeskummer?“

Die Reaktion meiner Mutter verblüffte mich völlig. Sie ballte die Faust, machte eine knappe Siebergeste, indem sie sie in die leere Luft stieß und freute sich: „Endlich!“

„Was soll das denn heißen?“, wollte ich verärgert wissen.

Unbefangen knabberte sie an ihrem Brötchen und erklärte: „Sich verlieben ist wunderschön! Weißt du, ich glaube, dass die Hälfte aller Seitensprünge gar nicht stattfindet, weil Partner sich nicht mehr mögen, sondern weil es so unglaublich schön ist, sich frisch zu verlieben. Das ist, wenn man einmal geheiratet hat, natürlich ein für alle Mal vorbei - nur bei Paaren nicht, die das Kunststück fertigbringen, sich mehrmals im Leben in ihren Partner zu verknallen. Papa und ich haben uns zum Beispiel ganz neu in einander verliebt nach



meiner Krebserkrankung. Das war auch ganz wundervoll, ist aber schon bedauerlich lange her. Nimm es mir nicht übel Kind, aber ich finde es toll, wenn du dich verliebt hast, dann kann ich vielleicht ein bisschen Spaß aus der zweiten Reihe genießen!"

„Mama, du hörst nicht richtig zu. Ich habe Liebeskummer.“

„Ja, aber das heißt, dass du dich verliebt hast, oder? Das ist doch erst einmal positiv. Wer ist es denn?“

„Ein Student.“

„Viel älter als du?“

„Er ist zweiundzwanzig.“

„Wie habt ihr euch kennengelernt?“

„Ach du Schreck! Hoffentlich kommt bald die Pizza!“, habe ich nur gedacht und laut gesagt: „Mama, das ist doch egal, oder? Willst du mich verheören? Ich glaube nicht, dass ich das mag.“

„Es ist meine Pflicht, im Bilde zu sein“, hat sie fröhlich erwidert und sich das letzte Brötchen geschnappt. „Schließlich bist du meine Tochter.“

„Ja und ich bin volljährig und lebe in meiner eigenen Wohnung“, wandte ich ein.

„Sicher, Kind. Du bist volljährig, aber du hast bisher nicht die besten Erfahrungen mit Menschen gesammelt. Wenn ich da nur an die Geschichte mit - na, du weißt schon - mit Sam denke ... Ich wünsche dir alles Glück und dass du nicht enttäuscht wirst. Und ich will noch nicht Oma werden. Sag mal, nimmst du eigentlich die Pille?“

„Mama!“ Alle Leute im Lokal drehten sich um, so laut war ich versehentlich geworden.

„Hey, bleib locker. Ich bin ein Vet! Ich verstehe etwas von Fruchtbarkeit. Das ist mein Job. Und ihr jungen Leute tut immer so aufgeklärt und unbefangen. Trotzdem gibt es jedes Jahr mehr

jugendliche Mütter. Da kann ich doch wohl mal fragen? Also guck nicht so schockiert."

Wie konnte sie bei dem Thema bloß derart locker klingen? „Ich kenne Ben doch erst seit Freitagabend!“, protestierte ich.

„Und schon Liebeskummer?“, fragte meine Mutter plötzlich sehr sanft.

„Ich fürchte schon“, gab ich irgendwie lahm zu. Die Pizza wurde serviert. Lustlos begann ich am Rand zu säbeln.

„Tatsächlich Liebeskummer! Du hast keinen Appetit auf dein Lieblingsfutter. Ein sicheres Zeichen“, stellte meine Mutter nach einem kritischen Blick auf mein Essen fest in dem vergeblichen Versuch, mich aufzuheitern. „Kannst du mir denn wenigstens sagen, was du an ihm magst?“

Ich zuckte mit den Schultern. Dann brach es ganz spontan aus mir heraus: „Er riecht gut.“

„So nahe seid ihr euch also doch schon gekommen.“

Ich beugte mich mit einem tiefroten Kopf über meine Pizza, auch ohne Appetit. Nie hätte ich gedacht, dass meine Mutter derart neugierig, hellichtig und indiskret sein könnte!

„Sara, ich will dich nicht ausfragen. Ich will, dass du glücklich bist. Ich weiß, dass das für dich wahrscheinlich schwieriger ist als für andere Menschen - aber glaub mir, es ist für niemanden einfach! Du bist mit deinen achtzehn Jahren nicht gerade jung für deinen ersten Freund. Denk einfach daran, dass andere vielleicht über mehr Erfahrung verfügen als du. Das kann auch dazu führen, dass dich jemand ausnutzt. Sei vorsichtig, aber nicht zu vorsichtig. Und wenn dir ein Kerl wehtut, kannst du ihm gleich sagen, dass deine Mutter vor nichts zurückschreckt und dass Papa im Zweifelsfall alles kastriert, von dem er glaubt, dass es seiner Tochter gefährlich wird. Wenn du Probleme hast, bin ich jederzeit für dich da.“

*„Keine Sorge, Mama, er hat es schon gemerkt und ist geflüchtet.“ Meine Mutter wusste ganz genau, was ich mit „es“ meinte, obwohl das Thema tabu war in unserer Familie.*

*„Und du bist traurig.“ Das war keine Frage, das war eine Feststellung.  
„Ist er es wert?“*

*Ich musste mir über die Augen wischen, denn die blöden Dinger tropften schon wieder. „Keine Ahnung, Mama. Aber ganz kurz, für einen kleinen Moment war ich einmal bei einem anderen Menschen ganz geborgen. Und das habe ich mir schon so lange gewünscht! Ich will das Gefühl zurück, Mama. Ich will ihn zurück.“*

*Natürlich hatte ich kein Taschentuch. Meine Mutter reichte mir eines über den Tisch und erwiderte ganz leise: „Ach Kind! Diese Geborgenheit wünschen wir uns doch alle. Ein Leben lang.“*

*Wir aßen schweigend weiter. Ich fühlte mich ein bisschen getröstet, weil ich den Eindruck hatte, dass sie mich wirklich verstand.*

*Als sie sich verabschiedete, meinte meine Mutter: „Zur Liebe gehört Liebeskummer. Das ist wie Ein- und Ausatmen. Ersparen kann ich dir das einmal wieder nicht. Aber du weißt jetzt offensichtlich, was du willst. Kämpf drum, wenn du meinst, es lohnt sich und wenn du kannst!“*



## **Kapitel 46: Dienstag, 2.5. – 15 Uhr 48**

*Der Sonntag zog sich zäh hin. Am Montag in der Schule war ich unaufmerksam. Mehrmals wurde ich aufgerufen, ohne zu wissen, worum es ging. Das fiel auf, weil so etwas normalerweise nicht vorkam.*

*Jule ging vor mir Arm in Arm mit Jonas über den Flur, um vom Klassenraum für Mathematik in den für Deutsch zu wechseln. Ihre fröhliche Zweisamkeit ging mir fürchterlich auf die Nerven. Ich war förmlich gelb vor Neid. Jule fing zufällig einen meiner giftigen Blicke auf und kam zu mir herüber.*

*„Was ist dir denn über die Leber gelaufen?“, wollte sie wissen.*

*„Nichts.“*

*„Hattest du wenigstens ein schönes Wochenende?“, hakte sie nach.*

*„Ging so.“*

*„Kommst du nach der sechsten Stunde mit? Wir holen uns einen Döner“, schlug sie vor.*

*„Keinen Appetit.“*

*Jule knuffte mich spielerisch in die Rippen. „Woher kannst du um zehn Uhr wissen, ob du mittags Hunger hast? Kein Appetit, schlechte Laune, wortkarg. Hast du am Ende Beziehungsstress?“*

*Volltreffer. Ich schluckte. Jule bemerkte das sofort und meinte: „Ach je, du Arme. Ich sag Jonas, dass wir zwei etwas zu bereden haben, dann kannst du dich mal aussprechen.“*

*Nach der sechsten Stunde hakte Jule mich unter. „Immer noch kein Appetit?“, fragte sie. Ein Blick in mein Gesicht genügte. „Na, dann gönnen wir uns eben einen Kaffee, bevor wir Sport haben.“*

*Bald darauf hockten wir an einem Tisch im Café neben der Schule und rührten in unseren Tassen. Ich hatte einen Kakao genommen – schließlich las man immer wieder, dass Schokolade glücklich machen sollte.*

„Erzähl!“, forderte mich Jule auf und ihre Augen glänzten vor Neugier.

Das war gar nicht so einfach. Was durfte ich preisgeben? Bestimmt nicht, wie ich Ben tatsächlich kennengelernt und dass ich eine Nacht mit ihm in einem Bett verbracht hatte! Da war es egal, dass es dazu, wie Ben viel später leicht verlegen erklärte, nur gekommen war, weil er mich wärmen wollte und keine andere Möglichkeit dazu gefunden hatte. Außerdem, was wusste ich schon über ihn?

„Er heißt Ben“, begann ich zögernd.

Jule lachte. „Und? Du hast dich doch nicht in einen Namen verliebt, oder? Was weiter? Wo habt ihr euch kennengelernt?“

„In der Straßenbahn“, erwiderte ich wahrheitsgemäß.

„Mensch, lass dir doch nicht jeden Wurm aus der Nase ziehen!“ Jules Kaffee schwappte über, weil sie viel zu heftig darin rührte.

Am besten, ich übersprang alles, was irgendwie brisant war: „Jule, reicht es nicht, dass er Ben heißt, wirklich toll aussieht, zum Verrücktwerden gut riecht, dass ich mich in ihn verliebt habe - und dass er einfach gegangen ist?“

„So schlimm?“, erkundigte sich Jule teilnahmsvoll.

Ich konnte nur jämmerlich nicken. Jule legte ihre Stirn in Falten. Jonas war nicht ihr erster Freund. Davor hatte es einen Till gegeben und davor einen Karim. So viel wusste ich mittlerweile. Ich hoffte inständig, dass meine Freundin mir einen Rat aus Erfahrung geben konnte.

„Hat er gesagt, dass er dich mag?“, wollte Jule wissen.

„Er hat behauptet, ich wäre wunderschön“, gab ich kleinlaut zu.

„Behauptet?“, schnaubte Jule. „Was willst du denn damit andeuten? Ich wäre froh, wenn ich nur halb so gut aussähe wie du!“ Ich muss Jule bei diesen Worten ziemlich verblüfft angesehen haben, denn sie fuhr fort: „Sag bloß, es ist dir nicht klar, dass du ein echter Hingucker

bist? Ich habe mich schon gewundert, warum du scheinbar nie Kapital daraus schlägst."

„Das ist nicht dein Ernst, Jule! Ich bin durchschnittlich, mehr nicht.“

Jule tippte sich an die Stirn und schüttelte mitleidig den Kopf. „So dumm oder blind kann man doch gar nicht sein. Es gibt schließlich einen Spiegel in deiner Wohnung, oder?“

Ich saugte verzweifelt an meinem Strohhalm, aber es ertönte nur noch ein schnorchelndes Geräusch, weil die Tasse überraschend schnell leer geworden war. „Jule, jetzt mal ohne Spaß und ganz ernst - wie sehe ich aus?“

„Mit Sicherheit nicht durchschnittlich!“, antwortete Jule wie aus der Pistole geschossen. „Es gibt Mädchen an unserer Schule, die würden sich allein deshalb nicht mit dir anfreunden, weil sie neben dir nicht gesehen werden wollen. Oder besser - die möchten vermeiden, neben dir zur Unsichtbarkeit zu verkommen. Du siehst toll aus. Eine super Figur, ein wirklich toller Busen und ein Gesicht ... Ich kann das schwer beschreiben. Da ist alles harmonisch, alles passt zusammen - Mund, Augen, Nase - nichts zu groß, nichts zu klein. Eben perfekt. Aber du könntest mehr daraus machen.“

„Jule, warum bist du meine Freundin, wenn das so riskant ist, wie du sagst?“, fragte ich überaus neugierig.

„Ganz einfach - ich mag dich! Und mir ist egal, dass du besser aussiehst, denn ich kann mit Sicherheit besser flirten.“

In der halben Stunde bis zum Sportunterricht erfuhr ich erstaunliche Dinge - über mich, über Jule und über Kerle.

„Du bist ganz schön emanzipiert und wirkst sehr selbstbewusst. Das schreckt Jungs ab“, dozierte Jule. „Du hast scheinbar nie Angst, nicht mal abends allein in der Stadt. Aber Männer wollen erobern. Die wollen dein Fels in der Brandung sein. Das ist natürlich bei einem Mädels,“

das dazu neigt, sich ängstlich zu verhalten, viel leichter als bei jemandem, der sehr selbstbewusst auftritt. Ich fürchte, es ist ein ziemlicher Eiertanz für Jungs heutzutage. Wir Mädels wollen uns ganz selbstständig und selbstbewusst geben, aber dabei trotzdem umworben und erobert werden. Ich denke, wir träumen alle von unserem weißen Ritter, der uns rettet. Mit unserer Art zu leben stehen wir allerdings den Kerlen und damit blöderweise auch uns selbst und unseren Träumen meist mitten im Weg. Ich tue deshalb einfach immer ein bisschen hilfloser, als ich wirklich bin, und schon kommen die Herren hilfsbereit herbei. Versuch, deinen Ben wieder zu treffen. Mach dich interessant, brezel dich ein wenig auf, am besten, du machst ihn eifersüchtig, dann wird er anbeißen. Und wenn es nicht dieser Ben sein kann, geh auf die Jagd und schnapp dir einen anderen! Du kannst das, denn du hast das nötige Aussehen."

Na toll. Sollte ich jetzt zum männermordenden Vamp mutieren? Das war wirklich nicht die Rolle, in der ich mich selbst sehen mochte.

Allerdings hatte ich nach dem Gespräch mit Jule das Bedürfnis, mich einmal gründlich im Spiegel anzusehen. Doch das brachte mich auch nicht weiter - ich konnte nichts Besonderes an mir entdecken, so sehr ich auch suchte. Und trotzdem gingen mir Jules Worte nicht aus dem Sinn, ich solle mehr aus mir machen.

Am Dienstag nach dem Wochenende, an dem ich Ben kennengelernt hatte, kam Gina aufgeregt in der Pause auf mich zu. Sie wedelte mit einer Zeitung herum.

„Hey, Sara, davon hast du ja gar nichts erzählt!“, trompetete sie schon von Weitem.

„Was soll ich nicht erzählt haben?“, wunderte ich mich.

Gina blätterte die Zeitung auf und wies auf einen Artikel mit der Überschrift "Rätselhafter Vorfall in Linie 147". „Das hier meine ich. Das ist doch die Linie, in die du am Freitagabend eingestiegen bist. Ich bin mit Pedro, nachdem wir uns getrennt hatten, mit der 156 gefahren.“

„Lass mich bitte mal in Ruhe lesen“, bat ich und mir schwante nichts Gutes: In dem Zeitungsartikel stand, dass ein Team von Kontrolleuren in der Linie 147 nahe der Endhaltestelle am Freitagabend vier junge Männer in einem „desolaten Zustand“ vorgefunden hätte. Alle vier seien stark angetrunken gewesen, hätten sehr verstört gewirkt und behauptet, sie wären überfallen worden. Einer der jungen Männer habe eine schwere Handgelenksverletzung bei dem Überfall erlitten. Die Angaben zu den Tätern seien sehr widersprüchlich ausgefallen, vor allem, was Anzahl und Geschlecht anging. Der Artikel endete mit der Bitte an etwaige Zeugen, sich zu melden.

Ich gab Gina die Zeitung zurück und sagte dabei nur vage: „Da habe ich wohl Glück gehabt.“

„Du hast gar nichts davon mitbekommen?“, hakte Gina enttäuscht nach.

Ich zuckte einfach mit den Schultern, wie um mein Bedauern auszudrücken. Das war das Äußerste an Lüge, was ich mir ohne Nebenwirkungen leisten konnte. Aber mir fuhr der Schreck in alle Glieder – wenn jetzt der Taxifahrer das las, der uns von der Straßenbahnhaltestelle aus in die Dahlienstraße gebracht hatte, und zu grübeln begann, was dann? Was, wenn Ben, aus welchen Gründen auch immer, zur Polizei marschierte?

Ich beschloss jedenfalls, zum Friseur zu gehen und wenigstens mit meinen Haaren etwas anstellen zu lassen, damit keiner der Beteiligten von der Auseinandersetzung am Freitagabend bei einer zufälligen Begegnung allzu leicht in der Lage sein sollte, mich wiederzuerkennen. Von Gina ließ ich mir sofort einen Tipp geben, wo man sich einen schönen Haarschnitt verpassen lassen konnte, denn sie war immer auffallend gut frisiert.

Schon am nächsten Nachmittag erhielt ich einen Termin. Als ich den Frisiersalon betrat, kam gleich eine junge Frau auf mich zu: „Ich bin Katja. Was kann ich für dich tun?“

„Ich brauche einen neuen Kopf“, verkündete ich entschlossen.



Katja lachte. „Kein Problem. Was darf es denn kosten?“

„So wenig wie möglich“, bat ich. „Ich bin Schülerin und kein Krösus.“

Katja legte den Kopf schief und sah mich an. Kritisch musterte sie mich von der Seite und von vorn, griff in mein Haar, um ein Gespür dafür zu bekommen. „Ich gehe im Moment zur Meisterschule und brauche Modelle zum Üben“, erklärte sie dann. „Wenn du bereit wärst, mein Modell zu sein, bekommst du einen Supersonderpreis. Sagen wir fünfzehn Euro, wenn ich deine Haare schneide, föhne und dich ein bisschen zurechtmachen darf. Und ich müsste vorher und nachher ein paar Fotos von dir knipsen.“

„Zurechtmachen? Was meinen Sie damit?“, wollte ich etwas verunsichert wissen.

„Och, nur ein bisschen Augenbrauenzupfen, Wimpern färben und ein wenig Make-up“, beruhigte mich Katja. „Kannst gleich das Meiste wieder abwischen, wenn es dir nicht gefällt.“

Ich nickte entschlossen. Hier bot sich eine gute Gelegenheit, Jules Rat umzusetzen – und eine Identifikation durch meine Opfer aus der Straßenbahn unwahrscheinlicher zu machen. Also lehnte ich mich möglichst entspannt in den Frisierstuhl.

Katja begann zu werkeln. Zunächst schoss sie ein paar Fotos aus allen möglichen Blickwinkeln von mir. Ich war ziemlich neugierig, wen oder was sie aus mir machen würde! Mein glatt abgeschnittenes, etwas mehr als schulterlanges Haar bekam ein paar Stufen verpasst. An der Länge änderte sich nicht viel, aber der Eindruck insgesamt veränderte sich stark, denn nachdem das Haar gestuft war, kamen ein paar weiche Wellen zum Vorschein. Dann nahm sich Katja meine Augenbrauen vor.

„Das sind die Fenster zu deinem Gesicht“, erklärte sie und zupfte ein paar Härchen aus. Sie färbte Augenbrauen und Wimpern einen Hauch dunkler, als sie von Natur aus waren. Ich starrte verblüfft in den Spiegel. Nie hätte ich gedacht, dass so ein bisschen Farbe einen Menschen derart verändern kann; ich hatte das Gefühl, ich sähe fünf Jahre älter aus! Dann holte Katja Schminkutensilien und begann, ein

Make-up aufzutragen. Ich musste dabei die Augen geschlossen halten und war doch gleichzeitig so neugierig!

„Fertig. Und? Was sagst du?“, wollte Katja schließlich wissen.

Ich blinzelte in den Spiegel. Das Gesicht darin war meins – und doch auch wieder nicht. Ich hatte mich noch nie geschminkt. Meine Mutter schminkte sich auch nie. Vor der unglückseligen Geschichte mit Sam hielt ich mich für zu jung für Farbe im Gesicht, nach seiner Attacke wollte ich alles vermeiden, um irgendwie Aufmerksamkeit zu erregen. Also hatte ich ganz bewusst auf Make-up verzichtet.

Katja hatte mich dezent geschminkt, aber die Augen wirkten völlig verändert durch Wimperntusche, Lidstrich und Lidschatten.

„Du siehst wunderbar aus!“, stellte Katjas Kollegin vom Frisierplatz nebenan fest und klang tatsächlich neidisch.

'Sie hat recht. Ich sehe verdammt gut aus', wurde mir mit einem Schlag klar. „Das haben Sie toll hinbekommen“, lobte ich Katja. „Was kostet es zusätzlich, wenn Sie mir beibringen wie das geht?“

Katja lachte herzlich, machte noch ein paar Fotos und sagte: „Nichts. Ich bin selbst ganz zufrieden mit mir und meiner Arbeit.“ Dann zeigte und beschrieb sie kurz, was ich an Make-up und Pinseln brauchen würde und wie sie verwendet werden sollten. Auf dem Weg zurück in meine Wohnung merkte ich, dass ich auf der Straße auffiel – ich wurde ganz anders betrachtet als vor meinem Besuch in dem Frisiersalon, und zwar von Männern und Frauen.



## **Kapitel 47: Dienstag, 2.5. – 17 Uhr 29**

*Das alles war wie eine Art Zwischenhoch – im Grunde hing meine Seele schwer angeschlagen in den Seilen. Ich durfte am Samstagmorgen etwas erleben und spüren, was ich schon so lange herbeigesehnt hatte. Das wieder verloren zu haben, deprimierte mich ungeheuer. Mein Appetit war weg. Ich konnte schlecht schlafen. Nicht einmal Ur brachte meine Seele wieder in Balance, wenn ich versuchte, meine Stimmung mit Singen zu verbessern. Ich sprach in jeder Freistunde mit Jule, die sich rührend um mich kümmerte. Jonas reagierte schon richtig genervt darauf, dass ich Jule derart mit Beschlag belegte. Aber ich konnte ihr bei alledem ja nicht einmal die Hälfte dessen schildern, was ich tatsächlich erlebt hatte und was mir wirklich auf der Seele lag!*

*Und immer pulsierte da in mir dieses frustrierende Gefühl von Machtlosigkeit, dieses Gefühl, etwas unsagbar Kostbares nicht festgehalten, dieses Gefühl versagt zu haben, ohne zu wissen weshalb oder auch nur in welcher Disziplin. Das hob meine Stimmung natürlich nicht.*

*Zu wissen: Ich bin in der Lage, Ben an mich zu binden, wenn ich ihn aufstöbern kann und wenn ich es nur will, schlich wie ein böser Gedankenschatten ständig in meinem Hinterkopf herum. Andererseits glaubte ich nicht wirklich, dass ich eine Chance darauf hätte, einen Freund zu finden, denn wer sollte sich trauen, meine Liebe zu erwidern? Es schien mir unmöglich, dass sich jemand in mich verlieben konnte, der um meine Fähigkeiten in Sachen Ur wusste. Wie sollte da Vertrauen entstehen? Wie sollte da Hingabe möglich werden? Kerle würden mich höchstwahrscheinlich empfinden wie eine Hexe, die dort Macht besaß, wo ein Partner das gewiss nicht schätzte. Ich war in Bens Augen wahrscheinlich wie so ein mittelalterliches Biest, das Männer mithilfe eines Liebestrankes gefügig machen konnte. Schlechte Aussichten, um eine Beziehungskiste ans Laufen zu bekommen.*

*Am Freitag der Woche ließ ich die Flügel so schlimm hängen, dass meine Eltern, die täglich einmal ganz zufällig anriefen, ausgesprochen*

alarmiert reagierten und am liebsten wieder nach Düsseldorf kommen wollten.

Ich litt - und ich wollte leiden. Wenn ich Ben schon nicht haben konnte, dann wollte ich wenigstens gebührend um ihn trauern. Jule schleppte mich deshalb am Freitagabend kurz entschlossen zu einer Erstsemesterparty der Chemiker an der Uni ab.

„Mensch, Jule, ich gehe zur Schule! Da gehöre ich nicht hin“, wehrte ich mich nach Kräften.

„Du kommst mit! Ich bin da sogar schon im letzten Jahr gewesen. Das heißt zwar Erstsemesterparty und war ursprünglich mal als so eine Art Einführungsveranstaltung für die neuen Studenten gedacht, aber mittlerweile hat das Event Kultstatus. Da geht halb Düsseldorf hin. Die Fachschaft veranstaltet immer ein tolles Bühnenprogramm. Die Musik ist jedes Jahr spitzenmäßig, Getränke kosten nicht viel und nette Jungs gibt es in Massen. Du musst dir diesen Ben aus dem Kopf schlagen!“

„Was sagt denn Jonas dazu, dass du auf so eine Party gehst?“, fragte ich in einem letzten lahmen Abwehrversuch.

Jule lachte: „Der kommt doch mit. Wir holen dich um halb zehn ab.“

Der Freitagnachmittag zog sich - wie jeder Tag, seitdem Ben einfach gegangen war - zäh wie Gummi hin. Abends um neun wollte ich Jule anrufen und absagen, aber ihre Mutter teilte mir am Telefon mit, die befände sich schon auf dem Weg zu Jonas. Auf dem Handy wollte ich es danach nicht mehr versuchen. Dann gab ich mir innerlich einen festen Tritt in den Hintern und marschierte entschlossen ins Bad: Wenn ich schon auf eine Party gehen sollte, wollte ich mich vorher auch ordentlich stylen. In der Schule hatten viele meine neue Frisur positiv kommentiert, mit Make-up war ich aber bisher nicht in den Unterricht gegangen. Jetzt stand ich vor dem Spiegel und versuchte, mich mit meinen flammneuen Schminkutensilien so herzurichten, wie Katja es mir gezeigt hatte. Dabei summte ich dunkel vor mich hin und

zauberte mehr Ruhe in meinen Körper. Um kurz vor halb zehn war ich mit dem Ergebnis zufrieden.

Als Jule und Jonas klingelten, stand ich schon angezogen im Flur und schoss sofort nach draußen. Aber Jules Augen entging so schnell nichts. Sie zog mich unter eine der Straßenlaternen vor meiner Wohnung und begutachtete mich im Licht.

„Oh mein Gott! Wenn ich gewusst hätte, wie du aussiehst, wenn du dir etwas vorgenommen hast, dann hätte ich dich nicht eingeladen“, jammerte sie nicht ganz ernst.

Jonas grinste wortlos und starrte mich etwas zu lang an.

Wir hatten es nicht weit bis zur Party. Sie fand in einer großen Turnhalle statt; drei Euro Eintritt wurden fällig, wir bekamen einen Stempel auf die Hand gedrückt und schon befanden wir uns mitten im Gewühl. Unsere Jacken gaben wir an einer Garderobe ab.

An den beiden langen Wänden der Halle standen Tische, an denen auf einer Seite Brühwürstchen und Frikadellen verkauft wurden; auf der anderen Hallenseite gab es alles zum Hinunterspülen, was das Herz begehrte. Und dazwischen quirlten ein paar hundert Menschen durcheinander. Noch kam die Musik vom Band, aber bald würde die Bühnenshow beginnen; danach sollte eine bekannte Coverband auftreten.

Ich kannte keinen Menschen und fühlte mich extrem unsicher. Bei der Lautstärke hörte ich einfach zu viel auf einmal und konnte zunächst nur mühsam trennen und analysieren. Jule und Jonas grüßten gelegentlich und schienen sich großartig zu amüsieren. Gerade wollten wir knapp an der schon gut gefüllten Tanzfläche vorbei zu den Getränkeständen, da griff jemand nach meinem Arm.

„Du willst heute mit mir tanzen!“, rief eine fröhliche Stimme und ich wurde herumgewirbelt. Vor mir stand ein ziemlich zerzaust frisierter junger Mann und lud mich noch einmal ein: „Tanzt du mit mir?“

Hilfesuchend sah ich zu Jule und Jonas. Jule lachte fröhlich, wünschte nur: „Viel Spaß!“, und verschwand im Gedränge.

„Mama hat ´s erlaubt“, witzelte der Typ, blinzelte mich verschwörerisch an und zog mich dann mitten unter die Tanzenden. Einen Augenblick lang wollte ich nur weglaufen.

„So wie du aussiehst, kannst du es dir gar nicht leisten, schüchtern zu sein“, neckte er mich – und was ich durch den Vorhang aus Musik und Hintergrundgeräuschen hörte, klang nett, einfach nur nett.

Was sollte mir passieren? Ich hatte die Situation unter Kontrolle – ich durfte nur nicht vergessen, dass es so war. Also gab ich mir den zweiten Tritt an diesem Abend und begann zu tanzen.

Natürlich kann ich tanzen. Ur ist ja am ehesten mit Musik zu vergleichen – und Ur wird selbstverständlich rhythmisch gesprochen beziehungsweise gesungen. Wenn das ganze Leben quasi von Musik bestimmt ist, dann ist es doch eigentlich kein Wunder, wenn man sich dazu auch bewegen kann, oder?

Rhythm Matters. Auf den Takt kommt es an. Das gilt für alles Sein: Es ist an Rhythmen gebunden. Schwingungen sind Ereignisse, die auf einer Zeitachse stattfinden und sich wiederholen. Wenn dem ein wiederkehrendes Muster zugrunde liegt, entsteht ein Rhythmus.

Das empfinden können, dem nachspüren und sich harmonisch anpassen ist etwas, das viele Menschen nicht beherrschen. Aus den Diskrepanzen zwischen den Rhythmen, denen sie gehorchen müssten – Körperzyklen, Mondphasen, Jahreszeit, Lebensalter, Hormonstände oder Ähnliches – und denjenigen Rhythmen, die sie für ihr Leben wählen – Wachen, Schlafen, Arbeit, Ruhe, Reden, Schweigen, Sport, Faulenzen – entsteht allerlei Unharmonisches: Gereiztheit, Krankheit, Missempfinden. Ich befinde mich immer im richtigen Rhythmus, es sei denn, ich lüge.

In meinem Jahr in Amerika hatte ich an der Schule sogar Tanzkurse besucht – und es genossen. Tanzen heißt für mich, sich nach Ur zu bewegen. Und das kann ich ausgesprochen gut!

Also: Tief durchatmen und loslassen. Es dauerte allerdings ein bisschen, bis ich mich wirklich frei und ungezwungen auf dieser Party bewegte - aber dann genoss ich es. Der wirr frisierte Mensch namens David stellte mich einigen Freunden und Freundinnen vor und bald vermisste ich Jule und Jonas schon nicht mehr, denn ich stand mitten in einer ziemlich großen Clique von jungen Chemikern. Dann begann das Bühnenprogramm - daran hatte ich nicht ganz so viel Spaß wie am Tanzen, denn die Gags bezogen sich ziemlich stark auf die Uni und die Dozenten; für Außenstehende gab es da weniger zu lachen. Also versuchte ich mich zu den Tischen mit den Getränken durchzuarbeiten: Mir war warm geworden und ich hatte Durst.

„Was möchtest du trinken? Ich gebe einen aus“, verkündete David, der mir gefolgt war. Mittlerweile klang er nicht mehr lediglich nett, er klang interessiert.

'Auch recht. Noch ist das alles ja ganz harmlos', dachte ich mir. 'Lenk´ dich ab, dann kommst du mal auf andere Gedanken als immer nur Ben hinterher zu jammern.' Also lächelte ich höflich und wünschte mir eine Bionade.

„Oh, Mann! Starkes Zeug!“, spottete David. Er kaufte mir eine Flasche und griff wie selbstverständlich nach meinem Ellenbogen, als er mich durch die sich drängelnden Menschen zu seiner Clique zurücklotste.

Plötzlich sah ich genau in Bens Gesicht. Er stand keinen Meter links von mir mitten in der Menge und starrte mich an, als wäre ich ein Gespenst. David schob mich weiter vorwärts, aber ich konnte meinen Blick einfach nicht von Ben lösen und sah deshalb nicht, wohin ich ging. So lief ich geradewegs in einen Burschen hinein, der eben sechs Bierbecher für sich und seine Freunde von der Theke geholt hatte - und bekam den ganzen Segen ab! Dass ich anschließend in einer Bierlache stand und der Typ, der die sechs Bier getragen hatte, schimpfte wie ein Rohrspatz, war gar nicht das Schlimmste - dass ich an diesem Abend eine weiße Bluse trug, empfand ich als viel schlimmer, denn die verwandelte sich so tropfnass prompt in ein Schaufenster.

*Ich stammelte nur noch: „Entschuldigung!“, und flitzte wie ein Karnickel auf der Flucht Richtung Garderobe, ließ mir meine Jacke geben und machte, dass ich wegkam!*

*Ben.*

*Sollte ich zurückgehen und ihn suchen?*

*So wie ich aussah und roch?*

*Bestimmt nicht!*

*'Wenn man es nicht kann, soll man es bleiben lassen!', sagte ich mir unbarmherzig und zog meine Jacke enger um mich. Es war verdammt kalt, wenn man eine nasse Bluse trug! „Selbst schuld!“, murmelte ich böse vor mich hin. Wie konnte ein Mensch auch so ungeschickt sein!*

*Hatte ich tatsächlich mitten in der Menge der Feiernden Ben entdeckt? Gestern hatte ich beim Einkaufen einen Moment lang geglaubt, ich hätte ihn gesehen. Und am Dienstag schien er mich aus einem Auto heraus anzustarren. Entweder er verfolgte mich wirklich oder ich bildete mir schlichtweg ein, ihn überall zu entdecken. Oder er besaß ein Dutzendgesicht.*

*Ich merkte, wie ich unwillkürlich lächeln musste, als ich mir Bens Gesicht ganz genau vorzustellen versuchte. Nein, ein Dutzendgesicht hatte er definitiv nicht! Und bestimmt verfolgte er mich nicht. Wahrscheinlich hatte ich in dem Schummerlicht auf der Party auch nur geglaubt, ihn zu sehen, weil ich ihn überall verzweifelt sehen wollte.*

*Nachdem ich soweit gedacht hatte, kam eine Rückkehr auf die Party nicht mehr in Frage. Kaum hatte ich mein Apartment erreicht und mich umgezogen, rief Jule an: „Wo steckst du? Ich hab´ dich jetzt schon eine halbe Stunde lang gesucht!“*

*„Mir hat einer sechs Bier über die Bluse gekippt, da war die Party für mich zu Ende“, erklärte ich.*



„War es denn wenigstens ein bisschen nett vorher? Mit wem hast du da eigentlich getanzt“, fragte Jule weiter.

„Der hieß David.“

„Und?“ Jules Frage endete mit mindestens drei Fragezeichen.

„Nichts und“, würgte ich sie ab.

Nachdem Jule aufgelegt hatte, ging ich ins Bett und ließ die Ereignisse auf der Party noch einmal vor meinem inneren Auge Revue passieren. Immerhin schien es so, als könnte ich nette Menschen für mich interessieren. Ich versuchte, mich davon zu überzeugen, dass die Begegnung mit David einen guten Neuanfang nach der verfahrenen Situation mit Ben bedeuten mochte. Und vor dem Einschlafen nahm ich mir energisch vor, das auf der Haben-Seite zu verbuchen.

Am Samstagmorgen warf ich meinen PC an und schrieb ein Referat für Biologie. Ich gab mir wirklich Mühe, alles ganz ausführlich darzustellen - aber am späten Nachmittag war ich unwiderruflich fertig. Wie konnte es sein, dass die Zeit plötzlich stillstand? Das hatte ich noch nie so empfunden in meinem Leben. Nicht einmal mein Appartement konnte ich noch putzen, denn das hatte ich im Verlauf der letzten Woche dreimal mehr als gründlich geschrubbt, um die Zeit totzuschlagen. Nirgendwo ließ sich auch nur ein Stäubchen finden. Draußen war es schon früh dunkel geworden und es regnete wieder. Ich fuhr zusammen, als es plötzlich an meiner Haustür klingelte: Mein Vater!

Er grinste über das ganze Gesicht und freute sich: „Toll, dass du zuhause bist, Sara. Ich habe heute den Hund von Schöllkens operiert und jetzt bin ich hier.“

„Ich freu mich ja auch, dich zu sehen, Papa, aber was habe ich mit dem Hund von Schöllkens zu tun?“

„Der Hund hat sich heute auf einem Spaziergang schlimm an einem losen Draht geschnitten. Ich habe ihn wieder zusammengeflickt und Schöllkens

können ihn jetzt nach der Narkose erst einmal nicht allein lassen. Und deshalb" - er griff in die Tasche seines Mantels - „haben sie mir ihre Musicalkarten für heute Abend geschenkt. Hast du Lust? Mama sagt, sie kann die Rocky Horror Show nicht leiden. Wie sieht es mit dir aus?“

Ich ging dankbar mit. Jede Ablenkung war mir recht. Aber sogar die verrückte Story mit all ihren überzeichneten Figuren und reichlich Strapsen besaß für mich leider nur eine einzige Botschaft: Es gab überall Leute, die sich verliebten. Bloß ich kam damit nicht klar.

Als mein Vater meinen tiefen Seufzer am Ende der Vorstellung hörte, nahm er mich fest in den Arm und knurrte: „Wehe, der Kerl ist es nicht wert! Ich mache Hackfleisch aus ihm.“

Ich versuchte, mich zu fangen und ihn zu beruhigen: „Papa, du bist so lieb! Der Abend hier hat mir gutgetan. Ich weiß nicht, ob er den ganzen Kummer wert ist, dafür kenne ich ihn viel zu wenig. Ich komme mit der Enttäuschung, dass er einfach gegangen ist, ganz schlecht klar.“

„Wenn er gegangen ist, taugt er eh nichts, dann ist er ein Vollidiot. Blind und blöd!“, ereiferte sich mein Vater.

„Papa, kann es sein, dass du ein bisschen voreingenommen bist?“, fragte ich und musste trotz allem lächeln.

Mein Vater wollte mich über den Sonntag mit nach Boerde nehmen, aber ich bestand darauf, dass ich lieber in Düsseldorf bliebe. Ständig seelische Unterstützung von Seiten meiner Eltern zu bekommen, schien mich meine Niederlage eher als noch unangenehmer und totaler empfinden zu lassen. Allerdings begann ich im Verlauf des Sonntags den Entschluss zu bereuen. Es regnete weiterhin und nicht einmal das Fernsehen bot nachmittags Rettung. Jule wollte ich auch nicht schon wieder anrufen - es gab einfach nichts Neues zu erzählen oder zu besprechen.

Am Sonntagabend fühlte ich mich dann derart mürbe, dass ich beschloss, trotz des Regens noch zur Tankstelle zu gehen und mir eine Tüte Chips zu holen. Fressen hilft, wenn sonst nichts mehr hilft. Und ich war so

furchtbar weit unten, dass ein Sissi-Film im Fernsehprogramm mit Chips wenigstens etwas Erleichterung versprach. Ich zog mich warm an, nahm meinen Schirm, weil es wirklich wie aus Kübeln goss, und machte mich auf den Weg.

Keine zehn Schritte von meiner Haustür entfernt löste sich aus dem trüben Licht der Straßenlaternen ein Schatten von einem der Bäume. Ich bekam einen ziemlichen Schrecken, denn der Schatten trat mit zwei, drei großen Schritten auf mich zu.

Es war Ben.

Ich kann überhaupt nicht vernünftig in Worte fassen, was ich in diesem Moment fühlte - auf Ur könnte ich beschreiben, wie das im Augenblick des Erkennens in mir aussah: Meine Seele holte ganz tief Atem, so als hätte sie seit mehr als einer Woche die Luft angehalten.

Ben sah aus wie eine nasse Katze. Wasser troff aus seinen Haaren, die Kapuze seiner Jacke hing sinnvollerweise unbenutzt herab. Die Arme hatte er um sich selbst geschlungen, als wollte er sie auf diese Weise davon abhalten, etwas anderes zu tun oder als wäre ihm schrecklich kalt.

„Sara, ich möchte mir dir reden“, begrüßte Ben mich leise, dem beim Sprechen sogar Regen von den Lippen tropfte. Ich nickte und drehte mich um, wollte zurück zu meiner Haustür, um sie aufzuschließen.

Ben hielt mich am Ärmel meines Mantels zurück. „Nein, nicht bei dir. Ich würde neutrales Terrain vorziehen. Können wir zu Glatzes gehen? Kennst du die Kneipe? Das ist nicht weit und die haben ein Kaminfeuer, da kann ich mich trocknen.“

Ich nickte langsam, bekam kein Wort heraus. Was würde das hier werden? Neben Ben ging ich die Straße entlang. Er hielt sich sorgsam einen Schritt links neben meinem Schirm, sodass er weiterhin nass wurde und mich auf keinen Fall berührte. Als wir das Lokal erreichten, hielt Ben mir höflich die Tür auf. Bei Glatzes herrschte noch nicht der sonst übliche starke Betrieb; es war erst halb sieben. Die Kneipe

hatte eine urige Einrichtung. Grobe Balken trugen eine niedrige Decke und teilten den Raum in viele kleine Sektoren ein. In jedem dieser Sektoren standen unterschiedliche Tische und Stühle. Ben steuerte zuerst ein Sofa an, das sich nahe beim Kamin befand; dann schien ihm klar zu werden, dass wir darauf wohl nebeneinandersäßen und er schwenkte um zu einem Tisch für zwei Personen. Auch dort verhielt er sich überaus höflich und korrekt, rückte mir einen Stuhl ab und bat mich, Platz zu nehmen. Seine tropfnasse Jacke hängte er auf einen freien Stuhl dicht an das Feuer, sodass sie bald zu dampfen begann. Ben selbst stellte sich einen Augenblick vor das Kaminfeuer und streckte die Hände in die Wärme, bevor er zu unserem Tisch zurückkam. Ich war froh, auf diese Weise ein bisschen Zeit zu gewinnen, um mich fangen zu können.

Dann setzte sich Ben mir gegenüber. Er wollte wissen: „Habe ich dich eigentlich am Freitagabend wirklich gesehen oder habe ich mir das eingebildet?“

Ich schlug die Augen nieder. „Du hast mich wirklich gesehen.“

„Und warum bist du weggelaufen?“

„Ich habe, kurz nachdem ich dich entdeckt hatte, ein Vollbad in Altbier genommen. Das müsstest du eigentlich auch gesehen haben. Ich war klatschnass und stank wie ein schlecht gewischter Kneipenfußboden. Deshalb bin ich sofort gegangen.“

Ben erwiderte nichts darauf, nickte nur.

Ein Kellner kam. Ben bestellte eine Tasse heißen Tee, ich wieder einen Kakao in der Hoffnung, dass ich glücklicher wäre, wenn ich den ausgetrunken hätte. Schließlich fasste ich mir ein Herz und sah Ben genauer an. „Du siehst schrecklich aus“, stellte ich sehr spontan fest. Er hatte tiefe Schatten unter den Augen und wirkte, als hätte er nach unserer ersten Begegnung mindestens fünf Kilo abgenommen. „Ist alles in Ordnung?“

Ben lachte bitter auf. „Du hast vielleicht einen merkwürdigen Humor! Schließlich hast du mein Leben in Unordnung gebracht. Seit du mir über den Weg gelaufen bist, kann ich nicht mehr vernünftig schlafen. Mir

*schmeckt es nicht mehr. Und du spukst ständig wie ein Gespenst in meinem Kopf herum. Ich weiß nicht einmal, ob das, was ich sehe, eine Halluzination ist. Am Freitag war ich mir da wirklich nicht sicher."*

*„Oh.“ Mehr brachte ich nicht heraus. Seine Liste an Beschwerden schien meiner verblüffend ähnlich. Aber er klang vorwurfsvoll, wütend bis verzweifelt und auch ratlos, während ich wusste, dass er mir fehlte.*

*Ben begann das reinste Verhör: „Hast du mich hypnotisiert?“*

*„Nein.“*

*„Hast du mich sonst irgendwie beeinflusst?“*

*„Nein. Ich habe dich nur einschlafen lassen und dazu habe ich vorher deine Zustimmung bekommen. Du erinnerst dich?“*

*„Hmmm. Hast du mich verhext?“*

*„Ben, was soll das denn heißen? Nein, verdammt noch mal! Glaubst du etwa an Hexen und Zauberer? Ich denke, du studierst Physik!“*

*Ben vergrub sein Gesicht in den Händen und rautte sich die Haare. Es kostete mich mächtig viel Selbstbeherrschung, nicht einfach über den schmalen Tisch zu greifen, um ihm über den tropfnassen Schopf zu streichen. Er sah so furchtbar deprimiert aus.*

*Dann fuhr Bens Kopf wieder heftig in die Höhe: „Natürlich glaube ich nicht an Hexen oder solchen Schnickschnack. Aber, was ich da mit dir erlebt habe, ist schon ein bisschen schwierig zu verstehen und zu verarbeiten, meinst du nicht? Du fegst vier Typen in der Straßenbahn nur mit der Kraft deiner Stimme beiseite. Du bist danach völlig von der Rolle. Ich habe als menschliche Wärmflasche die merkwürdigste Nacht mit einem wunderschönen Mädchen in einem Bett verbracht, die ich mir vorstellen kann. Du erklärst mir, du kannst Ur sprechen, was immer das auch ist – und dann lässt du mich in Tiefschlaf fallen. Was zum Teufel sollte daran so beruhigend sein, dass ich einfach darüber hinweg gehen kann? Was hast du mit mir gemacht?!“*



## Kapitel 48: Dienstag, 2.5. - 18 Uhr 31

Angesichts des Schlamassels, in den ich hier geraten bin, tut es gut, sich zu erinnern. Mein Start mit Ben war schlecht, gewiss, aber ich weiß ja, wie es weiterging. Um das, was ich mit Ben teile, wiederzubekommen, will ich kämpfen. Und ich finde, so langsam wird es Zeit, dass ich damit aktiv anfangen!

Während meiner Dusche habe ich nachgedacht und bin zu dem Schluss gekommen: Ich gehe jetzt in die Offensive. Eine neue Abhöranlage ist anstelle der alten installiert worden, meine Zelle ist wieder hell beleuchtet. Und ich habe beschlossen, ein paar Stunden zu warten, um einigermaßen sicher zu sein, dass der sogenannte Techniker wieder abgerückt ist. Jetzt werde ich das neue Mikro zerstören. Ich gestalte meine Haftbedingungen von nun an mit. Außerdem möchte ich die Voraussetzungen schaffen, ungestört mit Tom sprechen zu können. Wenn mich das eine Fastenkur kosten wird, weil ich dann zur Strafe auf Diät gesetzt werden soll - gut. Dann ist das halt so.

Kaum qualmt es erneut aus dem Schaumstoffüberzug des Mikrofons, geht meine Zellentür auf. Zwei mir unbekannte Männer stürzen herein; der hintere hält eine Waffe im Anschlag, der vordere geht ohne Umstände auf mich los, boxt heftig gegen meine linke Schulter und schnauzt: „Sag mal, spinnst du? Hast du noch alle Tassen im Schrank? Die Anlage ist gerade erst repariert worden.“

Er schlägt wieder zu. Und er trifft gut, das tut mächtig weh.

„Mikrofone will ich hier nicht haben! Und ich will nicht, dass man mich schlägt“, schnauze ich zurück, in dem verzweifelten Versuch, meinen ganzen Schrecken in Wut zu verwandeln.

Der Mann, ein Abziehbild von Bruce und Arnold, was Typ und Kleidung angeht, lacht höhnisch: „Du bist hier nicht in der Position, Wünsche zu äußern! Hast du das immer noch nicht kapiert?“

„Oh doch, ich bin dazu in der Lage und ich bin sogar fähig, meine Wünsche durchzusetzen! Sag mal, bist du nicht eingearbeitet worden, du hohle Nuss?“

Der Kerl holt zum dritten Schlag aus, aber ich lasse es nicht dazu kommen. Auf dem Gesicht seines Kollegen zeigt sich Missfallen - er möchte scheinbar nicht, was hier gerade geschieht, schüttelt leicht irritiert den Kopf - wobei er seine Waffe ein ganz klein wenig sinken lässt, sodass ich aus der Schusslinie komme. Meine Chance. Mein nächster Schrei ertönt.

Der Bewaffnete lässt die Pistole fallen, weil die ihm die ganze Handinnenfläche verbrennt, nachdem ich sie schlagartig aufgeheizt habe. Das Klappern der Waffe auf dem Fußboden und der unwillkürliche Schmerzensschrei des Mannes, der krampfhaft seine versengte Hand mit der Gesunden umfasst, lenken den Mann, der mich zum dritten Mal schlagen wollte, ab. Gut, dass mein Gefängnis klein ist - so kann ich mit nur drei Schritten neben den beiden Kerlen durchtauchen und mit einem Fußtritt die Zellentür schließen.

Sie fahren erschrocken herum und versuchen, die völlig unerwartete und veränderte Situation zu erfassen: Nicht ich bin eingeschlossen - sie sind eingesperrt. Mit mir. Ich schmelze ihnen die Kraft in den Beinen weg und beide gehen zu Boden; auf ihren Gesichtern zeichnet sich Fassungslosigkeit ab. Wenn die wüssten, dass ich in meinem tiefsten Inneren genauso fassungslos bin wie sie!

Noch nie habe ich in dieser Form meine Kräfte so offen, bewusst und aggressiv ausgespielt - und es erschreckt mich, wie unerhört befriedigend sich diese primitive Form der Gewaltanwendung anfühlt. Zwei dieser Rambo-Verschnitte samt Waffen einfach niederzumachen, ihnen statt der Selbstgefälligkeit der Mächtigen Verwirrung und Unsicherheit in die Gesichter zu zaubern, macht auf eine furchtbare Weise Spaß und zufrieden. Gut, dass ich dergleichen nicht mit vier Jahren erlebt habe, sondern dass der Tod von Hollbruck solche Manöver zunächst ausgeschlossen hat!

„Denkt nicht einmal daran, nach der Waffe zu greifen“, warne ich. Und ich versuche, es überlegen wirken zu lassen, dass ich das Schießesien einfach unbeachtet auf dem Boden liegen lasse. Tatsächlich kann ich nichts damit anfangen. Ich habe noch nie eine Pistole in der Hand gehalten. Außerdem wird mir erst jetzt klar, dass ich einfach mächtig Glück hatte, die Waffe nicht so sehr aufzuheizen, dass sich ungewollt

Schüsse lösen. An die Möglichkeit habe ich bei meiner spontanen Aktion gar nicht gedacht. Vielleicht sollte ich doch besser weniger spontan agieren?

So ruhig wie möglich gehe ich rückwärts zu meinem Bett und hocke mich darauf, ohne die zwei Figuren am Boden aus den Augen zu lassen. Die beiden müssen ja nicht wissen, wie viel Energie mich mein Angriff gekostet hat und dass ich es im Augenblick wirklich als angenehm empfinde, mich zu setzen.

„Jetzt habe ich zwei Geiseln“, freue ich mich höhnisch.

„Du glaubst doch nicht...“, fängt der mit der verbrannten Hand an und versucht vergeblich, wieder auf die Füße zu kommen.

Ein tiefer Summton lässt ihn bewusstlos zu Seite kippen. Vollkommen ratlos schaut ihn sein Partner an. Schweißperlen stehen plötzlich auf seiner Stirn. Er weiß nicht, dass ich mich jetzt so dicht am unteren Limit meiner Kräfte befinde, wie eine Schlange, die ein paar Mal zugebissen hat und deren Giftreserven vollkommen aufgezehrt sind.

„Dein Name. Wie heißt du?“, frage ich den Schwitzenden und versuche einfach, ihn damit weiter unter Druck zu setzen. Mir ist danach, ihn vollkommen fertigzumachen. Ich mag es nicht, geschlagen zu werden. „Aber bevor du antwortest, erkläre ich dir besser, dass es keinen Sinn hat, mich anzulügen. Ich kann jede Lüge von der Wahrheit unterscheiden. Lüge und Wahrheit klingen nämlich unterschiedlich. Und dass ich Fachfrau für Stimme und Klang bin, das hast du jetzt kapiert, oder?“

Der Mann nickt widerstrebend. Er befeuchtet mit der Zunge seine Lippen, beißt danach knirschend die Zähne zusammen. Dann erwidert er gepresst: „Ich werde meinen wirklichen Namen nicht einmal unter Folter preisgeben. Dazu bin ich ausgebildet.“

„Und? Bist du auch dazu ausgebildet, Frauen zu schlagen?“, zische ich stocksauer.

Er nickt erneut und sieht nicht so aus, als wäre er gerade sehr glücklich oder stolz in Bezug auf diesen Teil seines Trainings.



„Was hat man dir über mich gesagt?“, will ich wissen.

„Man hat uns nur gesagt, dass...“

In diesem Augenblick geht die Zellentür auf und Tom steht im Raum. Ich muss lachen, denn er ist offensichtlich direkt aus dem Bett hierhergekommen. Seine Augen sind vom Schlaf noch richtig zugequollen, die Haare verstrubbelt. Er trägt ein verknittertes T-Shirt und Boxershorts mit kleinen Palmen drauf.

„Sara, um Himmels willen! Was ist denn hier los?“

Der bewusstlose Wächter rührt sich natürlich nicht, der andere traut sich nicht, auch nur eine Bewegung zu machen, schielt aber hoffnungsvoll zu Tom, der seinen nackten rechten Fuß an der linken Wade reibt, weil er offensichtlich den Zellenboden als unangenehm kalt empfindet.

So selbstbewusst wie möglich erkläre ich: „Ich möchte keine Abhörvorrichtungen mehr in dieser Zelle. Filmen könnt ihr, das ist mir egal. Aber irgendwelche Mikros werden nicht ersetzt. Und diese beiden Clowns haben mich angegriffen. Wussten die es nicht besser?“

„Das werde ich herausfinden. Die sind gekommen, als ich versucht habe, endlich mal zu schlafen“, erwidert Tom gereizt. „Du hast doch nicht etwa ...?“ Er lässt den Satz unvollendet und weist nur fragend auf die bewusstlose Gestalt.

„Nein. Der lebt. Den habe ich nur zu seiner eigenen Sicherheit schlafengelegt, weil er unfähig war, meine Überlegenheit anzuerkennen. Beide Männer werden wohl ein paar Stunden nicht laufen können, denen habe ich so eine Art PDA verpasst“, erkläre ich gönnerhaft.

„Ich nehme an, du hast nichts dagegen, wenn ich sie jetzt nach draußen schaffen lasse, oder?“, schnappt Tom ärgerlich, wartet meine Antwort nicht ab, sondern geht einfach zur Tür und reißt sie wieder auf. „Hier müssen zwei Personen rausgebracht werden! Dalli. Für mich einen Kaffee“, bellte er in den Flur.

Wow, den Ton kenne ich noch nicht an ihm. Tom klingt autoritär und so, als wäre es besser, ihn nicht zu verärgern, solange er der Boss ist.

Im Handumdrehen taucht eine Type im Türrahmen auf, die ich ebenfalls noch nie gesehen habe. Offensichtlich ist die Mannschaft hier größer, als ich mir das vorgestellt hatte.

Während der Fremde sich über den Bewusstlosen beugt, knurrt Tom nur: „Schaff den Blödmann raus und weck ihn da. Wo bleibt mein Kaffee?“

Eine Minute später befinden wir uns allein im Raum. Tom sitzt am Tisch, seine nackten Füße krümmen und strecken die Zehen, als könnte das beim Wachwerden helfen. Weil er unbewaffnet ist, schalle ich ihn spontan ganz kurz. Die Gelegenheit ist einfach zu günstig, obwohl ich schon sehr müde bin.

„Was soll das?“, blafft er mich an.

„Ich wollte nur wissen, ob es dir gut geht“, verteidige ich mich.

„Falls es dich interessiert: Es geht mir nicht gut. Ich bin todmüde, weil ich ganze Nächte mit meinen Vorgesetzten verhandelt habe. Du hast jetzt dafür gesorgt, dass ich nicht mal zwei Stunden am Stück schlafen konnte. Du hast zwei meiner Männer umgenietet und die Abhöreranlage wieder lahmgelegt!“

„Falls es dich trotzdem interessiert: Du bist nur müde und wütend, Tom. Aber du bist kerngesund.“

„Ich weiß, verdammt“, brummt er und klingt immer noch gereizt. Der Kaffee kommt und ist so heiß, dass er sich den Mund daran verbrennt, was seine Laune nicht wirklich verbessert. „Kannst du mir den ganzen Vorfall vielleicht mal erklären?“

Ich versuche, meine Gedanken zu sammeln. Dass ich mittlerweile zu dem Schluss gekommen bin, dass meine Kidnapper mich nicht einfach über den Haufen schießen werden, wenn ich lediglich bocke und keinen ernsthaften Ausbruchsversuch starte, verschweige ich lieber. Also

beginne ich so: „Ich will mich nicht völlig von dir oder sonst jemandem bestimmen lassen. Das lasse ich sonst nicht zu in meinem Leben und hier auch nicht. Ich denke, es ist an der Zeit, dass ich auf eine Art Kooperation bestehe. Ich will hier raus, aber ich nehme an, dazu kann ich euch nicht zwingen.“

Tom reagiert überhaupt nicht, also spreche ich einfach weiter.

„Aber die Bedingungen, wie ihr mich hier gefangen haltet, die kann ich mitbestimmen. Wenn ihr euch nicht an meine Maßgaben haltet, fange ich an, mich zu wehren. Ich gehe gegen Menschen und Material vor, wie und wann es mir passt. Das habe ich gerade getan. Regel Nummer eins: Ich werde von niemandem mehr geschlagen!“

Tom fährt auf: „Wer hat dich geschlagen?“

„Der von den beiden Neuen, der noch bei Bewusstsein war. Kam hier rein gestürmt, als ich das Mikro ausgeknipst habe und verpasste mir zwei Schläge gegen die Schulter.“

„Das tut mir leid. Das hätte nicht passieren dürfen. Er hatte seine Anweisungen, aber entweder hat er sie nicht verstanden oder er wollte sie nicht verstehen.“

„Kann hier etwa jeder machen, was er will?“, erkundige ich mich spöttisch.

Tom schüttelt den Kopf. „Natürlich nicht. Aber versetz dich mal in die Lage einer neunzig Kilogramm schweren, gut trainierten Kampfmaschine, die voll ausgebildet im Nahkampf und noch so einigen Finessen ist. Es ist schwer für so einen Mann zu glauben, dass du mit deinen einundfünfzig oder zweiundfünfzig Kilos eine ernsthafte Gefahr darstellst. Ich nehme an, das hat er aber jetzt begriffen, oder?“

„Hat er“, bestätige ich. Ich bekomme das Grinsen, das die Worte begleitet, einfach nicht aus dem Gesicht.

„Sara, ich kapiere nicht, warum du die Mikrofone ausschalten musstest.“

„Warum? Weil ich zum Beispiel nicht möchte, dass die Geräusche weiterhin aufgezeichnet werden, die ich im Schlaf mache. Daraus könnten findige Leute ja doch irgendwann irgendwelche Rückschlüsse ziehen. Diese Möglichkeit lässt sich für mich einfach nicht ausschließen. Je mehr Tonmaterial euch zum Auswerten zur Verfügung steht, desto schlechter für mich. Und ich möchte, dass wir beide ohne Zeugen miteinander reden können.“

Tom gähnt noch einmal zum Steinerweichen. „Ich verstehe einfach nicht, warum du Ur nicht teilen willst. Das muss doch einsam sein, wenn man mit niemandem in dieser wunderbaren Sprache kommunizieren kann.“

Aha, das hat er also durchaus mitbekommen. „Ist es, Tom. Und diese Einsamkeit bedrückt mich schon mein ganzes Leben. Aber ich habe Angst. Du hast noch nicht einmal den Hauch einer Vorstellung, was ich mit Ur alles anstellen kann. Und das könnte jeder andere, der Ur beherrscht, ebenfalls. Ist ein bisschen wie die Büchse der Pandora – die hätte man auch besser nicht geöffnet. Ich habe einfach Angst, dass Ur in den falschen Händen ganz furchtbar missbraucht wird.“

Plötzlich wachsam beobachtet Tom, wie ich von meinem Bett aufstehe und die Decke herunternehme. Ich halte sie einladend hoch. „Dir ist kalt, ich lege dir das gute Stück mal um die Schultern.“ Als ich mich Tom nähere, spüre ich förmlich seine Anspannung. Er traut mir nicht. „Du kannst dich darauf verlassen, dass ich dich nicht angreife – zumindest, solange du mir keinen Grund gibst.“

Tom brummt so etwas wie: „Danke. Sehr aufmerksam. Aber mich braucht sowieso bald keiner mehr warm zu halten. Die Geschichte hier kostet mich bestimmt Kopf und Kragen. Man wird sich auf der anderen Seite der Tür sicher Gedanken machen, warum ich hier, unbewaffnet und ohne mich zu fürchten, ein- und ausgehe.“

„Aber Boss, kannst du das nicht einfach als fantastische psychologische Leistung deinerseits verkaufen? Du hast es offensichtlich geschafft, mein Vertrauen zu gewinnen!“

Tom sieht skeptisch aus. „Man könnte auch annehmen, du hast erfolgreich begonnen, mein Hirn zu beeinflussen und mich geistig

gekapert. Kannst du das eigentlich? Hast du es bereits getan?" Gespannt sieht Tom mich an, aber ich antworte nicht. Wie sollte ich auch antworten: Lügen ist keine Option und Tom sollte wohl besser nicht wissen, dass ich versucht habe, in ihm Sympathie für mich zu wecken.

Er versucht, noch einen Schluck Kaffee zu trinken, und schlürft geräuschvoll, besteht nicht auf einer Antwort, scheint nicht einmal verärgert oder irritiert zu sein durch mein Schweigen.

Dann fährt er fort. „Ich habe natürlich auch nachgedacht, wie das hier weitergehen könnte. Zwar bin ich aus einer ganz anderen Richtung geistig losmarschiert, aber ich bin eigentlich zu einem ähnlichen Ergebnis gekommen wie du, Sara.“

„Und das wäre?“

„Kooperation. Wir kommen hier nur weiter, wenn du mit uns in irgendeiner Form zusammenarbeitest – und wir mit dir. Du musst dir einfach genau überlegen, ob es Bereiche von Ur gibt, die du preisgeben kannst beziehungsweise willst. Schau mal, wenn du mit uns zusammenarbeitest, wenn du für uns arbeitest, dann können wir dich eigentlich hier rauslassen und diese Zusammenarbeit offiziell werden lassen. Das wollten wir von Anfang an. Wir hatten nur einen totalen Fehlstart. Wir können dir vielleicht helfen und werden dich auf jeden Fall schützen.“

Das Schlimmste an dieser Äußerung ist, dass sie völlig aufrichtig klingt, so als glaubte Tom, er hätte wirklich einen Ausweg für mich, für sich und seine Leute gefunden, bei dem alle gewinnen.

Was er nicht ahnt, ist, dass jemand, der einmal die grundsätzlichen Rahmenbedingungen für Ur begriffen hat, mit keinem Teil davon zufrieden sein wird – der will das gesamte Paket. Außerdem: Wie sollte man Teilbereiche von Ur preisgeben? Man kann Ur nicht portionieren. Ich wüsste jedenfalls nicht wie. Aber es ist wahrscheinlich opportun, zunächst zum Schein auf Toms Vorschlag einzuschwenken, damit er wenigstens das Gefühl bekommt, einmal einen Fortschritt in der ganzen

schrägen Angelegenheit hier erreicht zu haben. Total frustriert nützt er mir nichts.

Also nicke ich - widerstrebend, denn eigentlich bedeutet mein Nicken zumindest eine halbe Lüge und die kann ich nicht ohne Anzeichen von Unbehagen von mir geben. Tom bemerkt das jedoch nicht; er ist offensichtlich zu müde, um wirklich aufmerksam zu sein, und kippt den Rest seines Kaffees hinunter.

Ich kann mir nicht verkneifen zu sagen: „Es war eine gute Idee von mir, die Mikrofone zu zerstören. Sonst hätten wir dieses Gespräch nicht führen können“.

Tom nickt, als er meine Zelle verlässt. Es riecht leicht nach verschmortem Kunststoff, aber das stört mich nicht. Ich bin jetzt ziemlich sicher, dass ich Tom im Grunde auf meiner Seite habe - ein wichtiger Schritt nach vorn.

Wenn man mich nicht aus erzieherischen Gründen wieder auf Diät setzt, sollte demnächst das Abendessen kommen. Ich brauche es dringend, denn meine Energiereserven sind bedrohlich niedrig, seitdem ich auf Ur so aktiv war. Das ist etwas, was auf keinen Fall jenseits der Tür bekannt werden sollte!

Für den Abend kann ich mir keine schönen Träume wünschen. Also versuche ich, mit meiner Biografie weiterzukommen, damit ich meinen Tag sinnvoll zu Ende bringe.



## **Kapitel 49: Dienstag, 2.5. - 19 Uhr 17**

*Wie Ben da so tropfnass und frierend vor mir saß, fühlte ich mich schrecklich schuldbewusst. Ich hatte anscheinend sein Leben durcheinandergewirbelt. Zumindest sah er so aus. Aber andererseits war Schuldbewusstsein fehl am Platze - schließlich litt ich ebenso wie er. Und was hätte ich tun können, um die Situation zu vermeiden? Wie hätte ich erklären sollen, was zwischen uns vorgefallen war, wenn ich nicht lügen konnte? Aber vor allem: Wie sollte ich ihn für mich gewinnen?*

*Also?*

*Flucht nach vorn.*

*Meine Stimme klang in meinen eigenen Ohren ganz fremd, als ich bekannte: „Ben, ich glaube, habe mich in dich verliebt. Mir geht es so wie dir - ich kann nicht essen, ich kann nicht schlafen und nichts macht mehr Freude. Du bist das Gespenst in meinem Kopf.“*

*Ben starrte mich erst ungläubig an. Dann riss er übertrieben weit die Augen auf und erwiderte in einem ätzenden Ton: „Was soll das denn jetzt? Erst veranstaltest du bei mir so eine Art Gehirnwäsche und dann erzählst du mir, dass du mich liebst? Bist du nymphomanisch veranlagt oder hast du eine schräge Wette laufen und deine Freundinnen kichern schon hier irgendwo im Hinterzimmer? Wieso behauptest du, dass du dich in mich verliebt hast?“*

*Ich schluckte. Mein Kopf fühlte sich so an, als würde er gleich in Flammen aufgehen, denn ich war feuerrot geworden. Aber hinter das, was ich gesagt hatte, konnte ich nicht mehr zurück. Schließlich legte ich ein paar Münzen auf den Tisch und stand entschlossen auf: „Du musst wissen, Ben, weil ich Ur spreche, kann ich nicht lügen. Ur ermöglicht keine Lügen, weil die im Widerspruch zur Wirklichkeit stehen. Diesen Widerspruch ertrage ich körperlich nicht. Deshalb kannst du mir glauben, wenn ich dir versichere, dass ich dich nicht in Art einer Gehirnwäsche beeinflusst habe. Ich weiß selbst nicht, warum ich mich in dich verliebt habe, denn ich kenne dich ja eigentlich gar nicht. Vielleicht sollten wir einander einfach erst einmal*

kennenlernen. Ich würde mich freuen, wenn das möglich wäre. Denk drüber nach. Du weißt, wo du mich finden kannst."

Damit drehte ich mich um und ging.

Ich hatte schon mitten in meiner Schulklasse mit entblößtem Oberkörper gestanden und gedacht, das Gefühl von Scham dabei sei nicht zu überbieten - aber jemandem ohne Wenn und Aber seine Verliebtheit zu gestehen und daraufhin unterstellt zu bekommen, man lüge aus Kalkül oder mache gar Witze auf anderer Leute Kosten, empfand ich als noch wesentlich unangenehmer. Noch nie hatte ich mich nackter gefühlt als in diesem Augenblick!

Hinter mir knackte nur das Kaminfeuer, leise Gespräche von den paar besetzten Tischen füllten den Raum mit einem steten Murmeln. Von der Tür trennten mich nur ein paar Schritte.

'Bloß raus hier. Weg!', dachte ich und ging. Bolzengerade und mit durchgedrücktem Kreuz. Aber meine Ohren lauschten angestrengt nach hinten, ob da nicht Geräusche von Stühlerücken, von jemandem, der aufspringt und mir folgt, zu vernehmen wären. Doch ich hörte nichts. Erstaunlich, wie einem so eine Blamage, so eine Enttäuschung den Atem förmlich abschnürt. Ein Strick um den Hals kann nur unwesentlich stärker würgen.

Dann befand ich mich endlich wieder auf dem Bürgersteig. Direkt vor dem Lokal blieb ich stehen und versuchte, endlich tief durchzuatmen. Mein Herz raste.

„Hast recht, Papa, wenn er mich einfach so gehen lässt, ist er ein Idiot!“, murmelte ich leise vor mich hin, in der Hoffnung, wieder das Gefühl zu bekommen, auf festem Boden zu stehen. In diesem Augenblick riss jemand die Tür in meinem Rücken auf und rannte mich fast über den Haufen, als er aus der Kneipe stürmte: Ben.



Irgendwie schafften wir es, uns aneinander festzuklammern, um nicht beide zu stürzen. Die Berührung nahm ich intensiv wahr, sogar durch meine Jacke. Kaum hatten wir mühsam unser Gleichgewicht wiedergefunden, ließ Ben mich los. Ich sah ihn neugierig an. Was käme wohl jetzt?

Es fiel ihm offensichtlich nicht leicht, in Worte zu fassen, was er sagen wollte: „Ich ... Du ... Verdammt! ... mir ist kalt!“

„Und was könnte man dagegen tun?“, bemühte ich mich, ihm weiterzuhelfen.

Ben wrang theatralisch den Ärmel seiner Jacke aus: „Ich muss aus den nassen Klamotten raus! Komm mit. Meine Wohnung liegt nur zwei Straßen weiter. Keine Panik, du bist dort nicht allein mit mir, meine Mitbewohner sind höchstwahrscheinlich alle drei da. Ich würde wirklich gern etwas Trockenes anziehen, sonst sterbe ich an Lungenentzündung, bevor ich die Chance hatte, dich kennenzulernen.“

„Du willst mich wirklich kennenlernen? Mich, die Hexe? Hast du dir das gut überlegt?“

Ben grinste schief. „Die Tage nach unserer ersten Begegnung waren die Hölle. Als ich dich vorhin wiedergesehen habe, das war die Pest. Aber als du gerade gegangen bist, habe ich mich total leer gefühlt. Davor habe ich wirklich Angst!“

Ich ging mit. Meine Nerven flatterten gewaltig: Angst und Freude sind ein merkwürdiges Gemisch.

Bens WG lag in einem Altbau wie aus dem Bilderbuch: Ein Holztreppenhaus führte in den dritten Stock, die Decken waren himmelhoch und mit Stuck üppig verziert, die Wohnung, die Ben schließlich aufschloss, schien riesig! Bevor er jedoch die Tür öffnete, legte ich ihm eine Hand auf den Arm, um ihn zu bremsen, und sah ihm sehr genau in die Augen, als ich ihn bat: „Du musst mir etwas versprechen.“

„Was?“

„Kein Wort zu irgendjemand über das, was ich dir über Ur gesagt habe, klar?“

„Warum?“

„Es ist verdammt schwierig, mit der Gabe zu leben. Und ich bin ziemlich sicher, dass es nicht einfacher wird, wenn alle Welt davon weiß.“

Ben entgegnete nichts. Er nickte langsam, aber nachdrücklich. Was blieb mir übrig, als ihm zu vertrauen? Das Ganze bedeutete für mich sowieso ein Wagnis, mein Einsatz schien mir ziemlich hoch. Gemeinsam betraten wir die Wohnung.

Küche, Bad und Flur wurden von den vier Bewohnern geteilt; ansonsten besaß jeder sein eigenes Zimmer in dieser WG. Aus der großen Küche drangen Licht und Geschirrklappern. Ben schnappte meine Hand und zog mich neben sich in den Türrahmen. Drei Personen drehten sich verblüfft herum, als er unvermittelt in die allgemeine Geschäftigkeit hinein verkündete: „Das ist Sara!“

Ein Bursche mit einer wallenden, lackschwarzen Lockenmähne stach mir mit einem Bündel Nudeln, das er in der Hand hielt, fast die Augen aus und zeterte sofort los: „Die wollen schon wieder Spaghetti mit roter Soße machen! Ich werde hier noch bekloppt! Kannst du kochen, Sara? Sonst brauchst du gar nicht erst reinzukommen!“

„Mensch, Hamid, du bist unmöglich!“, wies ihn eine junge Frau mit einem wenig zimperlichen Ellenbogenstoß in die Rippen zurecht. „Sei doch froh, dass Ben wenigstens mal wieder einen Fuß in die Küche setzt. Der hat fast eine Woche lang so gut wie nichts gegessen.“ Dann wischte sie sich die Hand an einem Küchentuch ab und reichte sie mir: „Hallo Sara, ich heiße Maren. Der Spaghettifeind hier ist Hamid und da drüben am Herd steht Sven.“

„Und? Kannst du kochen? Ich kann keine Tomatensoße mehr riechen, geschweige denn essen“, bohrte Hamid unbeirrt weiter.

Unsicher sah ich Ben an.

Der grinste ermutigend: „Trau dich. Es kann gar nicht schlimmer werden als sonst. Von uns ist keiner in der Lage, vernünftig zu kochen. Deshalb gibt es dauernd Spaghetti mit roter Soße in allen Variationen. Du sorgst in der Küche am besten dafür, dass mal etwas anderes auf den Tisch kommt und ich ziehe mir inzwischen was Trockenes an.“ Damit verschwand er in seinem Zimmer.

Ich räusperte mich verlegen. „Was habt ihr denn im Kühlschrank?“, wollte ich wissen.

Man zeigte mir die Vorräte. Im Kochen war ich bestimmt keine Leuchte, aber daheim hatte ich oft mit meinen Eltern etwas gebrutzelt – schnell gehen und unkompliziert sein musste es immer, denn es gab dauernd Notfälle oder Überstunden in der Praxis. Ich schnappte mir zwei Dosen Thunfisch, Zwiebeln und eine Salatgurke.

„Nudeln nach dem Kochen anzubraten bringt Abwechslung“, riet ich.

Und so saßen wir keine halbe Stunde später in der Küche um den großen, abgewetzten Holztisch herum. In der Mitte stand eine Pfanne mit einem Gemenge aus gebratenen Nudeln, Thunfisch und Zwiebeln. Beim Würzen hatte ich eine glückliche Hand gehabt – es schmeckte. Dazu gab es Gurkensalat.

Hamid verkündete mit vollem Mund: „Ben, lass sie nicht wieder weg. Deine neue Freundin bringt endlich Abwechslung in unsere Küche.“

„Tut mir leid, aber sie ist nicht meine ...“ Ben unterbrach sich kaum merklich und bog den Satz dann unverfänglich ab: „... Küchenhilfe. Und deine schon gar nicht.“

„Na, wenigstens isst du wieder etwas“, stellte Maren mit einem listigen Blinzeln fest, als sie sah, wie Ben Nudeln in sich hinein schaufelte. Vielsagend schaute sie zwischen uns beiden hin und her. Prompt lief ich rot an. Auch mir schmeckte es nämlich zum ersten Mal seit einigen Tagen richtig.

„Dann erzähl uns mal etwas von dir“, nuschelte Sven zwischen seinen Spaghetti hervor.

„Was soll ich denn da erzählen? Ich habe Schuhgröße 38“, wich ich aus.

„Also, vor allem wollen wir natürlich wissen, warum Ben eine Woche gefastet hat wie ein Guru und warum er jetzt tropfnass mit dir hier auftaucht und plötzlich einen Mordsappetit mitbringt. Bist du eine Meerjungfrau und er hat dich aus dem Wasser gezogen?“, stichelte Hamid.

„Du Spinner mit deinen Märchen aus tausend und einer Nacht! Ich habe im Regen auf Sara gewartet“, meinte Ben nur. Und in seinem 'gewartet' lag sehr viel: Sehnsucht, Hoffnung, Verlangen, Neugier, aber auch Skepsis und Unsicherheit. „Deshalb war ich nass.“

„Erzählt mir lieber etwas von euch. Ich bin eigentlich uninteressant, ich gehe noch zur Schule. Stinklangweilig“, versuchte ich ein Ablenkungsmanöver.

„O. k. Aber du siehst nicht uninteressant aus“, behauptete Sven.

Ich weiß nicht, wie lange wir an diesem ersten Abend zusammen in der Küche saßen. Zuerst Futterten wir die Spaghetti - und es tat wirklich gut, einmal wieder mit Appetit zu essen und sich danach richtig wohlig satt zu fühlen. Zum Nachtisch holte Sven Eis aus dem Kühlschrank. Und während wir löffelten, erzählte Hamid, dass er eine Ausbildung zum Elektriker machte und in der Wohnung für alle technischen Fragen zuständig sei. Er zeigte mir stolz, wie er einen altersschwachen Toaster wieder fit geschraubt hatte.

Maren studierte Biologie im dritten Semester. Lächelnd verkündete sie: „Ich bestimme hier die Vorratsschädlinge, wenn meine männlichen Mitbewohner in Urlaub fahren und vorher mal wieder vergessen haben, Lebensmittel ordnungsgemäß zu lagern.“

Sven arbeitete in einem Fahrradladen. Deshalb liefen alle Räder der Wohngemeinschaft tiptop und er hatte immer dunkle Ränder unter den Nägeln.

Irgendwann, es war schon spät, zogen sich nach und nach Sven, Maren und Hamid in ihre Zimmer zurück. Plötzlich waren Ben und ich wieder ziemlich befangen. Was jetzt, wo wir allein in der Küche saßen?

„Eine nette WG“, versuchte ich, das Gespräch weiterzuführen.

„Hmm“, brummte Ben. Er starrte mich an. Unter seinem intensiven Blick wurde ich unruhig.

„Ich mache mich dann mal auf den Heimweg. Morgen früh ist die Nacht vorbei. Leider fängt der Montagmorgen bei mir nicht mit einer Freistunde an. Danke fürs Essen“, plapperte ich so locker wie möglich weiter und stand auf. Ben schnappte meine Hand und zog mich sanft auf meinen Stuhl zurück. Es machte mir merkwürdigerweise nichts aus, fühlte sich nicht unangenehm an, wie er mich festhielt. Das war mir sehr bewusst.

„Hast du mich jetzt besser kennengelernt?“, wollte er wissen und starrte mich weiter an.

Ich nickte und ich musste lächeln, denn Ben hatte sympathisch gewirkt im ungezwungenen Umgang mit seinen Mitbewohnern: Er besaß Sinn für Humor, eine eigene Meinung, konnte zuhören, aber auch selbst lebhaft erzählen. Seine Stimme klang offen und ehrlich – keine negativen Untertöne; das festzustellen, bedeutete mir viel. Die vier Menschen, die hier zusammenlebten, waren wirklich Freunde. Es hatte mir gefallen, dabei zu sein, ein bisschen dazuzugehören. In Bens Frage schwang eine große Dringlichkeit mit. Meine Antwort schien ihm sehr wichtig.

„Und du? Kennst du mich jetzt auch ein bisschen besser?“, musste auch ich wissen.

Ben lachte und nickte dabei: „Ja! Das war ein netter Abend. Ich fand, dass du gut in unsere kleine Hausgemeinschaft passt. Die anderen mögen dich. Das bedeutet mir eine Menge. Jetzt weiß ich, dass du nicht nur sympathisch bist. Ich könnte mich ja irren. Du kannst dich übrigens sehr gut ausdrücken. Wenn du erzählst, sehe ich Bilder. Und ich weiß jetzt, dass du nicht nur andere Menschen mit deiner Stimme niederknüppeln kannst. Du bist immer noch schön. Du hast

*offensichtlich weder Hamid noch Sven in die Hosen pinkeln lassen, noch ihnen einen Liebeszauber verpasst. Nur mir."*

*"Ich habe doch nie...", fuhr ich auf.*

*"Scht. So langsam glaube ich das", unterbrach Ben mich und stand auf. Ein ganz tiefes Vibrato in seiner Stimme versetzte mich in Alarmbereitschaft: Seine Hormone kochten unter der äußerlich ruhigen Oberfläche. Ganz langsam griff er meine Hand und zog mich von meinem Platz dicht zu sich heran, ganz dicht; immer noch wie in Zeitlupe legte er dann seine Arme um mich, seufzte auf einmal tief und sein Kopf schmiegte sich unter meinem Haar mit dem Gesicht an meinen Hals. Den Kopf so zu beugen, mit seinen Augen meine loszulassen, das bedeutete, dass jetzt alles von mir abhing, davon, wie ich reagieren mochte. Du lieber Himmel - Ben überließ mir voll und ganz die Entscheidung, wie das hier weitergehen sollte.*

*Ich stand stocksteif. Alle möglichen Gedanken schossen mir durch den Kopf - die Erinnerungen an Sam und die an den Morgen in meinem Bett, nachdem ich Ben gerettet hatte, stritten heftig miteinander.*

*"Musst du wirklich nach Hause?", fragte Ben schließlich und die Intensität in seiner Stimme rührte mich.*

*"Ich ... Ich weiß nicht. Ich habe ... keine Erfahrung ... mit Männern." Was für ein Geständnis! Ging es eigentlich noch ungeschickter? Noch peinlicher? War ich die letzte achtzehnjährige Jungfrau in der Stadt?*

*Ben hielt mich auf Armeslänge von sich weg, um mir doch wieder in die Augen sehen zu können, als er sagte: "Ich will nur bei dir sein. Mehr nicht. Du füllst, was leer ist in mir."*

*Das war Lüge und Wahrheit.*

*"Du hast zumindest ehrenwerte Absichten", korrigierte ich ihn. Ich musste gegen meinen Willen schmunzeln. Ben wollte sich zurückhalten, aber sein Körper teilte mir etwas ganz anderes mit. Ob sein Kopf den im Griff haben würde? Es klang nicht danach.*

Mit einem Mal spürte ich überdeutlich, dass mir das egal war. Einerseits war ich neugierig. Dazu kam, dass ich ganz überrascht feststellen musste, dass Bens Erregung furchtbar ansteckend wirkte - wie ein Funke, der von einem Brandherd zum nächsten springt. Das hatte ich nicht geahnt. Dass Feuer sich so angenehm, so verlockend anfühlen konnte! Außerdem musste ich mich, um mich sicherer zu fühlen, nur daran erinnern, dass Ben nichts gegen meinen Willen tun konnte - falls ich wusste, was ich wollte.

Ben nahm mich mit in sein Zimmer: Es war wirklich nicht viel größer als meine Wohnung, aber viel höher! Ein Hochbett klebte noch nicht einmal unter der Decke, schwebte aber weit über einem klotzigen Schreibtisch, so hoch erstreckte sich der Raum. Sofa, Couchtisch, Regale voller Bücher, Kleiderschrank. Nichts stand rechtwinklig herum, aber mir quoll auch kein knöcheltiefer Staub samt leer gefressenen Pizzakartons oder getragenen Socken entgegen. Über dem Schreibtisch hing an einer Pinnwand eine Zeichnung: Ich erkannte mich selbst auf dem Blatt! Fragend sah ich Ben an.

Er zuckte mit den Schultern: „Du hast in meinem Kopf herumgespuht. Wenn ich in Physik keinen Abschluss schaffe, dann werde ich eben Straßenmaler.“ Dann, ohne wirklich Pause, fragte er übergangslos: „Darf ich dich küssen?“

Ich nickte.

Danach ist meine Erinnerung wie mit Nebel verschleiert. Bens Lippen fühlten sich warm an, sehr weich. Küssen muss offensichtlich niemand lernen, das kann man, wenn man wirklich will. Und ich wollte. Ich wollte auf einmal alles.

Damals mit Sam war ich noch lange nicht so weit gewesen: Es hatte mich auf dieser verflixten Klassenfahrt unglaublich erschreckt, so deutlich zu fühlen, dass mich ein Mann festhielt, als er mich an sich presste. Jetzt lag der Fall ganz anders. Alle in meiner Klasse außer mir schienen Erfahrungen mit Sex zu besitzen - bloß ich nicht. Und ich wollte jetzt wissen, wie das war, mit einem Mann zu schlafen. In Sam

war ich verliebt, fühlte mich zu ihm hingezogen, ohne dass ich je näher hatte erklären können, wieso. Für Ben dagegen empfand ich - viel mehr.

Mit einer sehr besitzergreifenden Bewegung zog auch Ben mich an sich, an seinen Körper - fast empfand ich die Situation wie damals, aber eben doch ganz anders. Alles in mir war auf Sturm gestellt und trotzdem genoss ich es ganz bewusst, mich einfach hingeben zu können, die ewige Kontrolle abzustreifen, mich vollkommen in diesem Augenblick und seinen atemberaubend aufregenden Gefühlen zu verlieren.

Ich hatte keine Ahnung gehabt, dass ein Kuss einem die Beine einknicken lassen, dass mich das Gefühl von Bens Hand, die meine Taille umspannte, in Wachs verwandeln konnte. Ich legte mich förmlich wie eine zweite Haut auf Ben, wollte ihn und seinen Körper mit meinem Körper so vollständig spüren wie möglich. Als er zum ersten Mal sanft meine Brust streichelte, fuhr mir das Echo dieser Berührung wie eine warme Welle zwischen die Beine. Huch! Ich hatte meinen Körper noch nie so wahrgenommen wie in diesem Augenblick.

Völlig irritiert war ich, als Ben sich plötzlich mit einem tiefen, widerstrebenden Seufzer von mir löste.

„Was?!“, fragte ich voll Ungeduld und Unverständnis darüber, dass er den Rückwärtsgang eingelegt hatte. Splitternackt bis auf seinen linken Stumpf fummelte er in verschiedenen Schubfächern seines Schreibtisches herum.

„Ich suche Kondome. Schließlich bin ich ein verantwortungsbewusster Mensch“, erklärte er mit einem leicht verlegenen Lachen.

„Lass das. Brauchen wir nicht“, erwiderte ich und streckte ungeduldig die Arme nach ihm aus, obwohl es auch seinen Reiz hatte, ihn endlich ganz zu sehen und nicht nur zu fühlen. „Ur ist in mancher Hinsicht sehr praktisch. Ich bekomme nicht einmal einen Schnupfen, wenn ich nicht will. Deshalb kann ich auch sicher sein, dass ich nicht schwanger werde oder mir eine Krankheit einfange.“

„Tatsache?“



*„Tatsache! Und jetzt komm zurück zu mir. Bitte!“*



## **Kapitel 50: Mittwoch, 3.5. - 1 Uhr 08**

*Ich wusste nicht, dass es tatsächlich Überschneidungen zwischen Ur und der menschlichen Sprache gibt. Das habe ich erst in dieser ersten Liebesnacht erfahren. Ich nehme mal an, dass das Lautrepertoire zweier Liebender international ist - und einiges davon ist reinstes Ur! Allerdings fehlen die Raum- und Zeitkoordinaten. Das Ur der Liebe gilt offenbar für ein Hier und Jetzt, also gleichzeitig überall und nirgends. In der Liebe sind Ort und Zeit so nebensächlich, dass sie nicht benannt werden müssen. Was für eine Erkenntnis!*

*Nimmt man dem Menschen also seine ganze Kultur, seine nationalen Eigenheiten, seine Erziehung und lässt reine Emotion sprechen, dann kommt Ur dabei heraus. Auf eine bestimmte Art kommt mir das nicht wirklich erstaunlich vor. Ur ist reine Sprache, sozusagen die Essenz aller Kommunikation, weshalb sollte da die wortlose Sprache der Liebe nicht mit Ur identisch sein? Offensichtlich ist es keiner Kultur gelungen, diese Sprache der Liebe für sich zu vereinnahmen.*

*Was für eine Nacht! Am Montagmorgen klingelte bei Ben und mir kein Wecker - und wenn einer geklingelt hätte, den hätten wir glatt überhört. Wir beide waren froh, dass alle Mitbewohner der WG schon das Haus verlassen hatten, als wir am späten Vormittag ins Bad tappten. Das Duschen in der altertümlichen Badewanne mit ihren lustigen Löwenfüßen verlief abenteuerlich, weil das Ding elend rutschig war.*

*Bens Vorschlag: „Setz dich. Ich seif dich ein“, machte die Sache nicht wirklich besser, denn das führte pfeilgerade zurück in sein Bett. Immerhin schafften wir es diesmal bis ins Bett und landeten nicht wieder auf dem Teppich vor dem Sofa.*

*Ziemlich zerknittert, aber warm vor Glück saßen wir schließlich am Frühstückstisch. Ben rief in meiner Schule an, gab sich für meinen Vater aus und versicherte, ich hätte wohl am Wochenende etwas Falsches gegessen und käme voraussichtlich am Dienstag wieder zum Unterricht.*

„Noch so eine Nacht und ich bin fertig für den Rest der Woche“, kicherte ich.

„Wäre das so schlimm?“, wollte er wissen.

Ich schüttelte den Kopf. „Sex macht wirklich Spaß. Ich habe ja gedacht, Sex würde überbewertet, aber es fühlt sich bisher nicht danach an.“

„Du redest nicht lange drum herum, oder?“

„Stört dich das?“

Ben strich mir ganz sanft über die Wange. „Nein. Das ist zwar ziemlich ungewohnt bei einem Mädchen. Aber du bist ja auch ein ungewöhnliches Mädchen.“

So fing mein Leben mit Ben an.

Wir liebten uns und genossen einander – wirklich gründlich!

Wir gingen ins Kino. Machten Spaziergänge. Hörten gemeinsam Musik.

Wir verbrachten sehr, sehr viel Zeit mit seinen Freunden in der Küche der WG. Oft wurde nächtelang diskutiert, manchmal spielten wir Gesellschaftsspiele und hatten fruchtbar viel Spaß. Gemeinsam mit den anderen zu kochen und zu essen, das mochte ich sehr.

Wir gingen mit Jule und Jonas aus.

Meine Eltern nahmen mit einem wissenden Lächeln zur Kenntnis, dass es mir besser ging, und hielten sich erstaunlich weit und dezent im Hintergrund.

Gemeinsam machten Sven und Ben aus meinem Fahrrad einen Renner. Ich sorgte dafür, dass Maren ihre Migräne vor Klausuren durch Kopfmassage loswurde – zumindest dachte sie das und achtete nicht darauf, dass ich beim Massieren vor mich hin summete. Und Hamid wunderte sich, dass ich sein arabisches Gemurmel verstand, wenn er sich vor der Küchenarbeit drücken wollte.

Die Schule litt schon ein wenig unter meiner neuen Freundschaft. Ich fühlte mich oft bei Unterrichtsbeginn schauderhaft müde. Mein Ansehen in der Jahrgangsstufe stieg, als allgemein bekannt wurde, dass 'Sara mit einem Studenten zusammen ist'. Die grundsätzlichen Regeln in Sachen Statussymbol hatten sich seit Sabrinas erstem Freund offensichtlich nicht geändert.

Jule fragte mir beinahe Löcher in den Bauch, was Ben anging. Ich erzählte ihr viel, aber bei Weitem nicht alles. Wie hätte ich Jule auch davon berichten können, dass Ben nach unserer dritten oder vierten gemeinsamen Nacht gestand: „Nicht, dass ich bisher so viele Frauen gehabt hätte. Aber du bist einfach ... Ich kann das gar nicht in Worte fassen. Weißt du Sara, wenn es wild wird zwischen uns beiden, schnurrst du wie eine Katze!“

„Ach du lieber Himmel! Das soll nicht wieder vorkommen, ich verspreche es“, erwiderte ich erschrocken.

Ben schüttelte heftig den Kopf. „Nein, das ist ja gerade das Tolle - wenn du so summst, das ist unbeschreiblich. Das überträgt sich irgendwie auf mich. Und dann - oh, Mann ...“, endete er vage und zog nur die Augenbrauen hoch. In diesem Moment war ich wirklich froh, dass ich ihn auch dann verstand, wenn er nicht beschreiben konnte, was er fühlte.

Wir lernten einander wirklich kennen. Körper, Stimmungen, Vorlieben, Abneigungen, Gewohnheiten.

Manchmal stritten wir. Ben beobachtete mich scharf. Immer schien er ein ganz klein wenig auf der Hut zu sein, ob ich ihn nicht doch vielleicht manipulierte.

„Warum machst du das? Vertraust du mir nicht? Ich liebe dich doch“, stellte ich ihn zur Rede.

„Ich weiß. Aber du kannst mit deinem Ur Macht über mich ausüben. Du kannst mich beeinflussen, wahrscheinlich sogar, ohne dass ich es merke. Das macht mich immer wieder unsicher“, hielt er dagegen.

Lange fiel mir nicht ein, was ich darauf antworten sollte. Aber dann endlich wusste ich, was dagegenhalten konnte: „Ich spreche Ur, ja, und ich könnte Macht über dich ausüben, wenn ich wollte. Aber ich tue es nicht, weil ich dich liebe. Sieh es doch mal so - du bist einfach physisch stärker als ich. Du kannst mich am ausgestreckten Arm verhungern lassen, wann immer du willst. Aber du tust es nicht. Ich hoffe, das ist so, weil du mich liebst. Das ist doch dasselbe, oder?“

Ben schwieg. Nach einer Weile murmelte er leise: „Aber wer sollte dich denn mit physischer Gewalt bedrohen, Sara? Ich habe gesehen, wozu du fähig bist.“

Diese Unsicherheit blieb in unserer Beziehung gegenwärtig - obwohl wir einander liebten, viel Spaß miteinander hatten, gemeinsame Interessen entdeckten.

Nicht ohne meine Eltern vorher um Zustimmung zu bitten, fuhren wir sogar zusammen in Urlaub - aber ein Hauch Misstrauen blieb. Ben traute mir wegen des Potenzials von Ur nicht völlig und ich war enttäuscht, eben weil Ben mir nicht voll und ganz vertraute.



## Kapitel 51: Mittwoch, 3.5. – 6 Uhr 49

Die Nacht ist schnell vorübergegangen. Immerhin habe ich nicht die ganze Zeit geschrieben, sondern auch mehrere Stunden geschlafen. Die Erinnerungen führten mich an viele schöne Orte und Begebenheiten mit Ben zurück, viel zu viele, als dass ich die alle hätte zu Papier bringen können. Das war bittersüß – denn rückblickend ist mir aufgegangen, wie oft ich bisher einfach verdrängt habe, dass er mich immer beobachtete – mit einem schrägen, ganz speziellen Blick, der prüfend auf mir ruhte. Waren seine Zweifel wirklich immer präsent?

Als die Tür zu meiner Zelle aufgeht, habe ich mich bereits mithilfe eines kleinen Liedchens wieder locker gemacht, alle Verkrampfungen und die Erschöpfung, soweit möglich, bekämpft. Ich bin nach den chaotischen Erfahrungen des Vortages einigermaßen wach und sehr aufmerksam! Aber diesmal sind es bekannte Gesichter, die – leider wortlos – das Frühstück servieren: Arnold und Muck.

Was ich allerdings aus dem Hintergrund – Flur oder Nebenzimmer, Arnold steht geschickt absichtlich mitten im Bild – höre, ist völlig neu: Eine mir bisher unbekannte, leicht schnarrende Frauenstimme erklärt: „Blödsinn! Verhörtechniken sind mein Fachgebiet. Wir gehen kein Risiko ein bei meinem Plan.“

Toms Antwort klingt wütend und äußerst besorgt zugleich: „Wir werden sie verlieren. Das garantiere ich dir. Wir werden sie verlieren!“

Dann schließt sich die Tür wieder.

Während ich ein sehr gelungenes Rührei gabele, lasse ich diesen Gesprächsfetzen Runde um Runde in meinem Kopf immer wieder im Kreis laufen. Wer ist diese Frau? Sie klingt selbstbewusst bis zur Arroganz, befehlsgewohnt, autoritär. Eine heftige Schwingung von Aggression unterlegt ihre Äußerungen. Sie ist auf Angriff programmiert. Wer außer mir könnte hier das Ziel sein? Oder hat sie einen völlig anders

begründeten Streit mit Tom? Habe ich sie bisher lediglich nicht gehört und gesehen? Ist sie neu hier eingetroffen?

Könnte sein, denn wer auch immer hinter Tom steht, ist wahrscheinlich mit dem bisherigen Ergebnis in meinem Fall nicht zufrieden. Wenn die Mannschaft nicht punktet, tauscht man ja gern den Trainer aus.

Tom klang wütend und hatte wirklich Angst. Was könnte er mit dem zweimal wiederholten Satz 'Wir werden sie verlieren' meinen?

Etwas?

Jemanden?

Mich?!

Das Gespräch wurde auf Englisch geführt. Was sagt mir das?

Plötzlich beschleicht mich das Gefühl, dass es keine gute Idee war, schon wieder die halbe Nacht durchzuschreiben. Wahrscheinlich sollte ich besser hellwach sein. Aber ich konnte mich einfach nicht losreißen von den überwiegend guten Bildern der Erinnerung. Gehorsam esse ich alles auf, was man mir zum Frühstück serviert; meine Energiespeicher brauchen dringend Nahrung. Hoffentlich bemerkt niemand, wie unglaublich viel Zucker ich in meinen Tee schaufle! Ich versuche, die wiederholte Bewegung des Teelöffels einigermaßen unkonzentriert aussehen zu lassen, etwa so, als hätte ich einfach unbewusst gehandelt.

Sieben Uhr und neunundvierzig Minuten. Wieder öffnet sich die Zellentür.

„Du kannst jetzt unter die Dusche“, verkündet Arnold.

Eine unterschwellige Anspannung klingt aus seiner Stimme.

Warum? Weil ich gestern seine Kollegen niedergemacht habe? Weil etwas in der Luft liegt?

Ich habe keine Ahnung. Ur hat eindeutig Grenzen.

Ich nehme meinen Block an mich und verlasse die Zelle, biege in das kleine Badezimmer ab, als man mich dazu auffordert. Arnold schließt die Tür hinter mir. Die Betriebsleuchte der Kamera blinkt dieses Mal. Ich seufze. Aber irgendjemand hat ein Einsehen gehabt und wenigstens einen blauen Plastikvorhang vor der Duschtasse aufgehängt. Das ist immerhin etwas.

Mit dem Rücken zur Kamera ziehe ich mich aus, ohne zu zögern - bloß keine Schwäche zeigen. Erst einmal duschen. Meinen Block klemme ich etwas aufgerollt einfach oberhalb des Duschkopfes zwischen die Stange, an der die Brause auf und ab bewegt werden kann, und die Wand - so wird nichts nass und ich habe trotz des Vorhanges mein Werk immer im Blick. In dem herabrieselnden Wasser bin ich ebenso blind und taub wie eine Fledermaus bei Regen, kann also nichts von dem wahrnehmen, was außerhalb der Duschtasse passiert; da ist es mir lieber, meine Notizen dicht bei mir zu behalten.

Es tut gut, sich das warme Wasser über den Körper rieseln zu lassen, es entspannt und macht mich gleichzeitig wacher. Gerade, als ich nach dem Shampoo greife, bewegt sich der Duschvorhang und klebt plötzlich an meinen Beinen. ‚Blödes Ding‘, denke ich noch, dann spüre ich einen heftigen Stich im Rücken!

Was ist das? Ich fahre herum wie ein Brummkreisel. Dabei ziehe ich den Duschvorhang erstaunlicherweise mit - und es piket noch einmal in meinem Rücken: Durch die Bewegung habe ich eine Spritze aus meiner Haut gerissen. Jemand hat mir durch den Vorhang hindurch eine Injektion in den Leib gejagt! Leise klappernd fällt mir die Spitze mitsamt einem kleinen, aus dem Duschvorhang stammenden Plastikfetzen vor die Füße. Der Kolben der Spritze ist komplett eingedrückt; was immer sich also darin befand, habe ich jetzt im Körper. Bei dem Sichtschutz vor der Dusche handelte es sich demnach nicht um ein freundliches Zugeständnis an mein Schamgefühl, der Vorhang hat es jemandem möglich gemacht, ungesehen so dicht an mich heranzutreten, dass man mir eine Injektion geben konnte. Und ich bin mir so sicher gewesen, dass ich das verhindern kann! Wie naiv ...



Plötzlich sehe ich unscharf, die Knie werden wacklig. Ich soll wohl wieder narkotisiert werden. Panik überflutet mich. Jetzt weiß ich, was Tom mit seinem: ‚Wir werden sie verlieren!‘, gemeint hat. Wie gut er gelernt hat, mich und meine Reaktionen einzuschätzen! Verdammt!

Mir steht jetzt nur noch ein einziger, mein letzter Weg offen. Tom scheint gewusst zu haben, dass ich so reagieren werde.

Weiß der Teufel, welche Drogen die sogenannte Verhörspezialistin mir hat geben lassen. Meine Gedanken werden jedenfalls zäh. Die Wand scheint an meinem Gesicht emporzukriechen. Oder rutsche ich an der Wand abwärts?

Als Arnolds Hände mich aus der Dusche ziehen, setze ich mit einem verzweiferten Schrei meinen Block in Brand. Befriedigt sehe ich in schlierigen, ausgefransten Bildern, wie es zwischen Wand und Stange plötzlich hell lodert. Arnold hat alle Hände voll mit mir zu tun, Muck kommt in dem engen Raum nicht wirklich schnell an ihm vorbei, um von meinen Aufzeichnungen zu retten, was er retten soll. Gut so.

Jetzt muss ich mein Herz auf null setzen, werde bald wissen, was die Stimmen von drüben meinten, als sie mit mir während meiner Komazeit über eine Welt sprachen, die kein lebendiger Mensch kennt. Ich muss unwillkürlich lächeln - ‚bald‘ ist ein Wort, das an der Grenze zur Zeitlosigkeit, zur Ewigkeit sehr unpassend wirkt. Eile ebenso. Dabei habe ich es eilig, um handlungsfähig zu bleiben, denn ich spüre, wie meine Kräfte rapide nachlassen, weil ich mich bemühe, die Wirkung des Narkosemittels zu umgehen. Ich brauche Reserven, um mein Herz anzuhalten.

Merkwürdig - ich war mir so sicher, keine Angst vor diesem Schritt zu empfinden, aber ich fürchte mich. Trotzdem wage ich es: Mit letzter bewusster Kraft dämpfe ich meinen Herzschlag weg. Ich bin überrascht. Offensichtlich ist es viel, viel schwerer, das eigene Herz am Schlagen zu hindern, als ein Fremdes anzuhalten. Aber ich stoppe mit aller Macht meinen Herzschlag.



## Kapitel 52: ...

Ich kann mich selber sehen! Ich stehe im wortwörtlichen Sinn neben mir und betrachte mich und meinen Körper von schräg oben. Was für eine erstaunliche Erfahrung!

Ich liege splitterfasernackt mitten in einem Korridor auf dem Boden. Die Farbe des Bodenbelags kenne ich - es ist dieselbe wie in meiner Zelle. Mehrere Leute stehen um mich herum, ein paar sind mir bekannt, zum Beispiel Arnold und Muck. Muck hält seine Hände ganz merkwürdig von sich weg - wie eine Frau, die Nagellack trocknen lässt und sicherstellen will, dass nichts ihre Finger berührt. Es sieht albern aus. Unangemessen irgendwie. Doch seine Finger sind mit Brandblasen übersät. Ich kann verstehen, dass es vermeiden will, dass sie einander berühren. Es muss höllisch wehtun.

Alle Personen im Flur stehen gebeugt und starren auf meinen Körper.

Wie unangenehm!

Tom kniet daneben.

Er küsst mich.

Was soll das?

Frechheit!

Nein, er macht Mund-zu-Mund-Beatmung, denn jetzt setzt er die Hände auf meine Rippen und drückt sie rhythmisch nach unten. Dabei schreit er jemanden abgehackt im Takt seiner Bewegungen an: „Ich hab´ es vorhergesagt! Ich hab´ es dir mehr als einmal gesagt. Wir werden sie verlieren. Verhörspezialistin? Dass ich nicht lache! Hier nützt kein Spezialist was. Sara ist einmalig. Glaubst du mir jetzt? Da kannst du mit deinen bisherigen Erfahrungen einpacken!“

Vordergründig hört sich seine Stimme unglaublich wütend an. Darunter klingen nackte Verzweiflung und eine große Trauer mit. Dann beugt er sich wieder über meinen Mund und bläst Luft hinein.

Die Verhörungsspezialistin scheint nicht daran interessiert zu sein, was hier weiter geschieht. Sie verschwindet in einem Nebenzimmer. Gut so, denn sie sieht ebenso unsympathisch aus, wie ihre Stimme klingt. Ich will sie nicht in meiner Nähe haben.

Wieso eigentlich Nähe?

Was bedeuten räumliche Größen jetzt für mich?

Was bedeutet *jetzt*?

Wo sind die Stimmen, die Ur sprechen und die ich jenseits des Lebens erwartet habe?

Es bleibt ruhig. Ich nehme nichts wahr, abgesehen von den Geräuschen, die die Personen auf dem Flur verursachen. Diese Ruhe macht mich noch unsicherer, als ich mich ohnehin schon fühle.

Ich war völlig überzeugt davon, drüben erwartet, freundlich aufgenommen, geleitet zu werden, wenn mein Herz nicht mehr schlägt, was immer *drüben* auch bedeuten mag. Aber ich bin allein.

Wohin soll ich mich wenden? Wo ist das wunderbare, helle Licht, von dem ich schon so oft gelesen habe? Was soll, was muss ich jetzt eigentlich tun? Ist überhaupt Aktivität meinerseits nötig oder möglich?

Ich weiß es nicht.

Das hier hatte ich mir vollkommen anders vorgestellt. Sind denn meine Erinnerungen an die Zeit im Koma total verkehrt? Jenseits meines Körpers hätte mich doch jemand erwarten sollen.

Oder?

Meine Angst wächst. Das Bedürfnis etwas zu tun, wird immer dringlicher.

Etwas tun!

Was könnte das sein? Ich empfinde es auf einmal als unglaublich beklemmend, dass ich mich nicht mehr spüre.

Wie soll ich etwas tun, wenn mir mein Körper nicht mehr zur Verfügung steht? Das funktioniert doch gar nicht - oder? Diese Körperlosigkeit scheint nicht neue, unbegrenzte Möglichkeiten zu eröffnen, sondern mich vielmehr aller Möglichkeiten zu berauben.

Was, wenn ich verloren gehe, weil ich jetzt etwas Falsches tue?

Die Zeit läuft, läuft ab, ich spüre, dass die Zeit irgendwie gegen mich arbeitet.

Ich bin zutiefst erstaunt, als mir klar wird, dass ich immer noch in vollkommen irdischen Kategorien wie Zeit, Raum und Handeln denke. Warum hat das nicht vollkommen seine Bedeutung verloren, als ich mein Herz angehalten, als ich meinen Körper getötet habe?

Panik durchströmt meine Seele.

Woher kommt bloß das grauenhafte Gefühl, förmlich erdrückt, erwürgt zu werden, nachdem ich das Atmen ein für alle Mal aufgegeben habe?

Schließlich ist der Rückzug in meinen Körper der einzige Weg, der mir offen erscheint, das einzige Ziel, das ich in meiner grenzenlosen Verwirrung ausmachen kann. Ich weiß einfach nicht, wo ich sonst hinsoll: Mit einem tiefen, keuchenden Atemzug ströme ich dorthin zurück, wo mein Körper auf dem Boden liegt.

Sofort ist Schmerz da, denn Tom drückt wieder auf meine Rippen. Und er ist nicht zimperlich dabei: Das tut furchtbar weh!

Ich will mich wehren, will ihn mit den Armen von mir wegstoßen, mithilfe von Ur auf Distanz bringen. Ich habe ihn wahrhaftig nicht aufgefordert, meinen nackten Körper zu betatschen! Zu meiner Verwunderung gehorchen mir die Arme aber nicht. Und anstelle des Fluchs auf Ur kommt nur ein verschwommenes Stöhnen, nicht viel mehr als ein tiefes Ausatmen. Ich bin so hilflos!

Entsetzt schaue ich in Toms Gesicht, das ganz dicht über meinem schwebt, weil er immer noch neben mir auf dem Boden kniet. Immerhin

hört er damit auf, zu versuchen, mir die Rippen zu brechen, als ich stöhne.

Knapp kommandiert er, ohne meinen Blick loszulassen: „Sie atmet wieder. Decken her. Sie ist nass, steht unter Schock und kühlt völlig aus! Schafft so schnell wie möglich einen unserer Internisten hierher. Und Wärmeflaschen oder Heizdecken.“

Ich kann nur hören, was er sagt, keinen Unterton, keinen Hintersinn. Nur die Oberfläche seiner Sprache. Undurchdringlich. Hart. Ohne Tiefe.

Wo sind meine besonderen Fähigkeiten?

Eine unglaubliche Mattigkeit lässt meine Augen zufallen.

Tom schüttelt mich, viel zu heftig, um sanft zu sein. „Sara? Hörst du mich? Bleib wach, verdammt noch mal, schau mich an! Mach schon! Schau mich sofort an! Hey! Augen auf!“

Wie überaus lästig! Was ist das überhaupt für ein Kasernenhofton? Der passt mir nicht. Ich will Tom das auch sagen, mich beschweren, bekomme aber kein Wort über die Lippen.

Das ist ganz, ganz schlecht! Zäh formt sich in mir der Gedanke: 'Wenn ich Ur nicht sprechen kann, wenn ich nur noch die Oberfläche von Sprache wahrnehme, dann bin ich völlig ausgeliefert. Das war in meinem ganzen Leben noch nicht so. Ich bin total wehrlos.'

Vielleicht befand sich Ben ja im Recht, als er mich immer so scharf beobachtet hat. Vielleicht besaß Ur ja einen ständigen Einfluss auf ihn und mich, auf unsere Beziehung, selbst wenn ich es nicht aktiv eingesetzt habe? Jedenfalls fühle ich mich zutiefst verunsichert und verängstigt, jetzt, wo ich nicht auf meine besonderen Fähigkeiten zurückgreifen kann.

Es ist so schwer, Gedanken richtig zu packen zu bekommen! Sie schwingen und schweben einfach auf mich los. Wie zum Teufel komme ich ausgerechnet jetzt auf Ben? Der hat hier gar nichts zu suchen.

Arnold erscheint mit einem Bündel Wolldecken. Tom löst meinen Oberkörper endlich von diesem elend kalten Fußboden ab und wickelt ihn in die Decken ein, dann macht er dasselbe mit meinen Beinen. Ich kann noch nicht einmal zittern, obwohl die Kälte mich vollkommen mit einem ekelhaften Gefühl irgendwo zwischen Schmerz und Taubheit durchdringt. Mir ist plötzlich klar: Auch Zittern erfordert Kraft – und ich habe keine, überhaupt keine. Schließlich hebt Tom mich hoch und trägt mich durch den kleinen Flur zurück in meine Zelle. Für einen kurzen Augenblick erinnere ich mich an den Moment des sorglosen, erfüllten Getragenwerdens durch Sam. Ich muss traurig lächeln und meine Augen wollen nichts mehr sehen, sie beginnen zu weinen. Ich schließe sie wieder.

Tom legt mich auf eine weiche Unterlage. Mein Bett?

„Sara! Mach die Augen auf. Bald kommt ein Arzt, der bringt dich wieder auf die Beine. Los! Streng dich an!“

Zwei Hände legen sich sehr warm um mein eiskaltes Gesicht. Ganz sanft wird mein Kopf hin und her bewegt. Diesmal schüttelt er mich wenigstens nicht. Gequält schlage ich die Augen wieder auf. Er soll mich endlich in Ruhe lassen!

„Hier, Boss. Heizdecken oder Wärmeflaschen haben wir nicht. Ich habe ein paar Colaflaschen mit heißem Wasser gefüllt. Die tun es fürs Erste auch.“ Arnolds Stimme. Und er spricht plötzlich ein astreines, amerikanisch gefärbtes Englisch. Ich brauche keine besonderen Fähigkeiten, um das festzustellen.

Amis also?

Tom grunzt anstelle eines Danks, seine Augen lassen meine nicht los, lassen nicht zu, dass mein Blick ins Irgendwo abgleitet, als er nach der ersten improvisierten Wärmeflasche greift. Er prüft zunächst deren Temperatur, schlägt dann die Decke zurück und platziert die Kunststoffflasche mitten auf meinem Bauch. Sie fühlt sich so entsetzlich heiß an, dass ich unwillkürlich einen wimmernden Laut von mir gebe. So jämmerlich habe ich mich noch nie in meinem Leben geäußert!

In diesem Moment klacken selbstbewusste Schritte auf dem Zellenboden.

Eine schnarrende Stimme verkündet: „Das ist unsere Chance. Sie ist jetzt völlig hilflos, die Drogen wirken. Lass mich meine Arbeit machen.“

Die Verhørspezialistin!

Mein Bett wackelt, als Tom aufspringt: „Raus hier, du großartige Fachfrau. Einmal konnte ich Sara reanimieren. Ich glaube nicht, dass das ein zweites Mal klappen wird. Sie hat den Mut, sich zu töten, wenn wir sie außerhalb des Rahmens behandeln, den sie selbst akzeptiert. Das hat sie gerade bewiesen. Und ich habe dir das vorhergesagt. Bevor du hier aufgetaucht bist, hatten wir eine Chance auf Kooperation mit dem außergewöhnlichsten Menschen, den ich je kennengelernt habe. Ich habe berechtigte Zweifel, ob eine solche Kooperation nach dem Vertrauensbruch, den Sara durch dich hinnehmen musste, noch möglich ist. Also verschwinde! Sofort!“

Beim Zuhören sind mir die Augen schon wieder zugefallen. Ich bin zutiefst erleichtert, dass Tom sich schützend vor mich stellt. Für mich selbst eintreten kann ich in meinem Zustand nicht.

„Das hat Konsequenzen, Mike!“, schnarrt die Frau.

Tom heißt also in Wirklichkeit Mike, wahrscheinlich Michael. Netter Name. Passt zu ihm.

Die Gedanken in meinem Kopf erscheinen mir gleichzeitig glasklar und doch wie Heupferde, die ziellos durcheinander hüpfen. Ich kann sie nicht steuern, nur beobachten. Ein merkwürdiger Zustand. Beinahe reizvoll.

Die klackenden Schritte entfernen sich wieder.

Etwas Schweres lässt meine Matratze auf meiner linken Seite einsinken. Tom hat sich erneut auf das Bett gesetzt. Und wieder greifen die

heißen Hände nach meinem Gesicht. Etwas Warmes streift mein Ohr – sein Atem: „Sara, bleib hier! Komm, reiß dich zusammen! Leben lohnt sich. Bleib bei mir. Wir finden einen Weg für dich, aber bitte, bitte, bitte geh nicht fort!“

Das alles flüstert er direkt in mein Ohr. Mühsam öffne ich die Augen wieder. Ich muss ihn sehen, wenn ich mich nicht auf das verlassen kann, was ich höre.

Toms Gesicht, nein, Mikes Gesicht schaut gequält auf mich herab. Sein Daumen löst sich von meiner Wange und wischt unendlich behutsam eine meiner Tränen ab.

Dann bellt Tom in den Flur: „Wo bleibt der Arzt?“

„Kann nicht mehr lange dauern, Boss“, antwortet Arnold.





## **Kapitel 53: ... ..**

*Es war wunderschön - die eine Woche, die ich mit Ben in Österreich verbrachte, riss mich einmal aus allem heraus, was sonst so viel Verstellung und Deckung erforderte. Wir fuhren in meinen Weihnachtsferien und bevor Bens Vorlesungen im neuen Jahr wieder begannen. Ben hatte mich bei meinen Eltern in Boerde abgeholt - und einen guten Eindruck hinterlassen.*

*Mein Vater wurde feuerrot, als ich Ben munter erzählte: „Weißt du, sich mit der Tochter eines Veterinärs einzulassen ist gar nicht so ungefährlich. Wenn mein Vater meint, du tust mir nicht gut, dann wirst du wahrscheinlich genauso flott kastriert, wie deine siebenundzwanzig Vorgänger.“*

*Meine Mutter lachte dazu nur schallend. Dann gab sie mir noch einen ganzen Sack voll guter Ratschläge mit auf den Weg von wegen vorsichtig fahren, aufpassen bei Hüttengaudi, Skiunfälle wären wirklich gefährlich und so weiter.*

*Mit Hamids klapprigem Renault fuhren wir bis nach Weißenbach gleich hinter der deutsch-österreichischen Grenze, nisteten uns in einem Familienhotel mit einem sagenhaft günstigen Preis für Vollpension, Skiausrüstung sowie Skipass ein und ließen es uns gut gehen. Beim ersten Abendessen staunte Ben, als ich zum dritten Mal ans Buffet ging und mit einem gehäuften Teller voll Käsespätzle wiederkam: „Wie machst du das, Sara? Du hast eine Figur wie aus dem Bilderbuch und frisst wie ein Scheunendrescher.“*

*„Ich singe mich schlank“, gab ich lachend zu.*

*Ben konnte Ski fahren und wollte es mir beibringen. Er schien es zu genießen, einmal ganz das Heft in der Hand zu halten und seiner Überlegenheit völlig sicher zu sein. Ich tat mich einigermaßen schwer mit den Brettern an den Füßen - schließlich habe ich nie viel Sport getrieben, abgesehen vom Reiten. Ur nützte mir in diesem Skiurlaub*

*nur abends etwas, wenn ich meinen Muskelkater wegsummte und die blauen Flecke besänftigte, die mir die Stahlkanten schlugen.*

*Wir hatten Glück mit dem Wetter: blauer Himmel und leichter Frost. Morgens nach dem Frühstück gingen wir auf die Piste und ich kämpfte tapfer gegen Schwerkraft und Pulverschnee. Ben erwies sich als ein ziemlich guter Skiläuferlehrer. Bald konnte ich ganz nette Stemmbogen fahren und wir kurvten über verschiedene Pisten, sodass wir nach und nach das Skigebiet kennenlernten. Zum Mittagessen kehrten wir immer in unser Hotel zurück. Da es dort eine Buttercremetorte zum Kaffee für die Hausgäste gab und weil Ben schon nach einem Tag süchtig danach wurde, verbrachten wir die Nachmittage meist im Ort, wanderten ein bisschen umher, machten Schneeballschlachten, genossen reichlich Buttercreme. Einmal liehen wir uns Schlittschuhe, um auf dem zugefrorenen See vor dem Dorf zu laufen.*

*Bei einer Wanderung auf einem der geräumten Waldwege hatten wir dann einen furchtbaren Streit. Unsere Gastgeber erklärten uns, wenn wir diesen Weg gingen, kämen wir zu einer Wildfütterungsstelle. Dort seien Heuraufen aufgebaut und wenn wir uns leise verhielten, könnten wir bestimmt Reh- und Rotwild beobachten, das sogar tagsüber zum Fressen kam, weil der Schnee in diesem Jahr schon früh gefallen war.*

*Neugierig machten wir uns auf den Weg. Und wir verhielten uns wirklich still. Es reichte auch vollkommen aus, einander nur an der Hand zu halten und durch den verschneiten Wald zu gehen, dessen Baumwipfel weiß in den tiefblauen Himmel stachen. Plötzlich packte Ben meine Hand fester. Er legte einen Finger auf seine Lippen und deutet nach vorn, dorthin, wo der Weg durch ein Gestrüpp führte. Hinter den kahlen Büschen waren erste Bewegungen vor dem hellen Hintergrund aus Schnee zu sehen: Die Wildfütterung! Es hielten sich tatsächlich Tiere an den Heuraufen auf. Auf Zehenspitzen gingen wir näher.*

*Schließlich standen wir am Rand der Lichtung, auf der man die Futterstelle eingerichtet hatte. Einige Rehe hielten sich dort auf und zwei gewaltige Rothirsche. Die fraßen aber nicht, sondern schauten einander starr und ausgesprochen giftig an. Plötzlich rührte der eine*

abgrundtief. Im nächsten Moment rannten die Tiere aufeinander zu und die Geweihe stießen mit einem merkwürdig hell klingenden Geräusch zusammen. Ben und ich hielten den Atem an. Wir standen keine vierzig Meter entfernt und hatten, abgesehen von einem ziemlich mickrigen Baum, keinerlei Deckung; nur ein paar Büsche umstanden die Lichtung. Fluchtmöglichkeiten gab es nicht wirklich, denn so ein Rothirsch ist einfach besser zu Fuß als ein Mensch. Der eine Hirsch gewann bei der Kraftprobe Geweih gegen Geweih schnell die Oberhand, der andere musste Schritt für Schritt zurückweichen. Schließlich löste sich das unterlegene Tier mit einem Sprung rückwärts aus dem Gerangel und setzte in weiten Fluchten davon. Der Platzhirsch legte den Kopf in den Nacken und posaunte seinen Sieg so laut heraus, dass man Angst haben konnte, er würde eine Lawine auf dem nächsten Berghang auslösen. Natürlich handelte es sich um seinen Namen, den er da rührte.

Ich trat neugierig hinter dem viel zu dünnen Baum hervor, in dessen magerem Schatten Ben und ich wenigstens ein bisschen Deckung vor dem Kampfgetümmel gesucht hatten, und sang den Namen dieses Hirsches auf Ur. Der Kopf des großen Tieres fuhr herum, als hätte es einen Stromschlag bekommen.

„Sara! Um Himmels willen, was machst du da?“, flüsterte Ben eindringlich. Ich sah mich nicht nach ihm um, sondern behielt den Hirsch im Auge und sang weiter. Es interessierte mich sehr, ob das, was bei Haustieren so einfach war, auch bei einem Wildtier gelingen konnte. Der Hirsch wirkte wie hypnotisiert, seine Lauscher waren wie Antennen genau auf mich gerichtet.

„Sara! Lass den Quatsch. Der macht Kleinholz aus dir und jetzt hat er dich entdeckt!“ Ben zerrte an meinem Arm, um den Rückzug anzutreten, aber ich schüttelte ihn ungeduldig ab.

„Ich will nur etwas ausprobieren. Da ist kein Risiko dabei – wirklich nicht“, versuchte ich Ben zu beruhigen und nahm mein Summen wieder auf.

Wie an einem Faden gezogen kam der Rothirsch mit staksigen, fast unfreiwillig aussehenden Schritten näher. Er wirkte wie eine schlecht bewegte Marionette. Angesichts seiner Größe wurde mir doch allmählich ein wenig unbehaglich zumute, aber ich wusste ja, ich konnte meine Signale jederzeit umkehren und ihn verjagen. Ich lockte den Hirsch so nahe zu mir heran, dass ich seinen nach Heu duftenden Atem riechen konnte, der in einer weißen Wolke in der Luft stand. Es juckte mich förmlich in den Händen, auszuprobieren, ob er sich sogar streicheln lassen würde, aber ich mochte es ja auch nicht gern, wenn mich wildfremde Leute berührten, und ließ es deshalb bleiben.

Ich getraute mich nicht, einfach meinen Lockruf zu stoppen - wer weiß, was so ein großes Tier dann spontan mit mir gemacht hätte - ich kehrte das Signal deshalb schlagartig auf eine ausgesprochen unangenehme Frequenz um; der Rothirsch machte, ganz wie ich das geplant hatte, auf der Hinterhand kehrt und galoppierte davon.

Lächelnd drehte ich mich herum und wandte ich mich Ben zu - aber der war verschwunden.

Nanu? Ich sah mich um. Hatte er sich versteckt und ich sollte ihn suchen? Das fand ich albern in dem hohen Schnee, denn seine Fußabdrücke konnte ich deutlich sehen. Diese Spuren führten zurück auf den Wanderweg und ich musste ziemlich weit laufen, bis ich Ben wiederentdeckte. Außer Atem erreichte ich ihn, aber er reagierte gar nicht auf mein Fröhliches: „Ich hab dich!“, sondern stapfte weiter, jeder Schritt ein Ausdruck von mühsam beherrschtem Zorn.

„Was ist denn jetzt los?“, wollte ich verwundert wissen und versuchte, ihn am Arm zu mir herumzudrehen.

„Was los ist? Was los ist?! Ich bin so was von sauer auf dich!“, fauchte Ben, riss seinen Arm aus meinem Griff und marschierte im Sturmschritt weiter.

„Aber warum denn nur?“ Für mich kam sein Ausbruch aus heiterem Himmel.

„Weil Frollein Sara mal wieder die Wundertüte aufreißen musste. Weil Frollein Sara mal wieder Eindruck schinden musste. Weil es dir einfach nicht reicht, die zweite Geige zu spielen. Weil du immer und immer

wieder mit diesem verdammten Ur deine Umgebung in Schach halten musst - und wenn es so ein blödsinniger Hirsch ist, den du beeindrucken willst. Das war gefährlich, was du da gerade an der Futterstelle veranstaltet hast! Das war für dich und für mich wirklich riskant! Deshalb bin ich sauer!"

„Das ist nicht wahr! Da bestand kein Risiko. Du bist ungerecht. Ich wollte nur wissen, ob man auch Wildtiere mit Ur ansprechen oder besänftigen kann.“

Jetzt fuhr Ben doch zu mir herum, sah mich wieder mit diesem kritischen Blick an, den ich so hasste, und fragte: „Bist du dir da selbst wirklich sicher, Sara? Merkst du gar nicht, dass du diese Aura von Ur ständig mit dir herumträgst und dass du damit Menschen in deiner Umgebung unter deiner Kontrolle hältst?“

Zuerst war ich vom Laufen außer Atem, jetzt schnappte ich aus Fassungslosigkeit nach Luft.



## Kapitel 54: ... ..

„Sie braucht Sauerstoff! Ruhig, Sara. Gleich bekommst du wieder besser Luft.“

Wo ist Ben?

Wie komme ich mitten aus dem Wald mit einem Schlag in ein Bett?

Und warum zum Teufel fummelt mir jemand im Gesicht herum?

Ich versuche, mich zu wehren, will schlagen, aber meine Arme fühlen sich watteweich an und lassen sich nur langsam bewegen, fast so, als befände ich mich im Wasser, allerdings in einem merkwürdigen Wasser, das so zähen Widerstand leistet wie halb erstarrter Pudding.

„Sara, beruhige dich. Alles wird gut. Niemand will dir etwas tun. Du hast Probleme mit der Atmung bekommen. Deshalb solltest du eine Zeit lang eine Sauerstoffmaske tragen. Das hilft dir.“

Die Stimme, die das sagt, kenne ich. Das ist eine gute Stimme. Ich weiß, dass ich ihr vertraue. Warum bloß fällt mir der Name nicht ein, der zu der Stimme gehört?

Ich sollte nachsehen, wer da spricht.

Diese Idee kommt mir wie ein großartiger, sehr kluger Einfall vor. Gleichzeitig ist mir auf einer anderen Ebene meines Bewusstseins vollkommen klar, dass ich total verblödet sein muss, wenn ich solch eine Selbstverständlichkeit wie das Augenaufschlagen für einen epochalen Gedanken halte.

„Sie kommt zu sich.“ Das sagt eine Frau. Mein erster klarer Blick zeigt mir: Sie ist es, die mir ins Gesicht fasst.

'Sauerstoffmaske', meldet mir eine merkwürdig neutrale Instanz meines Denkens. 'Du trägst eine Sauerstoffmaske im Gesicht. Wenn du so was nötig hast, geht es dir nicht gut. Du befindest dich nicht mehr mit Ben im Wald, du liegst im Krankenhaus oder so. Vielleicht hat der Hirsch dich doch erwischt?'

Aber das kann nicht sein! Ich weiß genau, wie die Geschichte mit dem Hirsch endete - ich habe das Tier zuerst angelockt, dann verscheucht, bin Ben hinterhergelaufen und wir haben uns gestritten.

Danach haben wir uns aber auch wieder versöhnt. Wir verbrachten sogar einen besonders schönen gemeinsamen Abend: In Weißenbach wurden einmal im Monat bei Vollmond einige Pisten mit Fackeln erleuchtet und man konnte bei Mond- und Fackellicht Ski laufen. Das hatten wir gemacht.

Wie verwirrend! Ich bin doch eben gerade noch bei der Wildfütterung gewesen. Was zum Geier ist seitdem passiert?

Angst zuckt in mir hoch, eine gewaltige Angst angesichts des Ausmaßes an Desorientierung, das offensichtlich in mir herrscht.

Keine Panik!

Ruhiger atmen.

Das bekomme ich in den Griff, ist bestimmt ganz einfach.

Wie viel Zeit ist seit der Wildfütterung vergangen? Ich muss nur wissen, wie spät es jetzt ist und dann erhalte ich Fakten, auf die ich mich verlassen kann.

Ich horche auf meine inneren Zeitgeber - und da ist - nichts. Keine Zeit- und Ortskoordinaten, wie ich sie seit meiner Geburt immer abrufen konnte. Jetzt ertrinke ich in einem bodenlosen See aus Angst!

„Ach du Scheiße! Ihr EKG spielt verrückt.“ Das sagt die fremde Frauenstimme.

Ein elektronisches Piepen bohrt sich in mein Ohr. Es kommt von einem Monitor, der direkt neben meinem Bett steht. Eine total hektische Linie zuckt wild und unregelmäßig auf dem Bildschirm herum. Kenne ich aus Krankenhausserien. Fernsehen bildet eben doch. Zumindest ein bisschen. Die wild bockende Linie stellt meinen Herzschlag dar. Beunruhigend.

Die Frau neben meinem Bett zieht sorgfältig eine Spritze auf.

Spritze? Das ist nicht gut. Da war doch etwas ganz Furchtbares, das hing mit einer Spritze zusammen ...

Plötzlich hebt mich jemand halbwegs aus dem Bett, hält mich fest umarmt, wiegt mich sanft hin und her, als wäre ich ein kleines Kind.

„Keine Angst, Sara. Ich bin da. Niemand darf dir etwas tun.“

Tom. Das ist Tom, der da spricht. Ich kann ihn nicht sehen, denn mein Kopf liegt an seiner Schulter. Mich durchströmt solch ein intensives Gefühl von Erleichterung angesichts der Tatsache, dass ich endlich etwas Bekanntes in diesem Irrsinn entdecke, dass mir die Tränen kommen.

Meine Stimme ist nur noch ein Hauch, als ich flüstere: „Tom, ich weiß nicht, wo ich bin und ich weiß nicht, wie spät es ist!“ Dann schlafe ich ein.

Ich werde wach, weil jemand in meiner Nähe ziemlich laut schnarcht.

Tom. Er sitzt total schief auf einem Stuhl neben dem Bett, in dem ich mich befinde; sein Oberkörper ist nach vorn gesunken, sodass er halbwegs mit auf meiner Matratze liegt. Und er ist es, der so schnarcht.

Ich erkenne allmählich meine Umgebung: die Zelle. Das Bett ist ein anderes als bisher, ein Krankenhausbett. Es steht mitten im Raum. Ich bin verkabelt und verdrahtet, zwei Infusionen tröpfeln in mich hinein. Tom hält meine rechte Hand.

Ich erinnere mich mit einem Schlag - unter der Dusche hat man mir eine Injektion verpasst, um mich zu verhören. Daraufhin habe ich mein Herz angehalten. Und Tom hat mich wiederbelebt.

Etwas beginnt zu piepen. Der Ton kommt wieder aus Richtung des Monitors.

Tom fährt hoch und noch bevor er die Augen ganz aufschlägt, murmelt er: „Keine Angst, Sara.“



Plötzlich erscheint die fremde Frau wieder. Sie trägt offensichtlich einen Schlafanzug und lächelt gewinnend. „Hallo, Sara“, grüßt sie, als wäre das die größte Selbstverständlichkeit der Welt. Dann kontrolliert sie die Infusionen, scheint einige Einstellungen zu verändern, richtet anschließend mein Kissen, bringt den Pieper zum Schweigen.

„Du solltest dich nicht aufregen. Du bist immer noch ziemlich angeschlagen und schwach, aber wir bringen dich bald wieder auf die Beine!“, verkündet sie in diesem typischen Wie-geht's-uns-denn-Ton einer Ärztin. Dann wendet sie sich an Tom. „Wenn du nicht bald ordentlich schläfst, kann ich hier demnächst ein zweites Bett aufstellen. Du wirst zusammenklappen. Das dauert nicht mehr lang bis dahin.“

„Sicher, Doc“, murmelt Tom und bestätigt damit meinen Verdacht, dass die Frau Ärztin ist. „Ist Sara endlich stabil?“

„Geht so. Sie sollte sich nicht aufregen, das kostet sie zu viel Energie und davon hat zurzeit sie beängstigend wenig. Ich habe den Glukosetropf neu eingestellt. Und ich gehe jetzt wieder ins Bett. Der Kasten hier“, sie klopft auf die Box unter dem Monitor, „weckt mich, wenn ich wieder gebraucht werde. Und ich kenne noch jemanden, der dringend Schlaf braucht. Leg dich endlich hin!“

Damit verschwindet sie aus dem Raum. Die Tür bleibt offen. Kein Wunder – ich könnte nicht einmal aufstehen, wenn mein Bett in Flammen aufginge.

Tom schaut mich prüfend an. Meine Hand hat er losgelassen. Dann steht er auf und geht zu dem kleinen Tisch, der jetzt an der Wand und nicht mehr neben meinem Bett steht. Aus einer Thermoskanne schüttet er sich dort einen Kaffee ein und trinkt ihn gierig.

„Ich könnte jetzt dringend eine Kippe brauchen“, meint er plötzlich. Er sieht übernächtigt und älter aus, als ich ihn in Erinnerung habe.

Ich räuspere mich; es ist nicht ganz einfach zu sprechen. „Mikrofone?“, krächze ich deshalb nur.

Tom schüttelt den Kopf. „War ein bisschen turbulent hier im Verlauf der letzten zwei Tage. Die sind noch nicht ersetzt. Ich weiß auch wirklich nicht, ob sich das noch lohnt.“

„Wie kommt Ben hierher?“

Plötzlich wirkt Tom hellwach, alarmiert. „Ben?!“

„Ja. Ben war hier. Wir machten Skiurlaub und haben uns bei der Wildfütterung gestritten. Aber irgendwas ist mit der Zeit passiert – plötzlich stand ich nicht mehr im Wald, sondern lag in diesem Bett“, versuche ich zu erklären.

Tom mustert mich kurz intensiv, bevor er antwortet: „Du warst eine Weile nicht bei Bewusstsein. Bestimmt hast du das nur geträumt. Ruhig, Sara.“

Die Linie auf dem Monitor schlägt wieder hässliche Zacken. „Tom, ich habe in meinem ganzen Leben noch nicht geträumt.“ Ich höre selbst, wie zittrig meine Stimme bei dieser Feststellung klingt.

Tom setzt sich erneut neben mich. Fast habe ich den Eindruck, dass er wieder nach meiner Hand greifen will, aber er bricht die Bewegung mittendrin ab, nimmt nur ganz kurz und fast mit einem Ausdruck von Verlegenheit im Gesicht direkten Blickkontakt mit mir auf und lässt seine Rechte dann lediglich über das Laken meines Bettes streichen, als wolle er es glätten, achtet aber anscheinend dabei darauf, mir nicht zu nahe zu kommen. „Ruhig, Sara. ..“

Er bringt mich mit diesem Halbsätzchen auf die Palme! „Verdammt nochmal, kannst du auch noch etwas anderes sagen? Ich bin kein Gaul, der gleich durchgeht!“, schimpfe ich – aber ich klinge trotzdem irgendwie lahm. Die Linien auf dem Monitor wechseln die Farbe von Grün zu Rot.

„Sara, bitte! Reg dich nicht auf. Sonst fängt das Ding wieder an zu piepen und der Doc tanzt noch einmal an. Du hast mit Mühe und Not die letzten beiden Tage überlebt und musst ein bisschen nett zu dir selber

sein. Was ist schlimm daran, wenn du einmal träumst? Kein Grund, sich aufzuregen. Wirklich nicht.“ Tom klingt ehrlich besorgt, und zwar an der Grenze zur Verzweiflung. Aber mir ist nur allzu bewusst, dass ich lediglich die Oberfläche dessen höre, was er sagt. Keine Tiefen. Es ist, als hätte ein Gegenstand, den ich intensiv zu betrachten versuche, plötzlich ein bis zwei Dimensionen verloren. Ich fühle mich wie ein Blinder im Minenfeld. Die roten Zacken auf dem Bildschirm neben mir werden steiler. Mein Atem beginnt zu pfeifen, obwohl ich das wirklich nicht will. In meinem Kopf geht es zu wie auf einer Achterbahn. Habe ich das nicht immer gewollt – meine besondere Gabe loswerden? Jetzt bin ich sie los und fühle mich so nackt, hilflos, ungeschickt, vollkommen ausgeliefert eben.

Habe ich etwa doch immer auf die Stärke vertraut, die mir Ur verleiht? Hatte Ben am Ende völlig recht mit seiner ständigen Kritik?

Als meine Tränen schon wieder fließen, nimmt Tom mich erneut ohne Umstände in seine Arme. Leise fragt er dabei: „Was in drei Teufels Namen macht dir so eine unglaubliche Angst, Sara?“

Für einen Augenblick taktiere ich: Soll ich zugeben, dass ich Ur verloren habe? Was bedeutet das für meine Kidnapper und für mich? Aber dann spüre ich, dass der Faden, an dem mein Leben hängt, momentan einfach zu dünn für taktische Manöver ist. In dem Augenblick, wo mir das klar wird, fließen die Tränen freier und ich bin plötzlich froh, dass Tom mich festhält. Mein Kopf ruht auf seiner Schulter, meinen Oberkörper hält er fest mit seinen Armen umschlungen und drückt mich an seine breite Brust. Sonst würde ich wie im freien Fall ins Bodenlose stürzen.

Wo soll man ohne Raum-Zeit-Koordinaten Halt finden in diesem gigantischen Universum? Verlegenheit, Befangenheit, all das hat gar keinen Platz in meiner Situation. Ich würde mich wirklich gern an den Mann klammern, der da versucht, mir Halt zu geben, aber auch dazu fehlt mir die Kraft. Ich kann nicht Schutz bei ihm suchen; er gibt ihn mir einfach und ich bin ihm sehr dankbar dafür.

Meine Stimme klingt ungewohnt hoch und irgendwie brüchig, ganz dünn, als ich schließlich zu erklären versuche, was mich so in Panik

versetzt: „Tom, ich weiß nicht mehr, wo ich bin. Ich weiß nicht mehr, welche Zeit gilt. Ich kann Lüge nicht mehr von Wahrheit unterscheiden. Ich höre nur noch, was du sagst, nicht mehr, was du fühlst. Und ich habe geträumt. Nicht zu wissen, wo ich wann bin, bedeutet, dass ich falle, Tom!“

Es ist auf merkwürdige Art gut, dass ich Toms Gesicht nicht sehe, weil mein Kopf an seiner Schulter ruht, als er sanft erwidert: „Aber Sara, wir fallen alle. Irgendwann kommt der Augenblick im Leben eines jeden Menschen, in dem uns klar wird, dass wir hineingeworfen wurden in Raum und Zeit, in ein Universum und ein Leben, das wir nicht durchschauen, nicht ermessen, nicht verstehen können. Wahrscheinlich haben wir nicht mal darum gebeten, dort hineingeworfen zu werden, aber wir sind da und müssen so tapfer wie möglich damit umgehen. Das nennt man wohl erwachsen werden – dieses Ausgesetztsein in Leben und Tod zu begreifen und so mutig wie möglich anzunehmen.“

Ich schüttele den Kopf: „Tom, du verstehst mich nicht. Ich bin bisher nie gefallen! Ich wusste immer, wo ich mich befinde. Alles hatte durch Ur seine Ordnung, seinen Platz. Und wo man sich auskennt, fühlt man sich geborgen. Ich habe gerade diese Geborgenheit verloren. Total. Das macht mir eine unglaubliche Angst.“

Jetzt biegt Tom seinen Kopf zurück, um mir kurz traurig lächelnd in die Augen zu schauen: „Willkommen in meiner Welt! Ich dachte, ich hätte Ur verstanden, aber das sind wieder völlig neue Einsichten, die du mir da gibst.“

Blitzartig wird mir klar, wie oft ich wohl mit meinem Urteil über andere Menschen völlig falsch gelegen habe, weil ich nicht ahnte, wie das ist, wenn man sich in diesem Universum vollkommen verloren fühlt. Auch für mich ist die Erkenntnis neu und entsprechend überraschend, was für eine Sicherheit mir Ur in meinem Leben immer gegeben hat. Ich lehne mich wieder an Toms Schulter, will ihn nicht sehen, seinen Blick nicht aushalten müssen, wenn ich jetzt weiter frage. Ich suche nur ein bisschen Halt, denn sogar meine eigenen Fragen machen mir Angst – jede stellt ein Wagnis dar, denn ich habe keine Ahnung, in welche Abgründe ich angesichts der Antworten taumeln kann: „Wann ist dir klar geworden, dass du fällst, Tom?“

„Da war ich ungefähr neun oder zehn Jahre alt.“

„Was hast du da getan?“

„Was hätte ich denn deiner Meinung nach tun sollen? Man kann nichts tun, wenn einem das klar wird. Genau darin besteht ja das Schreckliche dieser Erkenntnis. Man kann nichts dagegen tun und es kann einem nichts und niemand angesichts dieser Tatsache helfen. Ich erinnere mich, dass ich ein paar Nächte lang heulend vor Angst im Bett gelegen habe. Dann wollte ich mit meinen Eltern darüber sprechen, aber das habe ich letztlich doch gelassen. Ich habe mich tatsächlich gefragt, ob die es vielleicht gar nicht wissen, dass sie, dass wir alle so ...“ - Tom sucht einige Sekunden lang nach den richtigen Worten - „... verloren sind. Und ich wollte ihnen keine Angst machen mit meiner Entdeckung. Meine Eltern schienen ja nicht gerade dauernd in Panik zu sein, da habe ich mir ganz naiv überlegt, dass sie vielleicht gar nicht diese bedrohliche Grenzenlosigkeit um sich herum bemerkt hätten. Später erst habe ich begriffen, dass fast alle Menschen tief in sich die Gedanken an diesen freien Fall tragen. Manche verdrängen ihn total. Andere bauen als Konsumsüchtige dicke Mauern aus Besitz auf, die ihnen Halt geben sollen. Wieder andere sind hektisch aktiv, um jeden Gedanken daran zu verdrängen, wie hilflos sie im Grunde sind. Sie machen und tun und denken angesichts der Erfolge ihres Handelns, eben diese Erfolge seien der unschlagbare Beweis, dass sie nicht einem Leben ausgesetzt sind, auf das sie letztlich wenig Einfluss haben.“ Tom macht eine Pause, aber plötzlich spricht er doch weiter, allerdings hat sich sein Tonfall verändert: „Und ganz selten finden vielleicht zwei, die sich sehr gut verstehen, Worte, um darüber zu sprechen und sich gegenseitig Halt zu geben in all der Leere. Das nennt man dann wohl die große Liebe.“ Eine weitere Pause folgt. Als sie irgendwann beginnt, unangenehm lang zu dauern, fährt Tom leise fort: „Für mich gilt: Ich kann diesen haltlosen Zustand, in den ich hineingeboren bin, nicht ändern, nur akzeptieren und immer wieder neu lernen, damit zu leben.“

Die Feststellung klingt abschließend, fordert mich auf, meinerseits Stellung zu beziehen: „Hm. Ich habe nicht geahnt, wie stark Ur mich macht. Wie geschützt ich damit bin. Ich meine jetzt nicht in Bezug

darauf, dass ich einen Angreifer abwehren kann. Ich meine die Tatsache, dass ich immer weiß - nein, dass ich immer *wusste*, wo ich bin und wo die Sonne steht. Dass mir bisher immer klar war, wann und wo ich Teil eines großen Ganzen bin.“

Das Gespräch verstummt für eine Weile. Tom löst seine Arme und legt mich wie eine Puppe vorsichtig auf dem Bett ab, deckt mich sorgfältig zu. Die roten Linien auf dem Überwachungsgerät haben sich wieder in Grüne umgefärbt.

Als Tom meinen Blick zum Monitor bemerkt, lacht er kurz und trocken: „Ich bin deine beste Medizin. Immer, wenn du diese Panikattacken bekommen hast, ist es mir irgendwie gelungen, dich wieder runterzuholen. Nur nach diesem superheftigen Anfall letztthin musste unser Doc dir etwas spritzen, sonst hätte dich diese Attacke wohl umgebracht. Du hattest einen Puls kurz vor dem Kammerflimmern! Ich nehme einmal an, dass du vor diesem Anfall auch geträumt hast.“

Ich weiß zwar nicht so ganz genau, ob wir im Moment an dasselbe Ereignis denken, aber ich nicke.

„Was zur Hölle ist so schlimm an einem einfachen Traum?“, fragt Tom ratlos.

Ich versuche, meine Angst in Worte zu fassen: „Die Zeit wurde durch den Traum verzerrt, der Ort ebenso. Das habe ich noch nie erlebt. Das fühlte sich für mich so an, als wäre ich mitten in einem surrealistischen Bild gelandet. In einem Moment befand ich mich noch bei Ben im Wald, dann hier in einem Bett. Das empfand ich so, als hätte mir jemand den Boden unter den Füßen weggezogen - bisher war alles in meinem Leben äußerst real. Immer. Als ich gemerkt habe, dass das nicht mehr so ist, bin ich wohl in Panik geraten.“

Tom nickt gedankenverloren. Auf einmal grinst er jungenhaft: „Wir Normalsterblichen träumen dauernd und wir kommen ganz gut damit zurecht. Falls deine Fähigkeiten verschwunden bleiben, wirst du es auch lernen. Du bist ja noch jung - da lernt man schnell. Mach dir da mal keine Sorgen.“

„Was meinst du mit ‚verschwunden bleiben‘?“

Tom kratzt sich am Kopf, sucht erneut nach Worten: „Der Doc sagt, dass deine körperlichen Energiereserven völlig auf null waren. Das hat dich fast umgebracht und ist auch jetzt wohl noch immer gefährlich für dich. Kein Wunder, denn ohne Brennstoff läuft kein Motor. Ich denke, wenn wir genug Glukose in dich hineingepumpt haben, werden wir wissen, ob Ur unwiederbringlich verloren ist oder nicht.“ Dann gähnt er dann zum Steinerweichen.

„Wie lange sitzt du schon an meinem Bett?“

„Seitdem du hier liegst.“

„Geh schlafen, Tom. Und danke! Wenn du wiederkommst, dann sag mir, was ihr mit mir vorhabt. Ich besitze keinen Wert mehr für Leute, die sich für Ur interessieren, wenn ich es verloren habe.“

Tom nickt, gähnt noch einmal so heftig, dass seine Augen tränen, und schlurft dann aus der Tür.

Zunächst fühle ich mich eigentlich nicht müde. Ob es Zeit zum Schlafen ist, spüre ich sowieso nicht mehr - jetzt bin ich in dieser blöden Zelle wirklich desorientiert. Die Beleuchtung ist gedimmt und gibt mir keinen Hinweis auf die tatsächliche Tageszeit. Zunächst beobachte ich den Tropf, auf dem „Glukose“ steht, sehe, wie meinem Körper neue Energie zugeführt wird, und versuche, mir eine Meinung zu bilden: Will ich Ur wirklich zurückhaben? Oder muss ich froh sein, wenn es ein für alle Mal in den Tiefen des Alls versickert?

Das ist eine verdammt schwierige Frage - am Ende könnte es ein Glück sein, wenn nicht ich mich für eine Antwort entscheiden muss, sondern demnächst mit Fakten konfrontiert werde, die ich ohnehin nicht ändern kann.

Vielleicht haben mich andere Menschen immer wieder abgelehnt, weil sie spürten, dass sie fallen und ich nicht, also aus einem Neid heraus, der der Tatsache entsprang, dass sie eine elementare Angst empfinden, die ich im Gegensatz zu ihnen nicht aushalten musste. Wer stürzt schon gern dauernd ins Bodenlose? Viele Konfrontationen mit Ben sehe ich jetzt in einem anderen Licht. Warum konnte er nicht in Worte fassen, was Tom anscheinend so mühelos über das Leben im freien Fall formuliert

hat? Eine Frage des Alters? Der Persönlichkeit? Der Reife? Der eigenen Erfahrungen?

Aber: Hätte ich in meinem Kokon aus Geborgenheit in Ur denn überhaupt verstanden, was Ben sagt, wenn er solch ein Gespräch wie Tom gerade mit mir geführt hätte? Wahrscheinlich eher nicht.

Fragen, nichts als Fragen und keine greifbaren Antworten - ich sehe auf dem Monitor an meinen Herzkurven, wie mich das ärgert und quält!

Leise muss ich unwillkürlich über mich selbst lachen: Da habe ich andere Menschen immer für etwas beschränkt gehalten und muss plötzlich feststellen, wie beschränkt meine eigene Sichtweise war - und wie mutig andere Menschen wohl ihr Leben angehen. Ich hätte bescheidener und weniger herablassend sein sollen.

Wenn ich jetzt darüber nachdenke, wird mir auch langsam klar, warum ich keine Stimmen von *drüben* gehört habe, als ich meinem Leben ein Ende setzen wollte. Ich habe zwar wirklich mit aller Macht mein Herz angehalten, aber Tom holte mich zurück ins Hier und Jetzt - wann und wo immer das auch ist. Vielleicht bin ich gar nicht weit genug über die Grenze gegangen, um mit den Stimmen Kontakt aufzunehmen. Oder die wussten einfach, dass es mir noch nicht bestimmt war, zu sterben.

Sicher ist, dass die gelinde gesagt unangenehme Erfahrung, so verloren zu sein jenseits des Lebens, mich effektiv davon abhalten wird, jemals einen erneuten Selbstmordversuch zu wagen.

Außerdem tut es weh, wenn man wiederbelebt wird! Meine Rippen schmerzen bei jedem Atemzug. Mit unsicheren Bewegungen schiebe ich das komische Nachthemd beiseite, das man mir angezogen hat. Tatsächlich - alles voll blauer Flecke dort, wo es wehtut. Noch so eine völlig neue Erfahrung für mich: körperliches Unwohlsein hilflos ertragen müssen, ohne mir per Ur Erleichterung verschaffen zu können. Schmerzen tun weh. Kein Scheiß. Ich lächle ziellos ins Dunkel angesichts des merkwürdigen Gedankens.



Sarkastisch schießt mir durch den Kopf, dass mit achtzehn wenigstens das schlimmste Pickelalter vorbei ist, dass ich mich wohl demnächst mit Fragen zum Thema Verhütung beschäftigen sollte und wahrscheinlich nicht mehr so viel Chips essen kann, wie ich will, wenn Ur nicht lässig überflüssiges Fett wegschmilzt.

Und falls ich Ben wiedersehe, werde ich ihn besser verstehen - aber was wird die Tatsache, dass ich nicht mehr Ur spreche, aus unserer Liebe und Freundschaft machen? Wie man es auch dreht und wendet - Ur war Bestandteil und buchstäblich Ur-Sache unserer Beziehung, auch wenn das Leben damit nicht immer einfach ist.

Ich fühle mich so verwirrt, dass ich froh bin, dass mich allmählich wieder eine bleierne Müdigkeit in Schlaf sacken lässt: Bloß aufhören dürfen, im Kreis zu denken!



## **Kapitel 55: ... ..**

*Ben fragte mich einige Male über Ur regelrecht aus: „Wann hast du zum ersten Mal bewusst bemerkt, dass du über andere Fähigkeiten verfügst als die übrigen Menschen? Was hast du damit bisher alles gemacht, abgesehen davon, Schläger in der Straßenbahn schachmatt zu setzen? Hast du schon einmal etwas richtig Verrücktes mithilfe von Ur getan?“*

*Natürlich waren wir bei solchen Gesprächen allein. Ich habe mich bei solchen Unterhaltungen immer bemüht, Ben möglichst offen und ehrlich zu antworten. Einerseits tat es mir sehr gut, endlich meine Geheimnisse mit einem anderen Menschen zu teilen, andererseits war Ben meistens nur wenig mitteilksam, wenn ich ihm Fragen stellte. Da bestand in der gesamten Kommunikation ein Ungleichgewicht – oft schwieg er einfach, denn er hatte begriffen, dass er mir eigentlich nichts verschweigen konnte, wenn er mit mir sprach: Wahrheit, Lüge, Unwohlsein, Absichten – ich hörte all das aus dem, was immer er sagte, heraus, ob er das nun mitteilen wollte oder nicht.*

*An dem verhängnisvollen Tag, als ich Kreise auf mich aufmerksam machte, die mich besser nie entdeckt hätten, hatte ich bei Ben übernachtet. Ich hatte schulfrei, weil das halbe Lehrerkollegium an meiner Schule durch eine Grippewelle außer Gefecht gesetzt worden war, deshalb schlug er vor, dass ich ihn einmal an die Uni begleiten sollte, weil er eine für ihn wichtige Vorlesung besuchen musste.*

*„Geht das denn so einfach?“, fragte ich neugierig.*

*Er beruhigte mich: „Kein Problem. Heute habe ich keine Veranstaltungen mit Anwesenheitsliste. Das merkt und interessiert kein Schwein, wenn da einer mehr oder weniger im Hörsaal sitzt. Mein Semester ist noch ziemlich groß.“*

*Also ging ich mit. Irgendwie hatte ich mir den Unterschied zur Schule größer vorgestellt: Das Gebäude, das wir aufsuchten, sah verdächtig nach Schulhaus aus; es roch sogar so ähnlich. Ben grüßte hier und da, stellte mich ein paar Kommilitonen vor, von denen niemand etwas dabei*

zu finden schien, dass ich ihn begleiten wollte. Schließlich hockten wir auf unbequemen Klappsitzen in einem mittelgroßen Hörsaal. Ein Professor mit Einsteinmähne rauschte pünktlich um Viertel nach zehn in den Raum und legte mit seiner Vorlesung los: Bald war mir klar, dass es hier um experimentelle Festkörperphysik ging, genauer gesagt um die magnetische Resonanz.

„Ich beschreibe Ihnen ein Verfahren zur Strukturanalyse hochkomplexer Proteine“, ratterte der Prof seinen Text herunter und füllte, während er in sein Mikrofon nuschelte, eine riesige Tafel mit allerlei ehrfurchtgebietenden Formeln, die es angeblich möglich machen sollten, per NMR, also Kernspinresonanzspektroskopie zum Beispiel festzustellen, welches Protein man vor sich habe.

Gegen Ende der Doppelstunde verkündete der Dozent mit süffisantem Lächeln: „So, meine Damen und Herren! Ich habe Ihnen jetzt die theoretischen Grundlagen zur Analyse dieses Stoffes mit auf den Weg gegeben.“ Er hielt ein Probenglas bei diesen Worten hoch, das bis dahin auf einem Labortisch vor der Tafel gestanden hatte und in dem sich Proteinkristalle befinden sollten. „Die damit verbundene Übungsaufgabe, die Sie bei meiner Sekretärin spätestens in zwei Wochen sauber gelöst abgeben oder mir per Mail zuschicken, befindet sich auf meiner Homepage unter der Vorlesungsnummer dieser Veranstaltung und dem heutigen Datum oder auf den Blättern, die hier vorn bei mir auf dem Pult zum Mitnehmen ausliegen. Ich bin gespannt, zu welchem Ergebnis Ihre mathematische Stoffanalyse kommt.“

Ben stöhnte angesichts der Hausaufgaben leicht gequält auf. Während wir uns langsam mit den anderen Studenten über den Mittelgang des Hörsaals Richtung Ausgang drängten, sprach mich plötzlich jemand an: „Welch ein Glanz in unserer bescheidenen Hütte! Hierher verlaufen sich grundsätzlich wenig Mädchen – und wenn es doch einmal passiert, dann meistens keine Schönheit wie du!“

Verblüfft von diesem äußerst merkwürdigen Spruch drehte ich mich um. Ben wandte erst gar nicht den Kopf, sondern knurrte nur: „Halt die Klappe, Kevin! Wenn man dich reden hört, ist es auch kein Wunder, dass sich selten Frauen hierher verlaufen.“

Kevin ließ sich davon nicht beeindrucken. „Die meisten Mädchen haben ein wenig Angst vor der höheren Mathematik, ohne die wir hier einfach nicht zu Potte kommen“, verkündete er überaus gönnerhaft. Mittlerweile hatten wir in dem Gedränge der Studenten Richtung Ausgangstür den gekachelten Tisch vor der Tafel erreicht, auf dem das Probenglas mit den Proteinkristallen und einige der versprochenen Aufgabenblätter lagen. In diesem Moment kann mir eine – wie mir schien – lustige Idee: Ich wollte Kevin sein arrogantes Maul ein für alle Mal stopfen und dafür sorgen, dass er so schnell nicht wieder geringschätzig „Mädchen“ sagte. Also griff ich nach der offenen Petrischale mit der Materialprobe, schallte das Zeug, wobei ich versuchte, meine Analyse wie ein unbewusstes Liedchen klingen zu lassen. Dann betrachtete ich die mathematischen Hieroglyphen auf einem der Aufgabenblätter und tat so, als würde ich mich intensiv gedanklich damit beschäftigen.

„Hast du mal einen Stift, Kevin?“, erkundigte ich mich schließlich zuckersüß.

Mit gerunzelter Stirn zog Kevin einen Kuli aus seiner Mappe und reichte ihn mir. Ich schnappte mir eines der Aufgabenblätter und begann, darauf zu zeichnen: Ich skizzierte die Strukturformel des Proteins so, wie ich sie Stück für Stück wahrgenommen hatte. Kevin starrte mit wahren Glotzaugen darauf; sein Unterkiefer hing locker herab, was ihn nicht wirklich sympathischer und schon gar nicht intelligent aussehen ließ.

„So sieht unser Stoff aus. Müsste Lysin sein. Das war doch eine Aufgabe für Einsteiger, oder? Solche Gleichungen löse ich vor dem Frühstück im Kopf. So viel zur Schwellenangst vor höherer Mathematik“, setzte ich noch eins drauf.

Ben grinste wie ein Honigkuchenpferd!

„Junge Frau, habe ich Sie schon einmal hier gesehen?“, tönte da von der Seite die Stimme des Dozenten, der irgendwie auf die Szene aufmerksam geworden war, ohne dass wir es bemerkt hatten.

Ach herrje! Was jetzt?

„Sie ist Gasthörerin“, beeilte sich Ben zu erklären und zog mich weiter.

„Sind Sie sicher, dass es linksdrehendes Lysin ist?“, rief der Professor nach einem Blick auf meine Zeichnung hinter mir her. Er klang brennend interessiert!

Und ich Idiot konnte mir nicht verkneifen zu antworten: „Linksdrehend. Sicher!“, bevor mich Ben aus der Tür lotste. Blöde Eitelkeit.

Ben scheuchte mich durch ein paar Flure und über Treppen. Er kicherte immer noch, war aber offensichtlich bestrebt, einen möglichst großen Abstand zwischen mich und den Hörsaal, den dämlichen Kevin sowie den neugierig gewordenen Dozenten zu bringen. Durch eine Nebentür verließen wir schließlich das Gebäude. Ben nahm mich in den Arm, küsste mich und schüttelte dann den Kopf. „Du bist wirklich ein Phänomen! War das tatsächlich L-Lysin?“

„Ja. Die Strukturformel stimmt auf jeden Fall. Und wir haben uns letzthin in Bio mit Proteinen beschäftigt. Ich meine, dass ich mich genau an diese Strukturformel erinnern kann. Du bist mir nicht böse? Du bekommst keinen Ärger meinetwegen?“, fragte ich ein wenig unsicher.

Ben schüttelte den Kopf: „Wird schon in Ordnung gehen. Das war gerade keine geschlossene Gesellschaft, wie manche Seminare zum Beispiel. Jeder darf hin. Und dass Kevin, diesem arroganten Bastard, mal einer das Maul stopft, wurde allerhöchste Zeit!“

Keine Stunde später saßen wir zusammen in der Mensa und ich hatte erstmals das Gefühl, dass wir beobachtet wurden. Ich sagte Ben nichts davon, weil mir der Verdacht einfach abwegig vorkam. Aber als ich nachmittags dieses Gesicht aus der Mensa noch einmal in der Straßenbahn wiedersah, glaubte ich nur noch mit Mühe an einen Zufall.



## Kapitel 56: Donnerstag, 4.5. ... ..

Es piept. Dieses Piepen weckt mich. Ich bin schweißnass.

Tom sitzt schon wieder neben meinem Bett. Mit einem Tuch tupft er Schweiß von meiner Stirn.

Die Ärztin taucht auf und untersucht mich kurz und wortlos. Trotzdem wirkt sie nicht unfreundlich. Schließlich lächelt sie beruhigend: „Deine Werte sind insgesamt stabiler, Sara. Ich ändere jetzt die Alarmschwelle, damit uns nicht jede Kleinigkeit aufstört. Habt ihr euch unterhalten? Hast du sie aufgeregt?“, wendet sie sich streng an Tom.

„Sie hat geschlafen und wohl geträumt“, erklärt er.

Dann will die Ärztin von mir wissen: „Wie fühlst du dich, Sara?“

Ich zucke die Schultern: Schwäche, körperliche Schmerzen, keine Orientierung – das alles ist mir derart fremd, dass ich es gar nicht richtig in Worte fassen und einordnen kann. Ich habe ja keinerlei Vergleich.

„Tut dir etwas weh?“, hakt die Frau nach.

„Meine Rippen fühlen sich an, als hätte Tom mir jede einzelne gebrochen“, gebe ich zu.

Kaum habe ich das gesagt, fährt Tom wie gestochen von seinem Stuhl in die Höhe. „Verdammt noch mal, woher weißt du, dass ich das getan habe? Du warst klinisch tot! Kein Puls, keine Atmung, keine Reflexe, Augen zu. Du machst mich wirklich wahnsinnig!“

Die Ärztin wirft ihm einen tadelnden Blick zu, fragt ihrerseits aber nicht nach. „Die Prellungen waren leider unvermeidlich, Sara. Wiederbelebung ist nun einmal keine sanfte Massage. Die Druckstellen habe ich schon mit Sportgel behandelt, damit die Blutergüsse sich schneller abbauen. Deine Rippen haben zum Glück gehalten, da ist nichts gebrochen. Dass sie jetzt wehtun, ist völlig normal und das geht vorbei, aber es wird ein Weilchen dauern. Sonst noch was?“

„Ich bin ... schwach“, gebe ich ziemlich jämmerlich zu.

„Verständlich bei deinen Werten. Kriegen wir in den Griff. Du brauchst dir darüber keine Sorgen zu machen. Dein Energiehaushalt ist total zusammengebrochen. Du solltest unbedingt versuchen, etwas zu essen. Der Tropf allein bringt dich aus dem Loch nicht wieder heraus. Hast du auf irgendetwas besonderen Appetit?“

Mir fällt nicht wirklich etwas ein.

„Hummer?“, schlägt Tom vor. Er klingt grimmig.

Ich schüttele den Kopf. Nein, Hummer bestimmt nicht.

„Wie wäre es zum Einstieg mit einer Suppe? Die rutscht von allein“, rät die Ärztin.

Ich nicke. Einen Versuch ist es wert. „Wie heißen Sie?“, frage ich, als sich die Frau zur Tür wendet.

Sie dreht sich noch einmal um, bevor sie den Raum verlässt, und lächelt. „Kate. Sag einfach Kate zu mir.“ Und ich weiß plötzlich, dass das ihr wirklicher Name ist.

Die Erkenntnis, dass ich das mit absoluter Sicherheit sagen kann, durchzuckt mich wie ein Stromschlag! Kommt Ur wieder? Bilde ich mir diese Gewissheit nur ein oder ist sie wahrhaftig?

Tom reißt mich aus meinen Gedanken: „Woher weißt du, dass ich dich wiederbelebt habe?“ Die Frage klingt rasiermesserscharf.

„Ich habe sozusagen zugeschaut“, versuche ich zu erklären.

Tom schaut so finster konzentriert drein, dass ich seine Stimmung unbedingt auflockern möchte: „Ich kann es nicht besser erklären. Ich habe mich selbst von außen gesehen und alles, was um mich herum passiert ist. Zuerst war ich stinksauer, weil ich dachte, du küsst mich. Schließlich war ich nackt und gebeten hatte ich wirklich nicht darum. Dann habe ich begriffen, dass du versucht hast, mein Herz wieder in Gang zu bringen.“

„Du hast es tatsächlich angehalten, nicht wahr?“

Ich nicke. „Was hätte ich denn tun sollen, als ihr mir die Spritze gegeben habt?“

„Stopp. Nicht ,ihr`. Ich habe nichts damit zu tun, ich war strikt dagegen!“

„Wie spitzfindig. Du gehörst zu einer Gruppe, die mich gegen meinen Willen hier festhält. Ihr seid Amerikaner und deine Kollegen nennen dich Mike, wenn sie denken, ich bekomme nichts mit. Ich nehme mal an, das steht für Michael, oder?“

Tom läuft mittlerweile wie ein Tiger in einem zu kleinen Käfig hin und her. Abwesend fährt er sich mit einer Hand durch die ohnehin schon wirren Haare. Dann wettet er unvermittelt los: „Was du nicht sagst!? Du warst also gar nicht tot? War das alles bloß ein toller Trick mit deinem Ur? Du hast am Ende nur eine Riesenschau abgezogen, um uns auszuhorchen, während wir denken, du gibst den Löffel ab? Eine wahnsinnig gute Schauspielleistung!“

Du lieber Himmel, er ist wirklich extrem sauer. Ich brauche nicht Ur zu beherrschen, um das mitzubekommen. Tom kocht förmlich. Das habe ich nicht gewollt. Er benimmt sich gerade wie meine Mutter – die ist immer dann am wütendsten auf mich oder meinen Vater, wenn sie sich die größten Sorgen um uns macht. „Tom ... oder besser Mike. Was soll ich zu dir sagen?“

„Nach der Geschichte hier bin ich sowieso arbeitslos!“, schimpft er. „Du kannst auch ruhig meinen wirklichen Namen nennen.“

„Noch hat vielleicht keiner mitbekommen, dass ich nicht immer so ganz weggetreten war, wie es den Anschein hatte. Du bist für mich Tom und dabei will ich es lieber fürs Erste belassen. Es muss ja nicht sein, dass du deinen Job verlierst, nicht, wenn ich es verhindern kann. Was immer dein Job auch ist. Und bitte – nicht diese melodramatische Wut! Ich fürchte, wir haben nicht die Energie und die Zeit, wie in einer blöden romantischen Komödie im Kino Verwicklungen und Missverständnisse zwischen uns auf- und dann mühsam wieder abzubauen.“



„Oh!“, unterbricht mich Tom. „Romantische Komödie? Hab´ ich gar nicht mitbekommen. Kriege ich dich denn am Schluss?“ Sein Ton ist ätzend. Zumindest an der Oberfläche. Darunter, gleich darunter liegt ein inniges Flehen. Ach du Scheiße!

Ich versuche verzweifelt, das einfach zu ignorieren, weil ich nicht den Hauch einer Vorstellung habe, wie ich mich damit auseinandersetzen soll. Ausweichen kann ich aber jetzt nicht. Also versuche ich es mit einer ehrlichen Antwort: „Tom, ich habe mein Herz angehalten. Und ich kann dir sagen, ich hatte eine verdammte Todesangst dabei. Aber ich sah keinen anderen Ausweg mehr, als ich merkte, dass ich mit der Spritze unter Drogen gesetzt werden sollte. Ich war tatsächlich tot, denn ich befand mich für eine kurze Zeit nicht in meinem Körper. Tut mir leid – besser kann ich das nicht erklären. Tot-Sein habe ich bei Weitem nicht als so angenehm empfunden, wie ich nach den Erfahrungen in meiner Komazeit erwartet hatte. Und all das muss ich gerade irgendwie verarbeiten und einsortieren. In mir ist alles ins Rutschen geraten, das kannst du mir glauben. Also hör auf, auf mir herumzuhacken. Noch eine Schaufel auf meinen Berg an Problemen obendrauf kann ich gerade jetzt ganz schlecht brauchen.“

Tom bleibt abrupt stehen. Die Wut scheint mit einem scharfen Ausatmen wie aus einem angestochenen Ballon aus ihm zu entweichen. „Ich habe in deinem Heft gelesen“, gibt er unvermittelt und einigermaßen verlegen zu.

„Ach du Scheiße!“ Jetzt habe ich es laut gesagt. „Ich dachte, ich hätte es eingeäschert.“

„Beinahe. Du hast das gute Stück wie mit einem Feuerstoß angesengt. Einer meiner Jungs trägt jetzt dicke Bandagen an beiden Händen, weil er versucht hat, deine Aufzeichnungen zu retten. Viel ist nicht von deinem Block übriggeblieben. Der Anfang ist total verbrannt. Dann kommt ein Haufen Fragmente. Der Teil über dich und Ben ist ziemlich vollständig erhalten geblieben.“

Ich werde feuerrot. Wie überaus peinlich! Das, was ich da niedergeschrieben habe, war wirklich nicht für Publikum gedacht, schon gar nicht für jemanden, der wie Tom etwas für mich empfindet.

Tom scheint jedoch mein Unbehagen gar nicht zu bemerken, er spricht einfach weiter: „Ich habe keine Ahnung gehabt, wie schwer das ist, mit so einer Gabe wie Ur zu leben. Und ich bin begeistert, was du alles mit Ur geschafft hast beziehungsweise leisten kannst. Die Möglichkeiten sind fantastisch! Und die Erzeugung von korrekten Raum-Zeitkoordinaten als Schlüssel zum Funktionieren – das ist etwas, was mit einem Team ausgesuchter Mathematiker und einem Supercomputer zu schaffen sein müsste. Es sollte da Muster, Gesetzmäßigkeiten geben, die man sicher mit genügend Aufwand aufspüren kann. Man muss nur die richtige Gleichung dazu entwerfen.“

„Aber die Risiken, wenn Ur in die falschen Hände gerät, Tom! Mit einem simplen Lautsprecher könnte ich aus Helden Memmen und aus Grundschulern oder Nonnen ein Selbstmordkommando machen. Ur darf auf gar keinen Fall in die verkehrten Hände geraten. Es darf mich sozusagen nicht verlassen!“

Tom schaut mich scharf von der Seite an: „Aber Ur hat dich doch schon verlassen, oder? Du hast gesagt, du hast es verloren. Stimmt das? Oder ändert sich da gerade etwas dran?“

Arnold kommt herein. Er schaut mich mit dem beiläufigen Interesse an, das man für ein gefährliches Zootier hinter festen Gittern übrighat, ganz anders als vorher.

„Hi, Boss. Der Doc hat gesagt, ich soll eine Suppe kochen, damit sie was isst. Hühnerbrühe mit Eierstich. Hat meine Ma immer gemacht, wenn ich krank war.“

„Danke.“ Ich bin selbst überrascht, dass ich mich bedanke, aber irgendwie hat die Vorstellung von diesem wandelnden Kleiderschrank als krankes Kind, das von seiner Mutter gepöppelt wird, mir den Mann sympathischer gemacht.

Er lächelt überrascht. Das ist das erste Mal, dass der Riese lächelt. Es steht ihm. Was für schräge Verhältnisse! Arnold stellt die Suppenschale auf den Tisch neben meinem Bett und verlässt die Zelle

wieder, die jetzt ein Krankenzimmer ist und deren Tür er nur anlehnt, aber nicht mehr ins Schloss zieht.

Auch Tom scheint zu empfinden, dass sich die Atmosphäre grundlegend geändert hat, denn plötzlich sagt er: „Du erinnerst dich? Ich habe dir gesagt, wir sind die Guten. Wir kochen sogar Hühnersuppe, damit sich unsere Gäste wohlfühlen.“

„Trotzdem. Ur darf niemand bekommen! Das ist wie mit dem Know-how für Atombomben oder biologische Waffen. Es zu besitzen und damit Macht ausüben zu können, ändert alles. Und was soll das heißen – Gäste? Bin ich frei zu gehen?“

Tom lächelt verlegen und deutet auf die angelehnte Tür. Ich schaue ihm in die Augen, suche nach der Wahrheit. Dann will ich mit einer schwungvollen Bewegung beide Beine über die Bettkante heben. Aber diese Bewegung habe ich nur gedacht, habe sie sozusagen wie gewohnt ausführen wollen. Die dünne Bettdecke liegt plötzlich tonnenschwer auf meinen Beinen, matt arbeiten sie sich schließlich unendlich langsam seitlich unter der Decke hervor und hängen dann wie zwei welke Blumenstängel am Bettrahmen herab.

'Alles eine Frage des Willens', versuche ich mir einzureden und schiebe mich mit wackligen Armen ungeschickt so vorwärts, dass ich schließlich aus dem Bett rutsche.

Meine Beine knicken beim ersten Kontakt mit dem Boden weg, als beständen meine Knie aus warmer Butter! Für mich kommt das überraschend, Tom dagegen hat damit gerechnet, dass ich nicht einmal stehen kann: Er fängt mich behutsam auf und legt mich wieder in die Kissen. Nach den paar Bewegungen ist mir klar, warum die Tür offen steht. Tom greift nach der Suppenschüssel, die auf dem Tisch steht und beginnt kommentarlos, mich zu füttern. Ich protestiere nicht einmal, denn nach der winzigen Belastung zittern meine Arme und Hände wie Espenlaub. Damit kann niemand Suppe löffeln.



## **Kapitel 57: Freitag, 5.5. - 6 Uhr 22 ... ..**

Ich habe die ganze Nacht tief und fest geschlafen. Alle Infusionen sind abgeklemmt worden. Ich konnte mich also so ins Bett legen, wie ich wollte und auch im Schlaf einmal umdrehen. Es hat mich sehr erschreckt, als mir gestern klar wurde, wie tief mein Energiepegel abgesackt ist - man versucht anscheinend nicht ungestraft, sich das Leben zu nehmen.

Ich fühle tief in mich hinein - und spüre als Erstes, dass ich ziemlich dringend einmal auf die Toilette muss. Der Wandschirm steht noch da, keine zwei Meter entfernt. Ob ich den Weg schaffe? Das würde ich zu gern ohne Hilfe erledigen! Was weiß ich denn, wer kommt, wenn ich auf die Klingel drücke, die neuerdings an meinem Bett am Kopfende befestigt ist!

Fünf Minuten und zwölf Sekunden später sitze ich schweißnass wieder in meinem Bett - total erschöpft von diesem großartigen Ausflug. Niemand hat meinen Alleingang unterbrochen beziehungsweise meine Zelle betreten. Ob ich überhaupt noch beobachtet werden?

Mir wird mit einem Schlag bewusst, dass mit meinen Lebensgeistern auch Ur wiedergekommen ist. Meine zeitliche Orientierung ist wieder da - dann wird sich wohl auch die räumliche reorganisieren.

Irgendwie bin ich beruhigt, zu spüren, dass sich meine Fähigkeiten wahrscheinlich erneut einstellen werden. Die kurze Zeit ohne Ur hat mir unmissverständlich klar gemacht, wie sehr mein Leben und Empfinden davon abhängen. Ur freiwillig aufzugeben, das wäre wohl so, als verzichtete jemand auf sein Augenlicht, nur weil es bisweilen unangenehme Dinge zu sehen gibt. Das Leben mit Ur ist sicher nicht einfach, aber ohne Ur auskommen? Nein! Diesbezüglich bin ich mir jetzt sicher, was ich will.

Es sieht so aus, als müsste ich Pläne für meine Zukunft machen, denn ich werde offensichtlich eine haben. Zuerst muss ich allerdings wieder zu Kräften kommen.

Um 7 Uhr schaut Kate nach mir. Sie begrüßt mich freundlich: „Schon so früh wach? Hast du gut geschlafen?“

In der für Ärzte typischen Art wartet sie nicht wirklich auf meine Antwort, sondern greift routiniert nach meinem Handgelenk, um den Puls zu prüfen, steckt mir ein Thermometer ins Ohr und holt eine Blutdruckmanschette hervor, die wohl irgendwo auf einer Ablage unter dem Bett auf ihren Einsatz gewartet hat. Während sie die aufpumpt, frage ich sie: „Was geschieht jetzt mit mir?“

Kate zieht eine Augenbraue hoch. Sie ist die Älteste von den Leuten jenseits der Tür, sicher Mitte vierzig. Aber auch sie besitzt diese topfitte Ausstrahlung, wirkt aufmerksam und intelligent.

„Was jetzt mit dir geschieht?“, wiederholt sie gedehnt. „Ich weiß nicht. Man hat mich nicht einmal informiert, weshalb genau du dich hier befindest. Ich bin Ärztin und somit fürs Heilen zuständig, sonst nichts. Und du brauchst momentan eine Menge Hilfe, wie mir scheint. Bist ziemlich abgewrackt.“

„Ist das normal?“, will ich wissen.

„Was meinst du mit ‚ist das normal‘? Wenn du wissen willst, wie der Zustand nach Herzstillstand und einer Wiederbelebung im Allgemeinen aussieht, dann kann ich dir leider nur sagen, dass dein Befund krass davon abweicht. Du hast alle deine Energiereserven aufgezehrt, fast so wie jemand, der seit geraumer Zeit hungert. Allerdings musst du sozusagen blitzschnell verhungert sein, denn ein Mensch, der zu wenig zu essen bekommt, baut zunächst Fett, danach Muskeln ab, um seinen Energiehaushalt zu stabilisieren. Obwohl du hier ganz normal gegessen hast und in einer ausgezeichneten Verfassung angekommen bist, leidest du unter einem ganz erstaunlichen Muskelschwund, seit alle spontan verfügbaren Energiereserven mit einem Schlag aufgezehrt wurden, als dein Herzstillstand erfolgte. Wie es dazu kam, ist mir ein Rätsel, denn wie gesagt – eigentlich bist du geradezu unverschämt gesund, nur energetisch vollkommen ausgebrannt. Ich habe lediglich mitgeteilt bekommen, dass du versucht hast, dich umzubringen. Aber wie, das ist mir ein Rätsel. Nur in einem Punkt bin ich mir sicher – du kannst keinen Suizidversuch auf dem Weg eines klassischen Hungerstreiks

unternommen haben. Du siehst, ich habe auch mehr Fragen als Antworten.“

„Werde ich gesund?“

„Bestimmt! Du bist jung, da regenerieren sich Körper schnell. Gutes Essen, ein bisschen Krankengymnastik, damit sich die Muskulatur aufbaut. Aber unterschätz nicht die Tatsache, dass du dir selbst dein Lebenslicht auspusten wolltest. Das ist keine Lappalie, auch wenn du es nicht geschafft hast. Niemand kann über solch ein Ereignis einfach hinweggehen. Dein ganzes Leben lang wird diese Tatsache einen Schatten auf alles werfen, was du tust oder bist. Damit musst du dich auseinandersetzen, besser früher als später. Wenn du reden willst - ich höre.“

Ich lächle. Sie meint es ehrlich, das kann ich hören. Doch jetzt über Ur reden? Das scheint mir gerade wirklich nicht der beste Weg zu sein - und was sollte ich dieser Frau überhaupt über meinen Suizidversuch sagen, wenn ich das Thema Ur ausklammere? Deshalb weiche ich aus, freundlich, aber weit. „Ich denke, ich fange mit dem Essen an. Bringen Sie mich wieder auf die Beine, bitte. Heute Morgen fand ich den Weg zur Toilette doch ziemlich weit.“

Kate schlägt Rührei vor.

Eine halbe Stunde später serviert Arnold das Ei. Zwei Scheiben Frühstücksspeck liegen appetitanregend quer über dem Ei, das sogar nach geschmorten Zwiebeln duftet. Wenn ich noch Zweifel an der wahren Nationalität meiner Bewacher gehabt hätte, wäre jetzt klar gewesen, woher sie stammen: Das sieht ausgesprochen amerikanisch aus!

Keine Waffen mehr, keine Drohungen, kein Geleitschutz. Es ist grotesk, wie sich das Bild verändert hat, seitdem man mich für harmlos hält. So gefällt es mir deutlich besser.

„Sind Sie der Koch hier?“, versuche ich, ein Gespräch zu beginnen.

„Gibt's was zu meckern?“, grollt Arnold leicht gereizt.

„Nein! Überhaupt nicht. Die Suppe gestern hat mir wirklich gutgetan. Und ich wollte nur sagen, dass das Rührei bestimmt klasse ist, wenn es so schmeckt, wie es riecht und aussieht.“

Der Kleiderschrank lächelt zum zweiten Mal. Dann sagt er sichtlich verlegen: „Hatte schon Angst, du magst keine Zwiebeln. Dann hätte ich noch mal in die Küche gehen können. Der Boss hat nämlich angeordnet, dir jeden Wunsch zu erfüllen.“ Damit stapft er aus der Zelle.

Die Gabel kommt mir unhandlich vor, aber nicht so unendlich schwer wie der Löffel von gestern. Ich beginne zu essen. Schon nach zwei, drei Mal Kauen fühle ich mich erschöpft und so satt, als hätte ich ein mehrgängiges Menü hinter mir. Ich zwingen mich, weiter zu essen. Nach sieben Gabeln voll Ei geht nichts mehr und ich schlafe so ein, wie Kate mich im Bett zurechtgesetzt hat: aufrecht in die Kissen an das hochgestellte Kopfeende gelehnt, den halb geleerten Teller mit dem Rührei vor mir auf einem Tablett.



## **Kapitel 58: Freitag, 5.5. - 11 Uhr 13 ... ..**

Wieder weckt mich ein ungewohntes Geräusch: Es ist das Schaben, das ein Bleistift erzeugt, wenn man damit schreibt. Ich blinzele. Tom sitzt an dem Tisch neben meinem Bett und kritzelt konzentriert vor sich hin. Mir wird bewusst, dass mich diesmal keine Träume durch den Schlaf gejagt haben. Ich weiß wieder, wie spät es ist, aber die Raumkoordinaten kann ich nach wie vor nicht abrufen. Nicht träumen können, ist eines der Attribute von Ur - es kommt also tatsächlich langsam wieder. Aber Toms Gegenwart habe ich nicht gespürt.

Plötzlich wird mir bewusst, dass ich auf der linken Seite liege. Dort hat mir bis vor einigen Stunden noch alles wehgetan von den Blutergüssen, die Tom mir unabsichtlich bei der Herzdruckmassage beigebracht hat. Unter der Bettdecke taste ich so diskret wie möglich den Bereich meines Brustkorbs ab, wo die blauen Flecke sein müssten: Sie sind weg. Schlagartig. Irritiert setze ich mich auf.

Tom legt den Bleistift beiseite und beobachtet mich aufmerksam. „Wird auch Zeit, dass du wieder wach wirst“, begrüßt er mich. „Kate hat gesagt, du sollst ungefähr alle zwei Stunden etwas essen - und die letzte Mahlzeit ist jetzt wie lange her?“ Er schaut mich erwartungsvoll an.

Die Falle ist so plump, da tappe ich doch nicht hinein. „Keine ...“, beginne ich und das ‚Ahnung‘ bleibt mir wie eine Gräte im Hals stecken. Der Wahrheit verpflichtet! Ur ist wieder da und Lügen damit unmöglich. „Warum ist das wichtig?“, bemühe ich mich, an einer verräterischen Antwort vorbei zu kommen.

Tom grinst breit und ziemlich selbstgefällig, als er verkündet: „Netter Versuch. Aber als du geschlafen hast, warst du nicht wirklich ruhig. Demnach, was ich auf einem der Fragmente in deinen Aufzeichnungen gelesen habe, dürfte es dir jetzt deutlich besser gehen.“ Dann steht er unvermittelt auf und ruft in den Flur hinaus: „Kate? Kannst du bitte mal kommen?“

„Was gibt's?“, erkundigt sich die Ärztin bei ihrem Erscheinen.



„Schaust du bitte noch einmal nach Saras Blutergüssen?“

Ich sehe Tom bitterböse an. Er lächelt daraufhin süffisant. Er ist sich seiner Sache so verdammt sicher, dass er mir auf die Schliche gekommen ist: Wenn die Blutergüsse schneller verschwunden sein sollten, als das normalerweise möglich ist, dann hat er damit einen Beweis, dass ich wieder über Selbstheilungskräfte verfüge, die auf Ur zurückzuführen sind.

Kate zieht zwanglos mein Nachthemd hoch und betastet meine Rippen. „Erstaunlich, das ist wirklich schnell abgeklungen. So flott hat sich ja noch niemand erholt!“, wundert sie sich. Sie denkt offenbar gut mit, denn prüfend sieht sie Tom an. „Woher hast du das gewusst?“

Tom grinst immer noch impertinent. Er übergeht die Frage einfach. „Es wird nun ziemlich schnell mit Sara bergauf gehen“, verspricht er. „Sie sollte jetzt ihre nächste Mahlzeit bekommen.“

Ich schweige einfach und versuche, mir ein Bild von der Lage zu machen. Die auffällig schnell geheilten Blutergüsse und die Tatsache, dass ich mein Summen im Schlaf offensichtlich nicht kontrollieren kann, haben mich verraten. Ich kann nicht länger so tun, als wäre Ur verloren und darauf hoffen, dass meine Entführer daraufhin das Interesse an mir verlieren. Schade eigentlich. Dann hätte alles so einfach sein können.

Kate verschwindet und Arnold erscheint im Türrahmen. „Magst du Müsli?“, erkundigt er sich.

„Ich mag keine Milch“, gebe ich etwas zaghaft zu.

„Geht Joghurt?“ Er bemüht sich, barsch zu klingen, aber so ganz gelingt ihm das nicht.

„Wieso fragst du uns nicht mal danach, was wir mögen? Für uns kochst du einfach irgendwas“, beschwert sich Tom spontan.

Arnold grinst hintersinnig: „Ich koche nie *irgendwas*. Ich koche einfach fantastisch. Und mir hat keiner gesagt, dass ich dir jeden Wunsch erfüllen soll, Boss!“

Beide Männer lachen. Es klingt ehrlich, als würden sie sich gut kennen und nach einer aufrichtigen Freundschaft.

Fünf Minuten später steht ein leckeres Müsli mit frisch geschnippeltem Obst vor mir. Der Löffel fühlt sich endlich wieder leicht an und ich schaffe es auch fast, die ganze Portion aufzuessen. Tom sieht mir schweigend zu. Anschließend soll ich ins Bad. Arnold und Muck beraten darüber, wie ich duschen kann, ohne mich, schlapp wie ich bin, dabei zu gefährden. Mein Schamgefühl scheint bei ihren Überlegungen keine Rolle zu spielen.

Schließlich fährt Tom dazwischen: „Begleitet oder tragt sie ins Bad, setzt sie unter der Dusche auf einen Hocker und den Rest soll Kate machen. Ist das so in Ordnung?“

Ich bin mir nicht sicher, ob das eine rhetorische Frage ist, nicke aber. Duschen wäre herrlich. Ich kann mich gar nicht erinnern, dass nach meiner Komazeit vor Jahren auch so viele kleine Schritte zurück ins Leben notwendig waren.

Mit einem unglaublich frischen Gefühl, total müde und einigermaßen entspannt sitze ich 36 Minuten später wieder im Bett. Den Weg zur Dusche habe ich auf eigenen Füßen geschafft – auch wenn Arnold mich ziemlich stark stützen musste. Bevor ich wieder erschöpft einschlafe, verpasst mir Kate noch eine kleine Zwischenmahlzeit.

Um 14.59 Uhr werde ich wieder wach – vor Hunger! Ich kann deutlich spüren, dass sich die vollkommene Schwäche umgekehrt hat in einen energischen Aufbauprozess. Ich dehne Arme und Beine, ein Hauch von Spannkraft ist wieder da.

Ich muss essen. Und ich muss überlegen.

Wie soll es weitergehen? Wie kann ich einen Missbrauch von Ur vermeiden? Und wie schaffe ich es, dabei zu überleben? Kate hat recht: Es ist keine Lappalie, entschlossen zu versuchen, seinem Leben ein Ende zu setzen. Ich weiß nicht, ob ich noch einmal die Kraft oder den Mut dazu habe. Ich bezweifle es. Deshalb muss ich hier weg. Bald.

Meine Gedanken fahren einmal wieder Karussell. Schließlich schälen sich drei Punkte aus dem Wirrwarr heraus, die ich fest im Auge behalten sollte: Zum einen muss ich wieder zu Kräften kommen, schnell und gründlich und möglichst so, dass meine Bewacher nicht merken, wie gut es mir dabei jeweils geht. Punkt zwei gefällt mir nicht, denn mir wird klar, dass ich einen Verbündeten brauche, um hier heil heraus zu kommen. Ich muss mir jemanden verpflichten, wenn nötig, gefügig machen. Und je länger ich grüble, umso klarer wird mir, dass das nur Tom sein kann. Er hat den Überblick, er besitzt als Chef des Teams den notwendigen Einfluss. Und die Voraussetzungen sind günstig, weil er mich bereits mehr mag, als gut für ihn beziehungsweise die Interessen seiner Leute ist. Schon bevor ich in irgendeiner Art tätig geworden bin, schäme ich mich dafür, ihn missbrauchen zu wollen.

Dabei: Wer hat denn angefangen? Die Situation wäre nie so zustande gekommen, wenn man mich nicht hier festgesetzt hätte. Tom ist der Feind!

Ist er das wirklich? Ich habe eine Vorstellung davon, was er für mich empfindet. Aber bin ich mir wirklich im Klaren darüber, was ich für ihn empfinde?

,Du liebst Ben!`, rufe ich mich innerlich zur Ordnung.

,Ja und?`, fährt diese blödsinnige innere Stimme ungebeten fort, die meistens dazwischen quatscht, wenn ich es am wenigsten brauchen kann. ,Sich neu zu verlieben, obwohl man bereits in einer Liebesbeziehung steckt, das ist schon ganz anderen passiert.`

Mit Ur kann man andere Menschen analysieren. Aber nicht sich selber. Ich kann mich selbst belügen und in die Irre führen, ich kann an Tatsachen, die mich betreffen, bewusst und unbewusst vorbeidenken. Wie jeder andere Mensch kann ich mir selbst etwas vormachen.

Also ehrlich: Bin ich in Tom verliebt?

Schwer zu sagen. Er wirkt auf jeden Fall sehr attraktiv auf mich. Anscheinend fühlt er sich, ganz anders als Ben, nicht von Ur bedroht oder in die Enge getrieben, hat keine Angst vor meinen Manipulationsmöglichkeiten. Sein Verständnis und Interesse für mich

erreichen eine ganz andere Dimension als bei Ben, der immer wieder bei allem, was wir geteilt haben, doch sehr auf der Hut gewesen zu sein schien, der stets wissen wollte, was Ur bewirken kann, etwa so, wie man sich einen interessanten Taschenspielertrick immer wieder vorführen lässt, um nicht doch irgendwann darauf hereinzufallen. Ben verhielt sich Ur gegenüber ablehnend wachsam, ich blieb in unserer Beziehung meist darauf bedacht, ihn möglichst wenig von meinen besonderen Fähigkeiten spüren zu lassen. Schließlich hatte es oft genug Spannungen gegeben, wenn ich Ur *auslebte*.

Tom dagegen will einen Anteil an Ur - und damit natürlich auch an mir, denn schließlich habe ich gerade durch den zeitweisen Verlust meiner universellen Sprache erlebt, wie sehr Ur Bestandteil meiner Persönlichkeit und meines Lebens ist. Toms Anteilnahme kann selbstverständlich auch mit der Aufgabe zusammenhängen, die er hier übernommen hat. Das muss alles nichts Persönliches sein. Verdammt! Das ist so wirr! Unendlich schwer zu trennen und zu bewerten.

Punkt drei auf meiner Liste ist mir völlig klar: Was auch immer ich unternehme, ich muss möglichst sicher sein, dass meine Handlungen dazu führen, dass Ur nicht in falsche Hände fällt und missbraucht werden kann. Das bin ich mir, aber auch dem Rest der Menschheit schuldig. Selbst wenn die heilenden Effekte von Ur ganz wunderbar für alle Kranken wären, der Machtaspekt würde doch irgendwann dazu verleiten, Menschen zu beeinflussen. Wenn ich mir nur sicher sein könnte, dass Ur dazu genutzt würde, alle Welt in ein Reich der Liebe, des Verständnisses und des Teilens zu verwandeln! Möglich wäre das wahrscheinlich: rein theoretisch. Aber daran glaube ich nicht. Ur würde bestimmt am Ende dazu benutzt, einen oder wenige zu Beherrschern aller anderen aufzusteigen zu lassen. Wer Emotionen kontrolliert, kontrolliert Handlungen: bedingungsloses Kämpfen oder Arbeiten im Interesse eines Machthabers. Wer es schafft, die universelle Sprache so zu entschlüsseln, dass sie reproduzierbar und in die Ohren nichts ahnender Mitbürger geträufelt wird, bekommt das, wovon so viele schon träumten: die Weltherrschaft. Diese Träume wurden aber nie von

Lämmern, sondern immer nur von Falken geträumt. Dafür gibt es reichlich viele Belege.

Diese Verantwortung macht mich völlig fertig - sie ist unglaublich erdrückend. Schließlich habe ich ein Recht auf ein eigenes Leben. Aber: Wo und wie soll das stattfinden, wenn es Kreise gibt, die mir Ur um jeden Preis abjagen wollen?

Das Klicken des Türschlosses lenkt meine Aufmerksamkeit ab - meine Bewacher sehen, dass es mir besser geht: Die Tür steht nicht mehr offen. Ich muss fast lachen - schon bei dieser kleinen Frage kann ich mich nicht entscheiden: Ist das ein gutes oder schlechtes Zeichen? Und ich blöde Kuh glaube, ich kann die Welt vor Ur retten und mich vor der Welt? Das ist wirklich komisch!

Tom erscheint. In seinem Schlepptau befindet sich einer seiner Mitarbeiter. Immerhin geht ihre Vorsicht mir gegenüber nicht so weit, dass schon wieder jemand einen Gehörschutz oder gar eine Waffe trägt.

„Hi Sara“, grüßt er ganz sachlich und stellt mir erstaunlicherweise den Mann vor. „Das ist Frank. Er versteht eine Menge von Muskelaufbautraining.“

Ich grinse. Franks Bizeps sprengt fast den Ärmel seines Sweatshirts! Dass er etwas von Muskelaufbautraining versteht, lässt sich wirklich nicht übersehen.

„Schön, dass du wieder lachst. Du siehst viel besser aus“, freut sich Tom. „Erst mal ein paar Übungen und dann wieder eine Mahlzeit, geht das in Ordnung?“

Ich nicke. Dann kommt eine Frage, die mir zeigt, wie wachsam Tom sich inzwischen schon wieder verhält: „Kann ich dich mit Frank alleinlassen?“

Der Muskelmann sieht angesichts dieser Nachfrage etwas verwundert aus. Kein Wunder, denn ich wirke wahrscheinlich mehr als harmlos in meinem Krankenbett.

„Ich verspreche, dass ich mich zusammennehme“, versichere ich.

Tom schaut mich noch einmal prüfend an, nickt, dann verlässt er den Raum. Frank setzt sich auf einen Stuhl, den er mit einer beiläufigen Bewegung neben das Bett zieht.

„Keine Angst“, beruhigt er mich. Auch er spricht Deutsch, aber nicht völlig akzentfrei. Der Amerikaner schimmert durch. Scheinbar gehen die perfekt qualifizierten Fachleute aus. „Wir machen ganz einfache Übungen, die dich nicht überanstrengen. Gib mir mal deine Hand.“

Meine dünne und blasse Hand verliert sich in seiner braun gebrannten Pranke. Ich muss gegen seine Hand arbeiten, drücken und ziehen, immer im Wechsel. Für so einen Muskelprotz dosiert er seine Kraft erstaunlich feinfühlig. Ich beginne trotzdem, nach kurzer Zeit zu schwitzen.

„Du bist also so etwas wie eine Geheimwaffe“, stellt er mit einem leicht belustigten Unterton wie nebenbei fest, als er die Hand wechselt.

„Ja, ich bin echt gefährlich. Sieht man das nicht?“, gehe ich auf seinen lockeren Ton ein.

„Und worin besteht deine besondere Fähigkeit?“

„Eine Geheimwaffe ist nicht mehr geheim, wenn sie anfängt, über ihre Eigenschaften zu plaudern.“

Frank greift mit seiner Pranke nach einigen Minuten meinen linken Fuß und lässt mich damit gegen seine Hand drücken. „Ich wüsste schon gern, wie du es in den letzten paar Tagen geschafft hast, eine solche Fotogalerie im Aufenthaltsraum zu produzieren“, meint er rätselhaft.

Ich kann ihm nicht folgen. „Was für eine Fotogalerie?“

Frank wechselt die Übung - jetzt muss mein Fuß seine Hand wegziehen. „Der Boss hat dort ein paar Bilder aufgehängt. Der versteht echt was von Psychologie. Ohne die Fotos würde dich wahrscheinlich kein Mensch für gefährlich halten. Aber ich kenne unsere Truppe und weiß, wie fit meine Kollegen durchweg sind. Du hast einen von uns zu einer

Magenoperation ins Krankenhaus befördert, ein anderer hat verbrannte Hände, einem dritten hast du die Dienstwaffe weggenommen, eine Hand versengt und er ist mitten im Einsatz bewusstlos geworden, der nächste konnte mehrere Stunden nicht laufen und so weiter. Ist alles auf den Bildern dokumentiert. Ich weiß gern“, er hebt den Blick von dem Fuß, den er bearbeitet, und sieht mir offen ins Gesicht, „womit ich es zu tun habe. Das ist in meinem Job lebenswichtig. Also verrätst du mir, womit ein so nettes Mädchen wie du meine Kollegen schachmatt gesetzt hat?“

Nicht dumm, der Muskelberg da vor mir. Zu wissen, woher eine Gefahr droht, ist bestimmt lebensverlängernd in dieser Art von Job. Lügen geht nicht, aber die Wahrheit möchte ich erst recht nicht sagen. „Könnten wir nicht einfach das Thema wechseln?“, versuche ich es einmal wieder mit Ausweichen.

„Nein“, erwidert er ganz leise, aber bestimmt. Gleichzeitig gibt er den leichten Widerstand, den er bisher gegen meinen Fuß geleistet hat, auf und hält ihn plötzlich fest. Ich könnte auch versuchen, eine Betonwand zu bewegen, so starr ist sein Griff. Mit einer ganz ruhigen Stimme, als wäre nichts geschehen, fährt er fort: „Information. Ich brauche Informationen. Vorgesetzte teilen einem nicht immer alles mit, was wirklich wichtig ist. Die sind oft genug nur deshalb Vorgesetzte geworden, weil sie die Kunst ausgezeichnet beherrschen, abzuschätzen, was sie an Wissen teilen sollten und was nicht. Wissen ist Macht. Das hast du bestimmt schon gehört. Ich sehe bei jedem meiner Einsätze zu, dass ich mir die Kenntnisse, von denen ich meine, dass ich sie brauche, selbst sammle. Das hat sich bewährt. Ich komme selten in eine Klemme. Also? Worin besteht dein spezieller Trick?“

Ich halte vor Verblüffung den Atem kurz an: Ohne es zu bemerken, hat mir Frank gerade die Tür meines Gefängnisses aufgestoßen: Information – breit gestreut. Wissen ist Macht. Genau hier liegt der Schlüssel zu meinem Problem!

Ein unangenehmes Prickeln durchläuft meinen Fuß, als Frank noch eine Spur fester zudrückt. „Worin besteht dein Trick?“, hakt er nochmals nach.

Wie interessant! Tom hat offensichtlich die Details, die er über Ur zusammengetragen oder von mir bekommen hat, nicht beziehungsweise nicht in vollem Umfang an seine Mannschaft weitergegebenen, denn sonst müsste Frank mich wohl nicht so etwas fragen. Das sagt mir natürlich etwas über Toms Einstellung in Bezug auf meine Person.

Ich lächle Frank breit an und fordere in einem Ton, als wünschte ich ihm frohe Weihnachten: „Lass sofort meinen Fuß los, sonst wirst du gleich herausfinden, worin mein Trick besteht.“

Frank tut so, als hätte es sich bei dem festen Griff nur um ein Versehen gehandelt, zieht wie erstaunt die Augenbrauen hoch und gibt den Fuß unverzüglich frei. Dann wechselt er ganz locker die Seite am Bett und nimmt den anderen Fuß, beginnt rechts mit einer Wiederholung der Übungen. Ohne die Stimme zu heben, spricht er weiter: „Du hast nicht einmal Angst. Was immer du drauf hast, es muss verdammt gut sein, wenn du es dir leisten kannst, mir zu drohen. Du kannst sicher sein, vor dir werde ich mich in Acht nehmen.“





## **Kapitel 59: Freitag, 5.5. – 15 Uhr 32 ...**

Koordinaten: 51.3027

Ich bin in Schweiß gebadet, als Frank seine Übungen beendet und endlich verschwindet. Aber ich nehme beruhigt wahr, dass mich das bisschen Gymnastik nicht nur müde gemacht hat. Offensichtlich hat es auch meine Lebensgeister weiter geweckt, denn ich kann nun einen Teil der Raumkoordinaten wahrnehmen, die in Ur mitschwingen. Ich habe Frank zwar gedroht, solange ich jedoch nicht bis ins Detail meine Raumkoordinaten generieren kann, sollte ich mich nicht darauf verlassen, dass Ur auch wie gewohnt funktioniert. Aber meine Fähigkeiten kommen wieder – je weiter ich ins Leben zurückfinde, umso stärker prägen sie sich aus.

Was mich auch belebt, ist der Gedanke, dass es einen Ausweg aus meinem Dilemma geben könnte: Ausbruch aus meiner Gefangenschaft; Ur bleibt, was es ist, nämlich meine Privatsache; und vielleicht bekomme ich sogar Schutz vor anderen Interessenten, die mich und meine Kräfte ausbeuten wollen, durch die überaus einflussreichen Leuten, die meine Entführung hier inszeniert haben. Der goldene Weg – und Frank hat mich ganz unfreiwillig darauf hingewiesen. Jetzt muss ich mir genaue Gedanken über das Wann und Wie meiner Flucht machen.

Aber zunächst hält mich Arnold davon ab, ungestört Pläne zu schmieden. Sichtlich stolz serviert er ein paar frische Waffeln, die dick mit Zucker bestreut sind. Sahne steht auch noch dabei, um eine echte Kalorienbombe daraus zu machen. Genau das, was ich brauche! Zufrieden schaut er zu, wie ich die erste Waffel dick mit Sahne zukleistere und verschlinge.

„Die sind toll!“, lobe ich ihn mit vollem Mund.

Arnold reagiert im Prinzip wie alle Köche: sensibel und für positive Kritik sehr empfänglich. Die Tatsache, dass er für irgendeinen amerikanischen Verein arbeitet, der Leute wie mich einbuchtet, scheint

da eher nebensächlich. Er grinst verlegen, murmelt etwas Unverständliches und verschwindet wieder.

15 Uhr 42 und 12 Sekunden

Koordinaten: 51.302796, 6.5

Ich summe leise in mich hinein, um festzustellen, ob ich den Muskelkater eindämmen kann, den mir die gymnastischen Übungen sonst sicher bescheren werden. Ja, es geht. Nur eine Nuance fehlt noch und Ur ist in alter Stärke da! Jetzt werde ich sehr schnell wieder fit. Ich bin jung, ich bekomme die medizinische Unterstützung, die ich brauche und ich kann mich selbst heilen. Mein letzter bewusster Gedanke, bevor ich nochmals einschlummere, ist: ‚Schlafen, viel schlafen wäre gut. Wenn du deinem Unterbewusstsein freien Lauf lässt, kommst du noch schneller auf die Beine als beim Grübeln.‘

16 Uhr 47 Minuten und 19 Sekunden

Koordinaten: 51.302796, 6.553423

Ein Klappern weckt mich.

„Oh, das tut mir leid“, murmelt Tom.

Ich erkenne seine Stimme, bevor meine Augen sein Bild wirklich scharf stellen. Offensichtlich ist ihm ein Stift gefallen, dieses Geräusch hat mich geweckt. Er sitzt wieder an dem Tisch neben meinem Bett und ein Klemmbrett liegt vor ihm.

Prüfend schaut er mich an. „Es geht dir sehr schnell sehr viel besser“, stellt er befriedigt fest.

Ich setze mich im Bett auf. Ich denke, ich bin der Situation wieder gewachsen, kann Gegnern oder Feindseligkeiten etwas entgegensetzen. Das ist beruhigend. Aber: Toms Gegenwart konnte ich beim Schlafen nicht spüren. Wieso, verflixt!?

Meine Eltern habe ich allerdings auch nicht immer auf meinem Schlafradar wahrgenommen und Ben schon gar nicht. In seinem Arm habe ich geschlummert, als wäre er ein Teil von mir. Und wieder ist ein Stück meiner Gewissheiten weg und ich versuche mir darüber klar zu werden, wie ich diese Tatsachen bewerten muss.

„Und? Wie fühlst du dich?“, unterbricht Tom meinen Gedankenfluss.

„Gut.“ Mehr sage ich nicht dazu. Verschleiern ist jetzt wichtig.

Tom scheint zu spüren, dass ich eine Menge Informationen zurückhalte. Er legt den Kopf leicht schräg und betrachtet mich sehr genau. Mit der Stimme kann ich einfach nicht lügen. Ob man meinem Gesicht ansieht, was ich wirklich fühle? Darüber habe ich mir noch nie Gedanken gemacht. Vielleicht kennt Tom mich mittlerweile so gut, dass er mir buchstäblich ansieht, was in mir vorgeht?

„Du siehst wieder aus, als gehörtest du zu den Lebenden“, stellt er aber nur befriedigt fest.

„Wie geht das alles hier“ - ich mache eine vage Geste, die ihn, mich, die Zelle sowie Richtung Tür die ganze Umgebung umfasst - „weiter?“, erkundige ich mich so ruhig wie möglich.

Tom seufzt. „Ist eine ziemlich verkorkste Situation, nicht wahr? Wir haben keine wirklichen Fortschritte gemacht, um unser Ziel zu erreichen, nämlich dir das Geheimnis deiner ungewöhnlichen Fähigkeiten zu entlocken. Wir haben einen Namen - Ur - und einen Haufen erstaunliche Fakten, mehr nicht. Wir können uns Ur vor allem bisher leider nicht zunutze machen. Ich verfüge kaum noch über Mitarbeiter, weil du meine Crew in ein Lazarett verwandelt hast. Ich habe eine ranghöhere Person rausgeschmissen, weil sie dich fast mit ihrem inkompetenten Vorgehen umgebracht hätte. Unverzeihlich, wenn man einen Vorgesetzten rauswirft! Du wirst dich sicher freuen zu hören, dass die fragliche Dame abgereist ist. Die Reaktion aus meiner Chefetage dazu steht noch aus. Ich bin gespannt. Und obwohl wir die Guten sind, haben wir dich nicht davon überzeugen können, mit uns zu kooperieren, sondern im Gegenteil dein Leben und deine Gesundheit extrem gefährdet, was eigentlich nicht unser Stil ist.“

„Tom, du hast jetzt schon ich-weiß-nicht-wie-oft gesagt, dass du zu den Guten gehörst. Ich höre auch, dass du von der Wahrhaftigkeit dieser Aussage selbst völlig überzeugt bist. Du lügst deiner eigenen Meinung nach nicht. Aber ich verstehe einfach nicht, warum es die sogenannten Guten nötig haben, mich zu kidnappen, einzusperren, mit Waffen zu bedrohen oder gegen meinen Willen unter Drogen zu setzen?“

Tom rutscht unbehaglich auf seinem Stuhl hin und her. Dann versucht er zu erklären: „Wir wussten lange nicht, wie wir dich einzustufen hatten, Sara. Deshalb waren wir mehr als vorsichtig im Umgang mit dir. Da du offenbar nach deiner rätselhaften Analyse an der Uni noch von anderen Leuten beschattet wurdest, waren wir nicht sicher, ob du bereits für die arbeitest. Da gab es verschiedene Verdachtsmomente. Du hast zum Beispiel unsere Leute beim ersten Kontakt sofort angegriffen. Das schien uns ein Hinweis darauf zu sein, dass du bereits einen Arbeitgeber hast. Und solch ein Arbeitgeber könnte nur ein Konkurrent für uns sein, dem wir natürlich nicht auf die Nase binden wollen, wer wir sind und was wir so treiben.“

Weißt du, Sara, du bist zum Beispiel von Beginn an ungewöhnlich souverän mit der Situation umgegangen, dass wir dich hier festgesetzt haben. Ein Ottonormalbürger hätte darauf viel aufgeregter reagiert. Du dagegen bist sehr gelassen und ruhig geblieben. Hast dich einfach hingelegt und tatsächlich geschlafen, nachdem du festgestellt hast, dass du eingesperrt bist. So was macht, so etwas kann kein normaler Mensch. Meine Vorgesetzten waren der Meinung, dass deine Gelassenheit und Selbstbeherrschung auf ein sehr gutes Spezialtraining zurückzuführen sind. So ein Training für extreme Situationen wie deine bekommt man allerdings nicht bei der Volkshochschule; das erhält man bei Geheimdiensten, beim Militär oder in Spezialeinheiten der Polizei. Um die entscheidende Frage zweifelsfrei zu klären, ob du bereits einen Arbeitgeber aus diesen Bereichen hast, der deine ungewöhnlichen Fähigkeiten nutzt, solltest du unter Drogen gesetzt und dann verhört werden. Vorher wollten dir unsere Leute keinesfalls ihre Identität preisgeben. Meine Truppe ist schließlich geheimer als geheim. Die Sache mit der Spritze tut mir persönlich furchtbar leid. Ich habe dagegen gestimmt, denn ich war ziemlich früh der Überzeugung, dass du für niemanden arbeitest. Ich habe zum Beispiel versucht zu erklären,

dass du deshalb die Ruhe bewahren konntest, weil dir wahrscheinlich Ur dabei geholfen hat. Aber ich habe mich nicht durchsetzen können mit meiner Einschätzung beziehungsweise man hat mir einfach nicht geglaubt. Ich konnte meine These ja nicht beweisen. Von deinen anderen Verfolgern fehlt übrigens mittlerweile jede Spur. Du hast nicht zufällig eine Idee, wer das gewesen sein könnte? Wir wissen es nämlich bedauerlicherweise auch nicht.“

Ich schüttele nachdenklich den Kopf. Tom gehört also zu einem Geheimdienst. So langsam dämmert mir allerlei.

Dann fährt Tom fort: „Du willst wissen, warum ich so hartnäckig behaupte, dass ich für die Guten arbeite? Ich versuche, es mal so zu erklären: Nordkorea und sein herrschendes System sind dir ein Begriff?“

Ich nicke. Was zum Teufel habe ich mit einem totalitären Staat wie Nordkorea zu tun?

Tom erklärt weiter: „Stell dir einfach einmal vor, ein nordkoreanischer Geheimdienst wird auf dich und deine Fähigkeiten aufmerksam und will euch beide haben. Glaub mir, die holen sich, was sie wollen. Meinst du, dort hätte es einen Hummer oder Ärzte gegeben? Die gehen über Leichen, um ihre Ziele zu erreichen. Wir nicht. Der Laden hier“ - er macht eine unbestimmte Bewegung, die das ganze Gebäude zu umfassen scheint - „ist mehr Festung als Gefängnis. Du hast davon natürlich nichts mitbekommen, aber da draußen sind eine Menge Menschen unterwegs, um zu gewährleisten, dass dir hier nichts passiert. Mittlerweile habe ich meinen Dienst übrigens davon überzeugen können, dass du für niemanden tätig bist. Du hast mit deinem Suizidversuch allerdings selbst das beste Argument geliefert, das meine Chefetage zu der Einsicht gebracht hat, dass es sich bei dir lediglich um eine junge Frau mit extrem ungewöhnlichen Fähigkeiten handelt und dass du nicht auf der Lohnliste irgendwelcher Konkurrenten stehst.“

Bei dem, was ich über Nordkorea weiß, wird mir ganz anders bei dem Gedanken, ich hätte solchen Leuten in die Hände fallen können. So

gesehen finde ich es nicht mehr ganz so schwierig, Tom trotz der Ereignisse der letzten Tage als einen von den Guten zu betrachten.

Nachdem mir Tom ein wenig Zeit gelassen hat, über all diese Neuigkeiten nachzudenken, fährt er fort: „Es war wie ein Wettlauf. Wir sind nach der Meldung, was du in der Physikvorlesung gemacht hast, ziemlich unter Zeitdruck geraten, denn offensichtlich haben nicht nur wir mitbekommen, dass da ein extrem ungewöhnlicher Vorgang stattgefunden hat. Woher hätten wir wissen sollen, ob unsere Mitbewerber dich immer beschützen oder erst, genau wie wir, durch diesen Vorfall bei den Physikern auf dich aufmerksam geworden sind? Wir gehen bei so einer Situation lieber auf Nummer sicher und versuchen, trotzdem die Nase vorn zu haben.“

„Sag bloß, die Unis werden von euch beobachtet?“, unterbreche ich ihn einigermaßen fassungslos.

Tom nickt gelassen: „Sicher. Was glaubst du denn, was oder wer im Zeitalter eines weltweit operierenden Terrorismus dafür sorgt, dass gute Köpfe gefunden werden und nach Möglichkeit auf der richtigen Seite arbeiten? Universitäten sind ein wunderbares Rekrutierungsfeld! Hochbegabte Mathematiker, Biologen, Physiker oder Informatiker und Ingenieure werden so früh wie möglich angeworben und erhalten eine Top-Ausbildung in kürzester Zeit. Ich selbst bin so ausgebildet worden. Hat mich keinen Cent gekostet. Es war eine furchtbare Knochenarbeit, aber jetzt bin ich fünfundzwanzig Jahre alt und habe hoffentlich demnächst meinen Facharzt in der Tasche. Ich kann sicher sein, dass meine Ausbildung durch hoch qualifizierte Leute und Institute erfolgt ist. Das hätte unter sogenannten normalen Bedingungen in der kurzen Zeit nie geklappt; ich bin nämlich von Haus aus arm wie eine Kirchenmaus. Irgendwann, wenn ich die körperliche Fitness für unsere Spezialeinheit nicht mehr bringe, wollte ich mich als Arzt niederlassen. Aber ich fürchte, nach dem Verlauf unserer aktuellen Operation dürfte das eher früher als später der Fall sein – ich werde bestimmt gefeuert, und zwar ohne die sonst übliche gute Abfindung.“

Tom klingt aufrichtig, er lügt nicht, soweit ich das beurteilen kann. Keine falschen Untertöne. Mir wird langsam schwindlig angesichts der Dimensionen, die sich mir da eröffnen. Ich hatte in meiner Naivität gedacht, der Mord aus meinen Kindertagen wäre das große Problem in meinem Leben. Oder die Frage, wie ich vernünftige Beziehungen zu meinen Mitmenschen unterhalten kann, obwohl ich anders bin als sie.

Offensichtlich hat diese dumme Episode aus der Physikvorlesung samt Kevins flapsiger Bemerkung über Frauen und Mathematik sowie meine zugegebenermaßen eitle Reaktion darauf mein Leben völlig verändert. Ich bin ins Fadenkreuz von Kräften und Leuten geraten, von deren Existenz ich bis vor Kurzem keine Ahnung hatte.

Tom fährt fort: „Die Operation hier ist ziemlich hektisch angelaufen. Wir haben eine Meldung von deiner sagenhaften Analyse in der Uni bekommen. Das erste Team, das dich beobachtete, hat sofort mitbekommen, dass wir dir nicht allein folgten. Allerdings war dieses Team leider nicht so stark aufgestellt, dass die Leute herausfinden konnten, woher die Konkurrenz kam. Die haben sich zunächst darauf konzentriert, dass sie an dir dranbleiben konnten und dass dir nichts passiert. Aber bei der ersten Begegnung mit unseren Leuten hast du sofort zwei davon angegriffen. Es war nicht geplant, dich zu kidnappen. Wir wollten dich eigentlich zuerst nur beobachten und dann bitten, uns in aller Ruhe kennenzulernen. Die Männer, die dir in die Dahlienstraße gefolgt sind, waren ziemlich erschrocken, als plötzlich zwei von ihnen bewusstlos am Boden lagen. Die hatten mindestens so viel Angst wie du, Sara. Wer rechnet aber auch damit, dass eine achtzehnjährige, völlig harmlos wirkende Schülerin ein ganzes Beschattungsteam von erfahrenen Profis dermaßen aufmischen kann?! Nachdem das geschehen war, warst du natürlich erst einmal höchst verdächtig. Wir mussten praktisch davon ausgehen, dass du das nicht ohne entsprechende Ausbildung, Hilfsmittel und schon gar nicht allein geschafft haben konntest. Und so ist die ganze Geschichte völlig aus dem Ruder gelaufen. Es wäre schön gewesen, wenn wir Gelegenheit gehabt hätten, um behutsamer mit dir Kontakt aufzunehmen. Wir sind übrigens schon häufiger so vorgegangen – Kontakt aufnehmen, uns vorstellen, in Ruhe mit einander sprechen, ein Angebot unterbreiten. Normalerweise haben wir damit Erfolg. Wir hatten dich übrigens zunächst eher als

Mathematikgenie eingestuft.“ Tom lacht wirklich amüsiert: „Weißt du, mit solchen Leuten kann man reden. Leider hast du uns alle völlig überrascht mit dem Potenzial und der Art deiner besonderen Talente. Eigentlich sollte ein Mathematiker sich mit dir auseinandersetzen. Aber nach deiner Nummer in der Dahlienstraße und in dem Krankenwagen, der sich eigentlich nur zur Sicherheit vor Ort befand, wurde ich hierher geschickt.“

„Herrje! Der Sanitäter in der Ambulanz! Auf einmal war der nicht mehr zu sehen. Was habe ich dem denn angetan?“, frage ich sofort und erschrocken nach. Der Mann hat sich mit seiner dummen Grapscherei zwar alles andere als korrekt verhalten, aber ich möchte jetzt trotzdem nicht hören müssen, dass ich ihn auf dem Gewissen habe. Wer weiß, was ich mit dem angestellt habe, so weggetreten wie ich in der Situation war?

Tom grinst und winkt ab: „Der blieb nur ein paar Stunden bewusstlos, ist stinksauer auf dich und hat danach erst einmal über furchtbare Albträume geklagt. Den haben wir nach Hause geschickt.“

Ich atme tief durch. Immerhin habe ich ihn nicht umgebracht. Wie beruhigend! „Tom, du verrätst mir wohl nicht, wie dein Verein heißt und was das genau für eine Truppe ist?“

Er schüttelt ein wenig müde den Kopf. „Nein. Lass mir das bisschen Stolz. Ich habe dir schon viel zu viel verraten. Zurzeit heißt meine Order, dass ich dich wieder auf die Beine bringen soll. Andere Instanzen beschäftigen sich mit der Frage, was dann passiert. Ich weiß selbst nicht, wie es hier weitergehen soll. Aber ich nehme stark an, dass ich sehr bald wegen Inkompetenz abgelöst werde!“

Zeitdruck. Ich brauche Tom als Verbündeten, um hier heraus zu kommen.

Leise sage ich: „Ich habe dich nicht in Schwierigkeiten bringen wollen, Tom. Ich bin dir sogar dankbar für alles, was du für mich unter diesen Bedingungen getan hast. Sehr dankbar!“



Er sieht mich immer noch an, so aufmerksam wie Ben, aber mit einem ganz anderen Gesichtsausdruck - er scheint nicht auf der Hut zu sein.

„Du hast einen Plan, stimmt's?“, fragt er plötzlich sehr ernst.

Kann Tom wirklich so leicht in meinem Gesicht lesen? Er scheint mich mittlerweile recht gut zu kennen. Ich verbrenne alle Brücken hinter mir - ich will ihn nicht ohne sein Wissen missbrauchen und manipulieren. Ich nicke mit einer winzigen Bewegung.

Tom lächelt, aber es ist ein wehmütiges Lächeln: „Du siehst ganz anders aus, wenn du Pläne und Hoffnung hast. Lebendiger. Musst du mich zum Mitwisser machen? Eigentlich bin ich loyal gegenüber meinem Verein, wie du ihn nennst.“

Muss ich? Ich fürchte ja. Nervös geht mein Blick in Richtung der Abhöranlage - ist sie repariert worden, während ich nicht auf dem Damm war?

Tom folgt meinem Blick. Ein wenig misstrauisch stellt er fest: „Wir werden schlampig. Das defekte Mikrofon ist immer noch nicht ersetzt. Wozu auch?“

Trotz der beruhigenden Worte flüstere ich unwillkürlich, als ich beginne, meinen Plan zu erklären: „Ich würde dich nicht mit in die Sache hineinziehen, wenn ich wüsste, wie ich es vermeiden kann. Frank hat mich darauf gebracht, wie ich hier heil herauskomme. Er hat über Information gesprochen, wie wichtig es ist, die richtigen Informationen zur richtigen Zeit zu bekommen und mich daran erinnert, dass Wissen Macht ist.“

„Und?“ Tom zieht fragend die Augenbrauen hoch.

„Ich kann nicht viel mit dem Internet anfangen, ich brauche gesprochene Information, um meine analytischen Fähigkeiten einzusetzen. Aber ich weiß doch, dass das www Informationen so schnell wie kein anderes Medium auf der Welt verbreitet.“

Tom runzelt irritiert die Stirn. „Ich verstehe den Zusammenhang leider nicht. Erklär mir das.“

„Aber Tom, das ist doch klar - stell dir die Begeisterung deiner Vorgesetzten und deiner Truppe vor, wenn sich wie eine Lawine im Internet die Nachricht verbreitet, dass es euch gibt und was ihr so treibt!“

Ich lasse meine Worte eine kurze Zeit wirken. Tom reagiert nicht, zumindest äußerlich, also fahre ich fort und entwickle den Gedanken weiter: „Ich werde aus dieser Zelle marschieren. Ich werde dieses Gebäude verlassen und mein altes Leben wieder aufnehmen. Damit dein Verein oder eine Konkurrenzorganisation mich nicht einfach wieder einsammelt, werde ich so schnell wie möglich über Freunde und Verwandte sowie andere, dazu beauftragte Personen eine Art Informationslawine einrichten, die sofort losgeht, wenn mir etwas Ungewöhnliches zustößt. Ich werde einen Abschiedsbrief hierlassen, in dem ich meine Absichten für deine sogenannte Chefetage genau erläutere. Ich fordere völlige Bewegungsfreiheit für mich sowie gegebenenfalls Personenschutz, damit ich nicht das nächste Mal - sagen wir - in Nordkorea aufwache.“

Tom schüttelt ungläubig den Kopf. Es fällt ihm offensichtlich schwer, seine Stimme leise zu halten: „Du bist wirklich irre! Du glaubst ernsthaft, du kannst hier rausmarschieren und uns dann auch noch so unter Druck setzen, dass wir zu deinen Bedingungen auf dich aufpassen? Was macht dich da so sicher?!“

„Deine Organisation will unerkannt arbeiten und bleiben. Sagt dir das etwas - 51.302796, 6.553423?“

Tom ist unwillkürlich aufgesprungen. „Was sind das für Koordinaten?“

„Wir sitzen quasi drauf. Ich kann exakt angeben, wo man mich gefangen hält.“

„Woher hast du die?“

„Das solltest du langsam begriffen haben, Tom.“

„Raum-Zeit-Koordinaten. Ich fass´ es nicht! So exakt?“ Tom lässt sich wieder auf seinen Stuhl sinken.

„So exakt. Ihr habt hier Spuren hinterlassen. Wer diesen Ort kennt und euch sucht, wird mehr als eine Spur finden, die zu deiner Organisation führt. Wenn ich ausbreche, weiß ich sowieso, wohin ich zurückkehren muss, um Spuren zu suchen. Außerdem kann ich deine Oberfläche mit Schall abtasten und wie eine Fledermaus eine Art Bild, ein Sonogramm erzeugen. Das musst du dir vorstellen wie die Bilder, die Schwangere immer so stolz von ihren ungeborenen Kindern herumzeigen. Nicht gerade ein Passfoto, aber alles in allem eine recht brauchbare Schwarzweiß-Darstellung. Wenn ich mir die Melodie, die deinem Bild zugrunde liegt, sozusagen merke, gibt es demnächst von dir oder deinen Kollegen Phantombilder. Ich kann das.“

Tom schluckt. Schließlich lächelt er süffisant. „Warum bist du dann nicht gleich hier aus dieser Zelle ausgebrochen?“

„Gegen Pistolenschüsse zum Beispiel bin ich ziemlich machtlos. Ich weiß nicht, was oder wer mich jenseits der Tür erwartet“, gebe ich zu.

„Ah, und da kommt der gute alte Tom ins Spiel. Ich soll dir also den Weg ebnen, oder?“ Tom klingt nicht einmal mehr wütend, nur noch irgendwie enttäuscht, traurig, müde.

Ich nicke zaghaft. „Tom, ich kann und will Ur nicht preisgeben. Verstehst du das? Ich fand vor ein paar Wochen die Schullektüre ‚Der Fall Oppenheimer‘ zwar nicht gerade berauschend, aber das Thema ist für mich brandaktuell. Ich bin wie eine wandelnde Atombombe, wenn die falschen Kräfte sich Ur und mich schnappen. Ur hat wunderbare positive Möglichkeiten, aber die hat die Kernspaltung auch, wenn da nicht der menschliche Faktor wäre. Und ich möchte leben, Tom. Ich möchte wirklich leben! Dessen bin ich mir völlig sicher, seit du mich daran gehindert hast zu sterben. Als ich hier ankam, hatte ich da noch eine andere Einstellung. Du hast mich ins Leben zurückgeholt, du hast mich zum Leben verpflichtet. Wo wir jetzt stehen, dafür trägst du eine Mitverantwortung.“

Tom steht auf, wendet sich langsam ab, gibt ein Klopfsignal an der Tür. Er schaut mich dabei nicht an, sein Blick ist ganz nach innen

gekehrt. Bevor die Türe sich öffnet, sagt er über die Schulter in meine Richtung: „Ich muss nachdenken.“

Seine Stimme klingt seltsam monoton.



## **Kapitel 60: Freitag, 5.5. - 18 Uhr 02**

Die Informationen sind da, sie sind komplett und mein nagender Hunger sagt mir, dass es steil aufwärtsgeht mit meinem Befinden. Bevor meine Tür sich wieder öffnet, nutze ich die Zeit, weiter und mehr Gleichgewicht in meinen Organismus zu bringen.

Frank erscheint, lässt mich aufstehen und noch ein paar Übungen machen; er ist ebenso erstaunt wie ich, wie leicht mir alles fällt und wie belastbar ich schon wieder bin. Seine Wachsamkeit scheint in dem Maß zu wachsen wie meine Fitness. Er könnte auch einen Tiger wahrscheinlich nicht aufmerksamer beobachten.

Arnold bringt ein Abendessen, das wirklich wunderbar schmeckt. Ich sage ihm das auch sofort und er freut sich offensichtlich sehr darüber - es ist erstaunlich, wie schnell Vorgänge, die eigentlich äußerst befremdlich sind, zur Routine verkommen.

Meine Nerven vibrieren. Warum habe ich Tom nicht zuerst beeinflusst, bevor ich meinen einzigen Plan, den, zu dem es keine Alternative gibt, vor ihm ausgebreitet habe? Hätte ich ihn innerlich auf mich eingeschworen, dann hätte er nicht einmal die Gewissensbisse, die ihn wahrscheinlich jetzt plagen. Ich hätte Tom also quasi einen Gefallen getan, indem ich Hirnstrukturen in seinem Kopf, die seinem Bewusstsein nicht zugänglich sind, die ihn aber entscheidend beeinflussen und steuern, davon überzeugt hätte, dass ich es wert bin, sich bedingungslos für mich einzusetzen.

Aber: Dann wäre ich kein bisschen besser als ein Regime in Nordkorea, das unter Umständen per Ur seine chronisch unterernährte Bevölkerung von der Schönheit eines enormen Hungergefühls überzeugen will. Es wäre praktikabel gewesen, Tom zu ködern, aber eine Art Lüge. Bisher konnte ich wenigstens nur im direkten Dialog nicht gegen Ur anlügen - sollte das jetzt auch andere Ebenen betreffen? Oder ist es einfach eine Frage der Moral, dass ich für mich dieselben Maßstäbe anlege, wie ich sie gern für den Umgang mit mir eingehalten wüsste? Kant lässt grüßen!

Mein blöder, weil arroganter Philosophielehrer hat also doch einen Denkanstoß bei mir bewirkt.

Ich spüre, wie mein Unterbewusstsein genau den Zeitverlauf registriert, denn ich frage mich: Wann erscheint Tom wieder - und zu welchem Ergebnis mag er bei seinem Nachdenken gekommen sein?

Merkwürdig: Da habe ich geschrieben wie eine Besessene, um in meiner bisherigen Biografie Anhaltspunkte zu finden, ob und wie mein Leben weitergehen soll. Den Wunsch und Willen zu leben habe ich aber aus einer ganz anderen Quelle geschöpft: aus den Erfahrungen meiner Gefangenschaft hier und aus der Begegnung mit Tom. Ausgerechnet die haben mir gezeigt, dass Ur mehr Segen als Fluch ist, dass ich an meinen besonderen Fähigkeiten tatsächlich hänge, vor allem aber, dass ich für mehr als einen Menschen liebenswert sein kann. Diese Tatsache zeigt mir, dass ich glücklich werden kann in meinem Leben. Mehr bekommt wohl niemand in die Wiege gelegt, oder? Eine gute Basis, um neu zu beginnen.

19 Uhr und sieben Minuten. Mein Gefühl der Geborgenheit in diesem Universum ist wieder da, aber es hat sich verändert. Noch einmal werde ich die Reise ins Jenseits wohl nicht so optimistisch antreten, wie bei dem ersten Versuch, mein Herz endgültig anzuhalten. Aber das Empfinden dafür, Teil eines harmonischen, wunderbaren, großen Ganzen zu sein, hat sich mit der Reorganisation der Raum-Zeit-Koordinaten neu eingestellt - und ich bin sehr dankbar dafür.

Wieder tauchen Gedanken an Ben auf: Was bedeutete es wohl für ihn, wenn ich Ur verlöre? Ich sollte mich langsam auf Ben freuen, auf meine Eltern und auf Jule, mein ganzes gewohntes Leben. All das scheint nur noch einen Katzensprung weit entfernt, wenn Tom mir hilft.

Aber ich bedaure, ja vermisse schon jetzt, dass es ausgerechnet hier in dieser blöden Zelle möglich war, Ur einmal richtig zu leben! Einen Typ wie Frank zu höchster Wachsamkeit zu nötigen, gegen hoch qualifizierte Leute eines Geheimdienstes so agieren zu können, dass ich als Gewinner aus so mancher Konfrontation hervorgehe - das

vermittelt mir ein verdammt gutes Gefühl. Ich fürchte, ich bin stolz darauf. Ich habe Ur von der Kette gelassen und es war eine tolle Erfahrung. Mein kleiner innerlicher Machtrausch lässt mich aber auch mehr denn je fürchten, was passieren könnte, wenn Ur entschlüsselt beziehungsweise reproduzierbar würde.

In Tom jemanden gefunden zu haben, mit dem ich über Ur reden kann, der mich nicht als Monster oder bloße Kuriosität sieht, der Ur und mich interessant findet, ist unbezahlbar. Wie habe ich mich danach geseht, mit einem Menschen Gedanken über Ur auszutauschen! Ur ist schiere, totale Kommunikation und es fühlt sich geradezu aberwitzig an, dass ausgerechnet meine Eltern, die mich tatsächlich lieben, nicht in der Lage waren, mit mir über meine besonderen Fähigkeiten zu sprechen.

19 Uhr 17.

Kate kommt herein.

„Abschlussuntersuchung. Ich habe neue Order und reise bald ab. Frank hat mir gesagt, dass du praktisch wieder fit bist“, verkündet sie beim Betreten der Zelle. Unbefangen wie alle Ärzte langt sie nach meinem Handgelenk, um den Puls zu prüfen. Dann lässt sie mich eine Minute lang Kniebeugen machen und prüft Puls und Blutdruck erneut. Es gelingt mir nicht wirklich mühelos, die geforderten Übungen auszuführen, aber es ist auch kaum zu glauben, dass ich dieselbe Person bin, die vor kurzem noch nicht stehen konnte. Kate macht sich Notizen auf einem Krankenblatt. „Ich nehme an, du wunderst dich nicht angesichts deiner erstaunlichen Genesung?“, fragt sie anscheinend unbekümmert, aber ein lauernder Unterton lässt vermuten, dass ihr meine Konstitution beziehungsweise mein Krankheitsverlauf ein gewaltiges Rätsel aufgeben.

„Nicht wirklich.“

„Verrätst du mir den Trick? Den könnte ich bei vielen Kranken wirklich gut gebrauchen.“

„Ach, Kate ... Das glaube ich. Und ich würde das auch liebend gern tun, um die Medizin voranzubringen. Aber die Sache hat, wie fast alles, zwei Seiten. Krankheiten zu heilen ist die Helle. Es gibt aber auch eine dunkle Seite bei meinen besonderen Begabungen. Sei froh, wenn du nicht mehr weißt.“

Ein Seufzer ist die Antwort, ein Seufzer, der mir sagt, dass Kate nicht nachbohren wird, aber sehr bedauert, was ich ihr mitgeteilt habe.

„Ich wünsche dir alles Gute, Sara. Und pass auf dich auf!“, ermahnt mich die Ärztin, während sie ein letztes Mal ein Ohrthermometer benutzt, um meine Temperatur zu überprüfen. Dann greift sie zum Stethoskop, um Herz und Lunge abzuhorchen. Schließlich wendet Kate sich zur Tür. Auf der Schwelle dreht sie sich noch einmal zu mir um. „Vielleicht kannst du von deinen heilenden Kräften auch ein bisschen über Mike ausgießen. Der ist ziemlich neben der Spur. Er hat es verdient. Ohne ihn wärst du jetzt nicht mehr am Leben“, meint sie nachdenklich, bevor sie die Zelle verlässt.

Es fällt mir schwer, an Tom als Mike oder Michael zu denken. Ich habe ihn immer nur mit seinem selbst gewählten Pseudonym bezeichnet.

Wie soll ich ihm helfen? Krank ist er nicht, sondern vielmehr kerngesund, wenn sich seit meinem Schallen kürzlich nichts geändert hat. Was meint Kate wohl mit ‚neben der Spur‘? Den verkorksten Einsatz? Die Tatsache, dass er sich mit einer Vorgesetzten angelegt hat? Die Zahl seiner angeschlagenen Agenten? Meine Weigerung zu kooperieren? Die Liste ist beunruhigend lang.

19 Uhr 58. Immer noch nichts von Tom. Oder Mike. Von dem Mann, der mich ins Leben zurückgeholt hat.

Doch, ich bin ihm dafür dankbar, da bin ich mir ganz sicher. Andererseits bin ich ebenfalls sicher, dass es richtig war, mein Herz anzuhalten. Wie sonst hätte ich Ur und mich schützen können?



Wie könnte ich mich Tom gegenüber erkenntlich zeigen? Wie könnte ich ihm in seiner Position nützen? Wie ...

Die Zellentür geht auf und stoppt jäh meine Überlegungen.



## Kapitel 61: Freitag, 5.5. - 20 Uhr 01

Tom sieht anders aus als bisher. Ich habe ihn schon besorgt, angespannt und entspannt, anteilnehmend, nachdenklich, begeistert, wütend, müde, hellwach, ratlos, neugierig und amüsiert gesehen - jetzt wirkt er resigniert.

„In einer halben Stunde sollte ich hier fertig sein“, sagt er zu einer Person im Flur, die ich aber nicht sehen kann. Er schaut nicht nur resigniert drein. Seine Stimme klingt außerdem flach, so als wäre alles Leben daraus gewichen. Mit einer Hand deutet er auf das Bett, um mich zu bitten, mich zu setzen; er selbst nimmt auf dem Stuhl Platz. Wie selbstverständlich suchen wir die Positionen, die eine Beobachtung unserer Gesichter durch die Kamera unmöglich machen.

„Ich kapituliere“, beginnt er.

Das hätte er gar nicht in Worte fassen müssen, ich höre es überdeutlich und es macht mich nicht halb so glücklich, wie es das sollte. Diesen Ton kenne ich nicht und er gefällt mir nicht an Tom. „Du hast gewonnen, Sara. Sieg auf der ganzen Linie. Ich werde dir helfen zu türmen. Leider kann ich aber dazu nicht einfach die Tür aufschließen. In unseren Teams passt im Ernstfall sozusagen einer auf den anderen auf, egal, wer grundsätzlich in der Hierarchie ganz oben steht. Du hast sogar schon davon profitiert, als ich unsere wundervolle Verhörungsspezialistin davon abgehalten habe, dich nach deinem Herzstillstand in die Mangel zu nehmen. Wenn ich dich jetzt laufen lasse, wirst du garantiert jenseits der Tür auf Leute treffen, die nicht mit meiner Entscheidung einverstanden sind und die versuchen, dich zu stoppen. Du musst mir schon deinen Plan erklären. Du kannst wahrscheinlich erkennen, dass das, was ich dir hier sage, nicht gelogen ist, dass ich dich weder hereinlegen noch aushorchen will.“

„Tom, bitte versteh mich! Wenn ich leben will, muss ich Ur in Sicherheit bringen. Ich muss hier raus!“, flehe ich ihn an und setze leise hinzu: „Und ich will leben, jetzt mehr denn je.“

Er nickt, beinahe teilnahmslos. „Das war es, worüber ich nachdenken musste. Du hast recht. Wenn du leben willst, muss Ur abgesichert

werden. Diese Sprache oder was immer das wirklich ist, darf tatsächlich nicht in die falschen Hände fallen. Auch wenn ich wahrscheinlich nur einen Bruchteil dessen begriffen habe, was du damit alles anstellen kannst, ist das Potenzial doch irrsinnig gefährlich, wenn es missbraucht wird. Zu der Überzeugung bin ich mittlerweile auch gekommen. Ich verrate gerade mein Land, Sara, meinen Auftrag. Ist dir das klar? Wenn ich dir helfe, verrate ich mein Land! Aber andererseits - wir sind die Guten. Wie könnten die Guten, wie könnte ich es verantworten, dass jemand wie du gefangen gehalten werden muss, weil es zu gefährlich ist, dass du samt deinen phänomenalen Fähigkeiten frei herumläufst? Ich habe hin und her überlegt. Das kann ich nicht mittragen. Das will ich nicht. Eins bleibt auf der Strecke - meine Loyalität oder du. Eine andere Lösung sehe ich nicht. Ich habe mich entschieden. Und ich will, dass nicht du auf der Strecke bleibst, Sara."

Mir wird heiß. Die Monotonie ist aus Toms Stimme gewichen, je länger er gesprochen hat. Und beim letzten Satz brennt sein Tonfall förmlich in meinen Ohren, denn direkt unter dem, was er sagt, schwingen die uralten, immer neuen Worte mit: „Ich liebe dich.“ Dieser Mann steht bedingungslos auf meiner Seite, auch ohne dass ich ihn diesbezüglich manipulieren musste. Und es bedeutet mir sehr viel.

Meine Antwort kommt über ein Flüstern nicht hinaus: „Ich verstehe dich.“

Ich kann nur hoffen, dass Tom darin all das hört, was ich nicht zu sagen wage.

Die Stille nach diesem Gesprächsbeginn hängt eine Weile zäh in der Luft. Dann räuspert sich Tom und fährt betont sachlich fort: „Hast du einen Plan?“

Ich versuche, meine aufgewühlten Gedanken wieder zu sammeln: „In etwa. Ich muss wissen, mit wie vielen Personen ich es jenseits der Tür zu tun bekomme und wo sie sich wahrscheinlich befinden. Ich sollte auch etwas über ihre Abwehrmaßnahmen wissen.“

Tom nickt knapp. „Deinen persönlichen Fitnesstrainer und den Koch kennst du am besten. Die anderen hast du zum Teil noch nicht gesehen. Wir zeigen nie mehr Gesichter als unbedingt notwendig. Grundsätzlich befinden sich aber immer vier Leute vom Team hier. Momentan sind es nur Männer. Ich zähle dazu, Kate als Doc allerdings nicht. Sie reist morgen in aller Frühe ab. Das solltest du abwarten.“

„Und welche Waffen erwarten mich?“

„Alle meine Mitarbeiter sind im waffenlosen Nahkampf bestens ausgebildet. Jeder trägt Schusswaffe, Messer und hat mit Sicherheit eine persönliche Marotte, sich aufzurüsten, von der ich nicht unbedingt etwas weiß. Wir treten nicht ganz so genormt auf wie eine rein militärisch organisierte Einsatzgruppe. Das bedeutet für dich ein Risiko.“ Tom lächelt ein bisschen. Scheinbar legt er Wert darauf, dass sein Trupp nicht wirklich zum Militär gehört.

„Wer hat wann wo Wache?“

„Drei Fragen in einer. Von den diensthabenden Personen sitzt während einer Wache auf jeden Fall eine gleich rechts von deiner Tür an einem Tisch und überwacht den Monitor - also rechts von deiner Zelle aus gesehen. Die Kamera arbeitet ja noch. Die anderen drei Leute befinden sich in Bereitschaft, dürfen aber den Flur hier oben nicht verlassen, damit sie ständig in Reichweite bleiben. Du hast es also immer mit mindestens vier Leuten zu tun. Wer das genau ist, entscheidet sich nach dem Dienstplan. Aber für jeden gilt: Wir sind eine Spezialtruppe und jeder Einzelne von uns ist ziemlich fit. Du kannst uns nur schwer überraschen und hast dir wirklich starke Gegner ausgesucht. Also - rechts von deiner Tür der Tisch mit einer Wache, links erste Tür das Bad, links zweite Tür die Küche mit Esstisch. Dann folgt auf der linken Seite eine Art Gemeinschaftsraum. Da stehen zum Beispiel der Fernseher und ein Laptop. Rechts kommen hinter dem Sitzplatz der Wache zuerst zwei Schlafräume. Das letzte Zimmer auf dem Flur ist so eine Art Büro für mich. Da befindet sich unsere Kommunikationszentrale - Telefone, PC und so ein Zeug. Kannst du dir das merken? Links Bad, Küche, Aufenthaltsraum. Rechts Wache, zwei Schlafräume, Büro. Zum Glück ist der Teil der Truppe, der die Reserve darstellt und den Außenbereich überwacht, ein ganzes Stück entfernt untergebracht. Und

ganz wichtig: Wir haben die Überwachung des Außenbereichs vor zwei Tagen eingestellt, weil wir mittlerweile sicher sind, dass niemand deine Spur hierher verfolgt hat. Wir waren wie gesagt ein wenig in Eile, als wir uns hier mit dir einrichten mussten. Deshalb konnten wir nicht die ganze Truppe in einem Quartier unterbringen. Wie willst du überhaupt deine Tür aufbrechen?"

„Hitze“, erkläre ich. „Ich koche sozusagen Schloss und Riegel auf. Das muss sehr schnell gehen, damit die Wache vor der Tür nicht die Chance hat, sich in Stellung zu bringen, falls es mir nicht gelingt, sie vorher schlafen zu legen. Ich brauche allerdings sehr viel Energie, damit das alles klappt. Falls du Arnold unauffällig beeinflussen kannst, Sorge bitte für ein ausgesprochen fettes Essen mit süßen Nachspeisen in der nächsten Zeit.“

„Wen meinst du mit Arnold? Etwa unseren Koch?“, wundert sich Tom und wirkt wenigstens einmal belustigt.

„Er erinnert mich ein bisschen an den Terminator und einen Namen braucht er schon, finde ich“, gebe ich etwas verlegen zu.

„Wie wäre es, wenn wir deine Getränke auf Malzbier umstellen, damit du ausreichend Energie bekommst? Das hat Kalorien ohne Ende“, schlägt Tom vor.

„Fällt das nicht auf?“

„Nein, denn Kate hat schon welches besorgen lassen, weil sie ziemlich flott herausgefunden hatte, dass du im Moment einen extrem hohen Energiebedarf hast. Der Kasten mit dem Malzbier ist gerade erst eingetroffen.“

„Das geht. Malzbier ist zwar nicht mein Lieblingsgetränk, aber ich ekle mich auch nicht gerade davor. Wo werden die Getränke gelagert?“

Toms Stimme klingt jetzt ganz ruhig und sachlich. Scheinbar hat er umgeschaltet auf das Ausblenden persönlicher Gefühle, weil er eine Operation plant. Gut so. Er antwortet: „In der Küche. Neben dem Kühlschrank stehen die Getränkekästen. Wieso?“

„Was immer ich vorher esse oder trinke, ich muss mir sofort Energie zuführen, wenn ich es kurz nacheinander mit einer Tür und mehreren Personen jenseits davon aufnehmen will. Wenn ich dann nicht gleich etwas zu mir nehme, braucht Kate gar nicht erst abzureisen, denn ohne Kalorienbombe nach solch einem Einsatz kollabiere ich höchstwahrscheinlich wieder. Ich brauche sehr schnell verfügbare Energie, also am besten reinen Zucker. Wenn ich trinke, wird der am leichtesten von meinem Körper aufgenommen. Malzbier scheint mir da ideal. Deshalb wäre es gut, wenn ich im Voraus weiß, wo ich nachtanken kann.“

Tom runzelt die Stirn. „Das habe ich mir schon gedacht, ich meine, dass dich das – wie soll ich es nennen? – Betreiben von Ur unglaublich viel Energie kostet. So hast du Ben kennengelernt, nicht wahr?“

Oh je. Mein halb abgefackelter Block lässt grüßen. Ich nicke knapp. Für persönliche Empfindlichkeiten ist jetzt der falsche Zeitpunkt. „Ja. Es ist bestimmt nicht sinnvoll, wenn ich mir den Weg freiräume und dann nicht mehr über die nötige Kraft verfüge, weglaufen zu können.“

„Apropos ‚Weg freiräumen‘. Du garantierst mir, dass niemand aus meinem Team zu Schaden kommt?“

„Ja, das verspreche ich dir. Aber wenn ich zum Beispiel Frank auf die Bretter schicke, werde ich ihn kaum auffangen können, dazu ist er einfach zu schwer. Ein paar blaue Flecke oder Schrammen werden leider unvermeidlich sein. Ich weiß nicht, wie ich dergleichen verhindern soll. Aber ich werde keinem deiner Männer ernsthaften Schaden zufügen – ich lasse sie nur einschlafen, bis sie in einer sanften Bewusstlosigkeit dahindämmern.“

Tom nickt. Offensichtlich akzeptiert er diesen Handlungsrahmen. Dann wedelt er mit einem Block, den er mitgebracht hat, und den ich bisher gar nicht beachtet habe.

„Wenn du einen Abschiedsbrief dalassen willst, in dem du erklärst, wie du das Internet zu deinem Schutz nutzen willst, und deine Forderungen aufstellst, brauchst du etwas Neues zum Schreiben.“

„Stimmt.“

Das Gespräch versickert. Die halbe Stunde, die Tom für unsere Unterhaltung angesetzt hat, ist in dreiundneunzig Sekunden um.

„Tom, du sollst wissen, dass es mir unheimlich leidtut, dass ich dir Ur nicht einfach geben kann, und dass ich dir in deinem Job schade. Ich bin dir sehr dankbar, dass ich noch lebe und dass du mich geschützt hast - und dass du mir hilfst.“

Tom nickt. Dann fragt er knapp und seine Stimme klingt wieder so flach wie am Beginn unseres Gespräches: „Wann?“

„So schnell wie möglich, damit sich die Situation hier nicht grundlegend ändert und ich völlig neu planen muss. Ich denke, am besten versuche ich es in der ersten Nacht, wenn Kate weg ist und wenn ich damit rechnen kann, dass alle außer der Wache vor meiner Zelle schlafen, also etwa in dreißig Stunden“, antworte ich leise.

Tom schaut auf seine Uhr. Dann steht er unvermittelt und für mich völlig überraschend heftig auf, sein Stuhl fällt polternd nach hinten um. Er schnauzt mich ohne Vorwarnung förmlich an: „Dir ist einfach nicht zu helfen! Wenn du nicht mit uns kooperieren willst, werden wir dich dazu zwingen!“

Ich muss mich nicht anstrengen, eingeschüchtert auszusehen. Tom hat mich wirklich erschreckt. Sein Timing ist perfekt: Arnold steht im Türrahmen und hört, wie sein Boss mich anschreit. Der Koch runzelt missbilligend die Stirn. Ob es mütter- oder väterliche Gefühle in Kleiderschränken weckt, wenn sie einen mit Müsli aufpäppeln dürfen? Beinahe hat es den Anschein. Tom rauscht mit einem Wütenden: „Die bringt mich auf die Palme! Meine Geduld ist am Ende!“, an Arnold vorbei, um wenigstens einen Hauch von Glaubwürdigkeit in Bezug auf seine Einstellung zu mir aufrecht zu erhalten.



## **Kapitel 62: Freitag, 5.5. - 21 Uhr 41**

Ich brauche reichlich selbstgesungene Schlaflieder, um nach dem Gespräch auch nur etwas entspannen zu können. Immer wieder sage ich mir die Reihenfolge der Räume jenseits meiner Zellentür auf, damit ich bloß nichts durcheinanderbringe. Immer wieder beruhige ich mich angesichts der vor mir liegenden Aufgabe damit, dass ich einmal vier jugendliche Messerstecher auf einen Schlag kaltgestellt habe - aber die Leute, mit denen ich es demnächst aufnehmen will, stellen leider ein ganz anders Kaliber dar.

Und immer wieder frage ich mich, ob es irgendwo und irgendwie den Hauch einer Chance gäbe, Tom anderswo zu begegnen als in seiner gegenwärtigen Rolle.

Leide ich tatsächlich am Stockholm-Syndrom? Habe ich mich in meinen Entführer vergafft? Warum wühlt mich die Erkenntnis, dass in ein paar Stunden Tom wahrscheinlich für immer aus meinem Leben verschwinden wird, so auf?

Ich versuche, mich auf Ben zu konzentrieren, auf meine Eltern. Das wird spannend, wenn ich denen erklären muss, dass ihre Tochter ins Visier eines Geheimdienstes geraten ist, weil sie zum Beispiel Kurtchen ruhigstellen kann! Wenn ich eins hier gelernt habe, dann, dass meine Eltern - bei aller Liebe - doch einen kapitalen Fehler begehen, indem sie Ur einfach totsichweigen. Sie werden bald lernen müssen, mit mir darüber zu reden. Ben auch.

Der nächste Tag vergeht schleppend. Tom hat tatsächlich für fettes und süßes Essen gesorgt. Zum Frühstück serviert Arnold Pancakes mit Ahornsirup. Ich versuche, möglichst viel in mich hineinzustopfen!

Einen Teil der Zeit verbringe ich damit, meinen ‚Abschiedsbrief‘ zu verfassen. Er gerät ziemlich kurz. Der Anfang, für den mir zunächst partout keine Anrede einfallen will, fällt mir erstaunlich schwer:



Hallo!

Wenn Sie das lesen, bin ich wahrscheinlich schon wieder in mein eigenes Leben zurückgekehrt. Und ich möchte Ihnen dringend empfehlen, mich in Zukunft unbehelligt zu lassen. Ich werde innerhalb kürzester Zeit über eine Vielzahl von Personen ein Schneeballsystem aufziehen, das wie eine Lawine via Internet in Gang gesetzt wird, sollte ich ...

... plötzlich verschwinden,

... unerwartet sterben,

... verfolgt oder bedrängt werden,

... auffällige Veränderungen in meinen Wesenszügen aufweisen

... oder sollte mir ein Unfall zustoßen.

Tritt einer der von mir genannten Fälle ein, werden meine Freunde, Verwandte und beauftragte Anwälte über das Internet und andere Medien publik machen, was mir seit meiner Gefangennahme durch Ihre Leute widerfahren ist. Ich werde mein Netzwerk extrem schnell etablieren und Sie haben keine Chance, es lückenlos zu blockieren, weil Sie keine Ahnung haben werden, wer alles dazu gehört.

Den genauen Ort meiner Gefängniszelle habe ich lokalisiert (51.302796, 6.553423) - meine besonderen Fähigkeiten sind manchmal wirklich praktisch. Es wird dort Spuren geben, die man bis zu Ihnen zurückverfolgen kann. Auch diesen Ort werde ich publik machen, wenn einer der o. g. Fälle eintritt.

Von den Mitarbeitern ihres Kidnapper-Teams kann ich Sonogramme anfertigen, die mithilfe eines Polizeizeichners oder eines talentierten Computerprogramms ganz brauchbare Steckbriefbilder ergeben sollten. Diese Sonogramme werden im Falle X als Audiodateien mit Gebrauchsanweisung ebenfalls im Internet auftauchen - eine kleine Tonaufnahme genügt dazu.

Ich weiß, dass Ihr Geheimdienst für die Vereinigten Staaten arbeitet.

*Sollte Ihnen an Geheimhaltung Ihrer Einheit wirklich gelegen sein, lassen Sie mich persönlich einfach künftig in Ruhe.*

*Sorgen Sie für meinen Schutz, wenn andere Geheimdienste oder ähnliche Organisationen sich für mich interessieren sollten. Es kann nicht in Ihrem Interesse liegen, dass u. U. sogenannte Schurkenstaaten versuchen, meine Fähigkeiten auszubeuten.*

*Wenn Sie meine Forderungen erfüllen, werde ich nicht veröffentlichen, was ich in den letzten Tagen mit Ihren Leuten erlebt habe.*

Einen Augenblick überlege ich, ob ich noch etwas Lobendes über Kate, Arnold, Frank oder gar Tom schreiben soll, aber damit würde ich ihnen wahrscheinlich eher schaden als nützen. Also unterzeichne ich, so schwungvoll es geht, mit meinem Namen.

Ich kann nur hoffen, dass ich tatsächlich richtig einschätze, wie wichtig es diesen Amis ist, geheim zu arbeiten - und vor allem unentdeckt zu bleiben.

Frank macht vormittags und nachmittags ein richtiges kleines Trainingsprogramm mit mir. Es ist anstrengend, aber er weiß offensichtlich ziemlich genau, was er mir zumuten kann. Ich fasse das Ganze einfach als Fitnesstest für die vor mir liegende, wahrscheinlich kräftezehrende Nacht auf. Mittags verschlinge ich einen Berg Pommes frites und zum Nachtschisch Eis.

Die lähmende Schwäche ist einer innerlich zitternden Aufregung gewichen: Werde ich die Flucht schaffen? Ist die Geheimhaltung dieser Operation der Amerikaner und der Leute, die dahinterstehen, so wichtig, dass man mich auf Dauer laufen lässt? Wenn nicht, ist mein Wunsch zu leben, vielleicht nicht zu verwirklichen.

Ich warte auf Tom. Und gleichzeitig habe ich Angst davor, dass er erscheinen könnte. Es gibt nichts mehr zu besprechen, wenn sich die Verhältnisse auf der anderen Seite der Tür nicht verändern. Es gibt nichts mehr zwischen uns zu besprechen. Aber es gäbe unendlich viel zu sagen.

Ein Stück Schwarzwälder Kirsch unterbricht den monotonen Nachmittag. Nach der Trainingseinheit mit Frank quengle ich nach einer Dusche und frischer Kleidung, weil ich so geschwitzt habe.

Kein Problem. Einige Minuten später lasse ich mir das heiße Wasser den Rücken hinunterlaufen. Auf dem winzig kurzen Weg ins Bad habe ich nochmals den Flur genau betrachtet. Alles stimmt mit Toms Angaben überein. Und was ich bisher nicht wirklich beachtet habe, was aber immens wichtig für mich ist: Der Tisch mit dem Monitor rechts vor meiner Zellentür ist bis ganz an die Wand gerückt, sodass seine Kante den Putz berührt - kann sein, dass das meine Aufgabe erleichtert.

Bis zum Abend entwerfe ich innerlich die Botschaft, die an Freunde, Verwandte und unter Umständen Anwälte gehen soll, um sofort öffentlich gemacht zu werden, falls mir etwas zustößt. Einen Verteiler plane ich schon seit Franks zufällig dahingeworfener Bemerkung, einen Verteiler, der sich ganz böseartig verzweigt und der wirklich so konzipiert ist, dass niemand alle Besitzer meiner Botschaft aufspüren kann. Schriftlich will ich beides nicht anlegen, obwohl das viel leichter wäre als nur mit dem Gedächtnis zu arbeiten - erst muss die Flucht gelingen.

Innerlich läuft eine Art Countdown in mir ab: Mein Plan sieht vor, dass ich mich gegen 21 Uhr 30 ins Bett legen werde.

Um zwei Uhr in der Nacht will ich wieder aufstehen - ich hoffe, der blöde Roman, in dem es hieß, der menschliche Biorhythmus sehe dann

für jeden vor, sehr müde zu sein und sich in einer Tiefschlafphase zu befinden, hat nicht gelogen!

Tom erscheint nicht mehr und ich bin gleichermaßen froh wie unglücklich darüber. Ich würde ihn gern noch so viel fragen oder mich einfach mit ihm unterhalten.

Arnold hat mir arglos eine Flasche Malzbier nach dem Abendessen dagelassen, als ich darum gebeten habe. Es schmeckt eklig süß, als ich trinke, ist aber genau das, was ich brauche, um meine Energie-Depots prallvoll zu füllen.

Ich zwingen mich, wieder einmal einzuschlafen, obwohl ich innerlich vor Spannung zittere, und stelle meinen mentalen Wecker auf 1 Uhr 55. Ich kann mich zum Glück absolut darauf verlassen, dass ich pünktlich wach werde.

Und ich werde pünktlich wach. Lautlos stehe ich auf und ziehe mich an. Ohne Licht zu machen, schleiche ich mich auf Strümpfen bis an die Wand neben der Tür, auf deren äußerer Seite der Tisch der Wache steht. Ich lege beide Hände wie einen Trichter um den Mund und beginne leise, direkt auf die Wand zu summen - mit etwas Glück ist das ein Schlaflied für den Wächter, dessen Schwingungen sich direkt durch die Wand und den Tisch in seinen Körper übertragen. Vorausgesetzt, dass die Person sich an den Tisch lehnt, die Wand nicht zu dick ist, der Tisch nicht verschoben wurde.

Als Tom mich fragte, ob ich einen Plan hätte, habe ich ihm gar nichts von all den Unwägbarkeiten gesagt, die darin enthalten sind. Zum Beispiel: Was ist, wenn ich den Bereich des Schlosses in meiner Zellentür erhitze und es entwickelt sich ein solcher Brandgeruch, dass der jemanden alarmiert? Sobald ich es jenseits der Tür mit zwei Personen gleichzeitig zu tun bekomme, wird die Lage äußerst heikel für mich, wenn die bereit sind, sofort ihre Schusswaffen einzusetzen.

Ich versuche, die Zweifel in meinem Kopf einfach zu verdrängen, und summe weiter konzentriert die Wand an. Bestimmt sehe ich aus, wie eine Figur aus dem Irrenhaus, bei dem, was ich hier gerade treibe! Und ich weiß auch nicht wirklich, ob sich mein Schlafimpuls tatsächlich durch die Wand übertragen lässt, denn schließlich verändert die Substanz der Mauer die Schwingung.

Aber ich will positiv denken! Es soll, es muss, es wird klappen!

Fünf Minuten nehme ich mir für die Beschallung der Wand. Dann leere ich mit großen Schlucken die Malzbierflasche und wende ich mich dem Türschloss zu. Beim Öffnen und Schließen der Zelle habe ich mir angesehen, dass es sich dabei um ein einziges, ganz normales Sicherheitsschloss handelt. Ich kann von Glück sagen, dass die Tür sich nach außen öffnet!

Jetzt muss ich schon ein wenig lauter werden - gut, dass bei der Ausstattung der Zelle auf Schalldämmung geachtet wurde. Mir klingt selbst schrill in den Ohren, was ich da von mir gebe. Da ich mit dem Gesicht sehr nahe am Schloss arbeite, steigt mir recht bald ein brenzlicher Geruch nach heißem Lack und Metall in die Nase. Auf der anderen Seite der Tür kann man das wahrscheinlich auch riechen. Wie schnell mag sich der Geruch verbreiten? Wenn das bloß gut geht!

Ich gebe mir noch dreißig Sekunden zum Erhitzen und spüre, wie mir der Schweiß bei der Anstrengung den Rücken hinabfließt. Als der gesamte Bereich um das Schloss rot glüht, drücke ich mit aller Kraft gegen die Tür - wie gegen einen äußerst zähen Widerstand gibt sie tatsächlich etwas nach. So wird das nichts! Ich trete entschlossen mit aller Kraft dagegen. Zwei Mal, dann fliegt die Tür auf und kracht nach etwa dreißig Zentimetern mit einem dumpfen Geräusch gegen einen stabilen Widerstand. So eine Scheiße! Bestimmt steht die Wache mit gezücktem Schießisen da und grinst mich an.

Doch nichts geschieht.

Vorsichtig schaue ich durch den Türspalt und achte darauf, mich nicht an dem aufgeheizten Bereich zu verbrennen. Rechts neben der Tür der

Sitzplatz ist leer. Ich zwänge mich durch die knappe Öffnung und stolpere fast über Frank.

Verdammt! Ich bin wirklich nicht dazu geschaffen, solche Operationen zu planen. Frank hatte Wache. Und offensichtlich habe ich ihn durch die Wand hindurch nicht nur ein bisschen einschlafen lassen - der Ärmste ist bewusstlos vom Stuhl gefallen. So hat er wenigstens dafür gesorgt, dass die aufliegende Tür nicht mit Donnergetöse vor die Wand dahinter geknallt ist und alle anderen geweckt hat. Zum Glück habe ich Frank die Tür nicht vor den Kopf geschmettert, sondern mehr oder weniger volle Breitseite in den Rücken. Viel kann dabei nicht passiert sein, denn Franks Rücken wirkt beruhigend massiv. Vielleicht bekommt er morgen die blauen Flecke, die ich Tom angekündigt habe. Ich bücke mich und fühle Franks Puls, der ruhig und regelmäßig geht. Ich schalle den Mann und stelle fest, dass er in einer sanften Bewusstlosigkeit ruht. Gut so. Weiter!

Doch als ich den ersten Schritt mache, spüre ich, dass ich leicht taumelig auf den Beinen bin. Nachtanken! Wie konnte ich das vergessen? Also schleiche ich auf Zehenspitzen in die Küche. Zum Glück ist die leer und dort ist es nicht völlig finster, weil eine Uhr am Herd mit roten Leuchtziffern das Dunkel erstaunlich effektiv aufhellt. Neben dem Herd stapeln sich einige Getränkekisten. Ich habe noch mehr Glück, denn der Kasten mit dem Malzbier steht obenauf.

Und schon wieder wird mir klar, dass ich tatsächlich keine Ahnung von der Planung einer Operation habe - ich brauche jetzt einen Flaschenöffner. Was für ein lächerlich kleines, aber ungemein wichtiges Detail! Innerlich verfluche ich Tom, denn das hätte auch ihm auffallen können. Aber vielleicht trinkt er nie Malzbier und hat deswegen keine Ahnung, dass Kronkorken die Flaschen verschließen.

Ich versuche, das Dunkel mit meinem Blick zu durchdringen, in der Hoffnung, dass ich etwas sehe, was mir bei meinem Flaschenöffnerproblem weiterhilft. Neben dem Herd befindet sich ein Küchenschrank, an dessen Vorderseite sich zwei Türen und Schubladen

undeutlich im Schummerlicht abzeichnen. Ob dort ein Flaschenöffner zu finden ist?

So vorsichtig wie möglich ziehe ich die erste Schublade auf und finde darin nur Papierservietten. Das zweite Schubfach klemmt heimtückisch. Das wäre ja auch zu viel verlangt, dass sich das Mistding wie geschmiert öffnen ließe. Ich setze etwas mehr Kraft ein und es scheppert laut, als sich die Blockade plötzlich löst!

Fast augenblicklich wird es auf der anderen Seite des Flurs, dort, wo Tom mir die Schlafräume angesagt hat, lebendig. Ich kann zwei Stimmen unterscheiden - Arnolds erkenne ich, die andere ist mir fremd. Arnold scheint meine offene Zellentür und den bewusstlosen Frank auf dem Flur entdeckt zu haben, denn nach einem leise gezischten: „Shit!“, höre ich gar nichts mehr. Er ist vorsichtig geworden.

Blitzschnell wird mir klar, dass ich nicht weiß, ob Tom heute Nacht der vierte Mann im Dienst ist. Dabei ist das wirklich wichtig! Warum habe ich Idiot nicht einfach gefragt? Wenn Arnold und sein mir unbekannter Partner erst den vierten Mann alarmieren, um dann gemeinsam Jagd auf mich zu machen, stehen meine Chancen in jedem Fall schlecht. Ich glaube nicht, dass ich angeschlagen, wie ich mich jetzt schon fühle, mit drei Gegnern fertig werden kann. Und falls Tom tatsächlich der vierte Mann ist und nun auf der Bildfläche erscheint, muss er sich nochmals entscheiden: Unterstützt er mich vor den Augen seines Teams oder wendet er sich gegen mich? Ich weiß nicht einmal, ob nicht gerade schon drei Personen daran arbeiten, mich wieder in meine Zelle zu sperren! Zwei Stimmen habe ich gehört - aber wer sagt mir, ob da nicht eine stumme dritte Person dabei ist?

Wenn ich Tom schützen will und wenn die beiden, deren Stimmen ich kurz gehört habe, wirklich nur zu zweit sind, gibt es für mich lediglich eine Chance: Ich rucke nochmals kurz an der Schublade. Es scheppert erneut. Ich will verhindern, dass der vierte Mann alarmiert wird, falls das noch möglich ist, und die beiden anderen sofort hierher zu mir in die Küche locken. Ich reiße die Kühlschranktür auf und ducke mich dahinter.

Wie im Actionfilm springen Arnold und eine zweite Person mit gezückten Waffen in die Küche, einer versucht, dem anderen Deckung zu geben.

Aber gegen Lärm schützt das nicht. Arnold war so clever, sich einen Gehörschutz überzuziehen, doch damit habe ich gerechnet: Ich ziele nicht auf das Gehör der beiden Männer. Einfach Furcht einjagen verbietet sich, wenn Menschen Schusswaffen tragen, sonst wird am Ende aus Angst abgedrückt. Lähmung. Das ist es, was ich erreichen muss. Bei zwei Personen mehr oder weniger gleichzeitig alles zu lähmen, was sich im Bereich der Arme und Hände abspielt, ist allerdings gewaltig komplex und furchtbar anstrengend.

Arnold, der am Boden kniet, sieht ungläubig zu, wie seine Finger sich unter dem Einfluss meines lang gezogenen Schreis in weich gekochte Spaghetti verwandeln und seine Waffe wie in Zeitlupe aus dem Griff rutscht.

„Sara, du Miststück!“, zischt er eher verblüfft als wirklich wütend.

In diesem Augenblick fällt auch die Pistole seines Kollegen, der geduckt über ihm steht, auf den Boden und dadurch löst sich ein Schuss. Nur ein dumpfes „Pop!“ ist zu hören, weil die Waffe scheinbar einen Schalldämpfer trägt, aber es klirrt furchtbar, als das Projektil in dem Geschirrschrank schräg über mir einschlägt.

Die zwei Männer sind von ihren gelähmten Armen so irritiert, dass sie überhaupt nicht auf den Gedanken kommen, dass ihr restlicher Körper immer noch gegen mich eingesetzt werden könnte.

Sofort brülle ich sie beide in eine Ohnmacht hinein, nachdem sie entwaffnet sind. Sie wehren sich, winden sich kurz wie Aale auf dem Boden und ich werde gegen meinen Willen im Verlauf meines akustischen Ansturms immer leiser. Wenn ich nicht schon hinter der Kühlschranktür gekauert hätte, denn wäre ich jetzt auch unfreiwillig zu Boden gegangen. Wird meine Kraft reichen? Die Bilder vor meinen Augen verschwimmen, während ich mich verzweifelt bemühe, die Frequenz zu halten.

Mein letzter klarer Gedanke formuliert die Frage: „Wer ist der vierte Mann?“, denn der muss jeden Augenblick auftauchen, weil der Treffer



im Geschirrschrank geradezu Tote wecken konnte. Wenn es sich nicht um Tom handelt, war alles vergebens. Ich bin mit meiner Kraft nämlich am Ende. Und ich glaube nicht, dass ich mehr als diese eine Chance bekomme.



## Kapitel 63: Sonntag, 7.5. – 2 Uhr 19

Etwas Nasses leckt über mein Gesicht, läuft mir dann am linken Mundwinkel entlang und tröpfelt schließlich eklig kalt in meinen Kragen. Nichts Nasses bitte! Und erst recht nichts Kaltes. Ich friere sowieso zum Gotterbarmen.

„Sara, du musst schlucken. Komm schon! Mach die Augen auf. Ich habe kein Material mehr hier, um eine Infusion zu legen, und Kate ist nicht mehr da!“

Das ist Toms Stimme. Sie kommt ganz aus der Nähe und klingt eindringlich. Langsam werde ich mir wieder meines Körpers bewusst. Ich sitze irgendwie – oder ist es mehr ein Liegen? Mein Rücken wird gestützt. Dort ist mir auch nicht so furchtbar kalt. Ich versuche wirklich mit aller Macht, die Augen aufzuschlagen, da fließt mir wieder etwas Kaltes über das Gesicht und in den Kragen. In meinem Mund schmecke ich das Aroma von – Malzbier. Es war vor kurzem noch ganz wichtig, dass ich etwas von dem Zeug trinke.

Daran erinnere ich mich plötzlich. Ich versuche zu schlucken, verschlucke mich furchtbar und muss husten. Das macht mich wirklich wach und ich kann endlich die Augen aufschlagen.

Tom hockt neben mir auf dem Fußboden. In der Küche brennt jetzt Licht. Arnold und ein anderer Mann liegen ebenfalls auf dem Boden – beide rühren sich nicht. Tom hat mich in eine Decke gewickelt, einen Arm um meine Schultern gelegt und stützt meinen Oberkörper. In einer Hand hält er eine offene Flasche Malzbier.

„Klasse. Du hast einen Flaschenöffner. Den hätte ich vor ein paar Minuten gut brauchen können“, lalle ich unbeholfen. Nicht einmal meine Zunge funktioniert richtig.

Tom grinst traurig. Dann hält er die Flasche einladend vor meinen Mund. Ich bemühe mich, daran zu trinken, aber das geht nicht wirklich gut, wenn er sie neigt. Ein paar Schlucke schaffe ich, dann schießt mir die Flüssigkeit mit ihrer Kohlensäure in die Nase. Ich muss wieder husten. Ich beschließe deshalb, die Flasche selbst zu halten. Mein

Arm bewegt sich nur langsam und schwerfällig darauf zu. Aber dann habe ich sie umfasst und kann vernünftig trinken. Das Zittern, das meinen ganzen Körper erfasst hatte, wird sanfter und hört nach einer Weile ganz auf. Mir ist gar nicht aufgefallen, dass ich die Augen beim Trinken wieder geschlossen habe. Ohne einen Gedanken ruhe ich aus. Ich bin furchtbar müde.

Da schüttelt mich Tom sanft. „Hey! Nicht einschlafen. Sonst hast du deine Schlacht vergeblich gewonnen.“

Schlacht?

Gewonnen?

Herrje! Da liegen ja noch zwei auf dem Küchenfußboden. Ich versuche, meinen Blick wieder klar zu blinzeln. Arnold und der andere Mann tragen graue Jogginganzüge. Wahrscheinlich haben sie geschlafen, als ich in der Küche versehentlich mit der Schublade gerappelt habe. Ich erinnere mich, wie viel Mühe ich hatte, sie zu Boden zu schicken. Und dass ich am Ende nur mühsam die Frequenz halten konnte. Ob mir in meiner Erschöpfung ein fataler Fehler unterlaufen ist? Ein neuer Kälteschauer durchläuft mich. „Was ist mit den beiden?“, frage ich ängstlich.

„Die sind ohne Bewusstsein. Es scheint ihnen aber sonst nichts zu fehlen, genau wie Frank. Puls und Atmung sind ganz gleichmäßig“, beruhigt mich Tom. Dann wackelt er mit der Flasche, die mir, ohne dass ich es gemerkt habe, aus der Hand geglitten ist, einladend direkt vor meinem Gesicht herum. „Los. Trink, damit du wieder zu Kräften kommst. Es ist fast halb drei und um sechs beginnt die nächste Schicht. Dann wechselt hier das Personal. Bis dahin solltest du weg sein.“

Gehorsam trinke ich wieder ein paar Schlucke. Die Flasche ist halb leer. Ein paar Minuten war ich offensichtlich ohne Bewusstsein. Abgesehen von all den anderen unangenehmen Überraschungen hatte ich auch das nicht bei meiner Planung vorgesehen.

„Du lässt mich gehen.“ Das ist keine Frage, sondern eine Feststellung. Schließlich hat Tom gerade gesagt: ‚Bis dahin solltest du weg sein.‘

Ich murmele: „Ich hoffe, das schaffe ich. Im Moment kann ich kaum die Augen offenhalten.“

„Wie lange bleiben meine Leute in dieser Ohnmacht?“, fragt Tom knapp.

Ich zucke mit den Schultern. „Um das genau herauszufinden, müsste ich sie erneut schallen, aber das kostet wieder Energie und die ist gerade bei mir knapp.“

„Und wenn du es nicht genau, sondern nur ungefähr herausfinden willst?“, bohrt Tom weiter.

„Das könnte ich schaffen. Warum?“

„Mach es! Und wenn die Zeit reicht, kannst du etwa zwei Stunden schlafen – natürlich erst, nachdem du alles aus der Flasche getrunken hast. Danach solltest du gehen. Das ist früh genug, um keinesfalls in den Schichtwechsel zu geraten, wenn planmäßig die Reserve hier erscheint.“

Ich nicke. Das klingt gut – vor allem, weil ich es nur mit Mühe schaffe, wach zu bleiben. Gehorsam trinke ich weiter von dem Malzbier, bis die Flasche leer ist. Dann wende ich den Kopf und schalle die zwei Männer am Boden oberflächlich. Sie dümpeln beruhigend weit weg in einer sanften Ohnmacht. Jetzt muss ich noch Frank untersuchen. Als ich unbeholfen versuche, auf die Füße zu kommen, hebt Tom mich einfach hoch und trägt mich die paar Schritte über den Flur. Die Echos, die ich bei meiner Analyse dort auffange, sagen mir: Auch Frank wird noch einige Zeit bewusstlos bleiben. Ich seufze erleichtert auf. „Die zwei Stunden Schlaf sollte ich mir gönnen können.“

Eigentlich erwarte ich, dass Tom mich irgendwo ins Bett legt – in meiner Zelle am besten. Stattdessen hält er mich einfach weiter fest, trägt mich über den Flur an der Küchentür vorbei.

„Wahrscheinlich Aufenthaltsraum. Warum macht er das?“, frage ich mich noch, bevor ich einfach in seinen Armen einschlafe.

Ich werde wach, weil mich jemand energisch schüttelt.

„Wenn du jetzt nicht endlich die Augen aufmachst, stelle ich dich unter die kalte Dusche!“, droht Tom.

Aus Abgründen auftauchend versuche ich, wieder einen Bezug zur Welt um mich herum herzustellen: der Ausbruch, ich bin schon wieder kollabiert und Tom hat mir Malzbier gegeben, um mich auf die Beine zu bringen. Mein Kopf wird immer klarer. Ja, der Schlaf und der Zucker aus dem Malzbier haben geholfen. Mir ist wieder warm. Sehr genau realisiere ich, dass ich in Toms Arm liege. Scheinbar habe ich hier geschlafen. Es fühlt sich ebenso richtig wie falsch an.

Plötzlich empfinde ich die Situation als peinlich und denke gleichzeitig, dass das eine völlig unpassende Emotion in einer Situation ist, die ganz andere Gefahren und Risiken birgt. Ich dehne Arme und Beine und stelle befriedigt fest, dass wieder Kraft da ist, nicht übermäßig viel, aber mit nicht allzu großer Anstrengung komme ich auf die Füße und kann stehen.

„Den Schlüssel zur Haupttüre im Flur bekommst du von mir. Das ist der große mit der roten Markierung an meinem Bund“, erklärt Tom ruhig, so als wäre dieses Gespräch das Normalste von der Welt. „Ich gebe dir ein paar hundert Euro, damit kommst du bequem bis nach Düsseldorf oder Boerde. Einer meiner Jungs ist ja nicht allzu groß, der hat eine Lederjacke in seinem Spind. Die kannst du überziehen. So fällst du überhaupt nicht auf, wenn du eine Straßenbahn nimmst. Die Bahnen fahren auf der nächstgelegenen Linie jetzt zum Glück schon. Eine Haltestelle findest du, wenn du durch das große Tor rechts vom Gebäudeausgang gehst und das Firmengelände, auf dem wir uns befinden, verlässt. Die Straßenbahnhaltestelle liegt gleich davor, nicht zu übersehen. Bis zum Hauptbahnhof sind es nur ein paar Stationen. Von dort gehen stündlich Züge nach Düsseldorf. Aber du nimmst keinen Zug - ich weiß nicht, wie schnell meine Truppe wieder auf die Beine kommt und deine Verfolgung aufnimmt. Dass du in einen Zug nach Düsseldorf steigst, ist ja ziemlich naheliegend. Deshalb schnappst du dir ein Taxi vor dem Bahnhof. Das Geld reicht. Und sei nicht so dumm, gleich wieder in deiner Wohnung oder bei Ben oder deinen Eltern unterzutauchen - verwisch deine Spuren, wechsle dazu ein paar Mal das Taxi, benutze zwischendurch Busse und Bahnen, um es möglichst

schwierig zu machen, deine Spur zu verfolgen. Tauch ab für ein paar Tage, bis es glaubwürdig erscheint, dass du deine Verteidigungsmaßnahmen effektiv aufgestellt hast. Such dir ein preiswertes Hotel. Melde dich unter falschem Namen an. Du sollst doch nicht gleich wieder geschnappt werden, oder? Wenn du deinen Verteidigungsring aufgezogen hast, kannst du dich wieder öffentlich sehen lassen. Benimm dich dann so, als hättest du keine Angst, damit wirkst du glaubwürdig. Und trink bitte noch eine Flasche von dem süßen Zeug!“

Gehorsam schlucke ich, so viel ich kann.

„Wo bin ich denn?“

„Das weißt du doch. Du kennst die Koordinaten“, wundert sich Tom.

„Das schon, aber ich habe nicht die ganze Welt in Breiten- und Längengraden im Kopf“, muss ich zugeben.

„Wir befinden uns in Krefeld.“ Tom grinst: „Beruhigend, dass du auch Grenzen hast.“

„Oh, ich habe mehr Grenzen, als mir lieb sind“, winke ich ab. „Ohne dich hätte ich es nie geschafft, Tom. In mehr als einer Hinsicht. Ich bin dir so dankbar! Das war zwar eine wilde Achterbahnfahrt hier in den letzten Tagen, aber ich bin mir jetzt völlig sicher, dass es sich lohnt zu leben. Du hast mir reichlich Stoff zum Nachdenken gegeben. Und ich wünschte so sehr, ich könnte auch etwas für dich tun!“

„Kannst du dein Bild aus meinem Kopf radieren?“ Tom klingt nicht wirklich bitter, als er das sagt, aber sehr ernst, wie jemand, der weiß, dass eine schwere Zeit auf ihn zukommt. „Aber nein, Sara, lass das mal. Ich bin eigentlich froh, dass wir uns kennengelernt haben. Du warst meine Chance, dass mich einmal jemand wirklich versteht – auch das, was ich nicht in Worte fassen kann. Die Erfahrung ist für mich ziemlich wertvoll.“

„Und du warst meine Chance, einmal ganz ich selbst sein zu dürfen. Inklusive Ur. Die Erfahrung ist für mich ziemlich wertvoll“, seufze ich.

Tom streicht mir eine Strähne meines Haares aus dem Gesicht. Ich weiß nicht, wo ich hinsehen soll dabei. Er achtet sorgsam darauf, dass er nicht meine Haut, sondern nur mein Haar berührt.

„Ich hoffe, dein Ben weiß, dass du keinen Jungen, sondern einen Mann an deiner Seite brauchst.“

„Was willst du denn damit sagen?“

„Sara, du brauchst jemanden, der sich seiner selbst ziemlich sicher ist und ein bisschen Lebenserfahrung mitbringt. Sonst bist du mit deinem Ur einfach zu stark in einer Beziehung.“

Ich fühle mich von dieser Äußerung total überrumpelt: Lebenshilfe im Moment des Abschieds habe ich nun wirklich nicht erwartet. Und ich bin ein ganz klein wenig verstimmt, dass Tom mir solch eine Empfehlung mit auf den Weg gibt. Was geht ihn meine Beziehung zu Ben an? Andererseits: Wenn jemand mir solch einen Rat geben darf, dann der Mann, der Kopf und Kragen riskiert, um mir zu helfen.

Dann geht Tom energisch zu einem der Schlafräume und kommt mit der versprochenen Lederjacke zurück. In eine Tasche stopft er einige Geldscheine, bevor er sie mir gibt.

Er schmunzelt: „Sei froh, dass du jetzt nichts mehr mit mir zu tun hast. Bei dem Stress, der hier in ein paar Stunden ausbricht, wenn alle wieder wach sind, werde ich qualmen wie ein Schlot. Und das kannst du ja nicht leiden. Ich übrigens auch nicht, aber ich kann es einfach nicht lassen. Muss am Job liegen.“

Unter den oberflächlich leichten Sätzen liegt eine ganz andere Botschaft, die mich kribbelig und nervös macht. Ich schüttele mich wie ein nasser Hund, um wach zu werden, aber auch, um irgendwie Abstand zu einigen sehr aufdringlichen Gedanken zu gewinnen, mit denen ich gerade jetzt nichts anfangen kann. Ich bemühe mich, ganz neutral zu klingen, als ich ankündige: „Ich lege dich jetzt auch schlafen, Tom. Ich versuche, dich zu schützen, so gut das geht. Wenn du genauso ausgeknockt bist wie dein Team, wirkt das insgesamt weniger verdächtig. Vielleicht klappt es und niemand kommt auf die Idee, dass

du mir bei meiner Flucht geholfen haben könntest. Noch einmal - danke für alles!"

Ich leere die Flasche mit dem Malzbier. Dann ziehe ich Tom wortlos in die Küche - er muss dort zu Boden gehen, wo es auch die anderen erwischt hat. Sonst ist die Szenerie nicht glaubwürdig.

Vorsichtig beginne ich Tom zu schallen. Anders als bei meinen anderen Opfern in dieser Nacht ist es, als müsste ich nicht erst gewaltsam Türen aufstoßen und mir Zugang verschaffen. Spielend leicht dringe ich bis tief in Toms Bewusstsein vor.

„Tut gar nicht weh“, nuschelt Tom, bevor er seitlich wegkippt.

Ich muss mich zusammennehmen, um nicht doch zu versuchen, ihn vor dem Aufschlagen abzufangen. Ein paar blaue Flecke werden ihm vielleicht in Sachen Glaubwürdigkeit helfen.

Als er flach auf dem Rücken vor mir liegt, habe ich eine Idee. Bevor ich sie in die Tat umsetze, öffne ich allerdings die nächste Flasche Malzbier, damit ich noch mehr Energie tanke. Gut, dass ich jetzt weiß, dass sich ein Flaschenöffner an Toms Schweizer Messer befindet. Dann singe ich Tom ein Lied, das ihn mit Sicherheit bei jeder Zigarette, die er sich künftig ansteckt, in hohem Bogen kotzen lassen wird. So habe ich schon meinen Onkel Markus zum Nichtraucher gemacht. Ein merkwürdiges Abschiedsgeschenk, aber ein anderes fällt mir nicht ein.

Einen ganz zarten Kuss auf Toms Stirn erlaube ich mir.

Dann stehe ich auf, trinke die Malzbierflasche entschlossen leer und beschließe, bevor ich verschwinde, noch einmal auf die Toilette zu gehen. Sonst habe ich in einer halben Stunde das nächste ernsthafte Problem. Meinen *Abschiedsbrief* klemme ich in dem kleinen Badezimmer hinter den Spiegel.



Ich lege über die bewusstlosen Männer noch Decken aus ihren Schlafräumen, damit sie nicht auskühlen, bevor ich die Glastür aufschließe. Toms Schlüsselbund werfe ich hinter mich in den Flur, nachdem ich mein Gefängnis aufgeschlossen habe.

Es ist fünf Uhr und drei Minuten, als ich aus einem schmucklosen Haus mit Flachdach hinaus auf die Straße trete.

Ich bin zurück. Ich war nur ein Dutzend Tage von der Bildfläche verschwunden, aber Tage mit einer ganz besonderen Bedeutung für mich. Wenn es den Begriff einer ‚therapeutischen Entführung‘ noch nicht gibt, dann habe ich den hiermit erfunden. Schließlich ist ein treffender Ausdruck mein besonderes Markenzeichen. Ich werde mir jetzt mein eigenes Leben zurückholen. Und es wird anders sein als zuvor. Ganz anders.

Ehrlicher.

Intensiver.

Verständnisvoller.

Besser!



Neugierig, wie es weitergeht?

Der Band 2 der Reihe heißt: „...kannst du mich retten?“



**Die Reihe umfasst insgesamt 4 Bände**

**Band 2: ... kannst du mich retten?**

Nachdem Sara entführt wurde und fliehen konnte, versucht sie vergeblich, möglichst übergangslos in ihr altes Leben zurückzukehren. Doch: Ihre Beziehung zu ihrem Freund Ben zerbricht. Irgendwann wird Sara - mitten im Abiturstress - klar, dass sie sich ernsthaft in Tom verliebt hat, den Boss der Truppe, die sie tagelang festhielt und die ihr das Geheimnis von „Ur“ abjagen wollte, jener universellen Sprache, die Sara beherrscht. Aber wie soll sie Tom bloß wiederfinden? Der Geheimdienst, für den er tätig ist, arbeitet extrem diskret. Als Sara in Lebensgefahr gerät, sind es am Ende Tom und seine Kollegen, die aufbrechen, um sie zu retten...

Diesen Band kannst du gratis auf meiner Homepage als PDF, Mobi oder E-Pub herunterladen, in dem du meinen Newsletter abonnierst. Klick dazu [HIER](#).



### **Band 3: ... kannst du mich verstehen?**

Bei Sarahs erstem Einsatz für den Geheimdienst wird ihre Beziehung zu Tom auf eine harte Probe gestellt. In der Schweiz muss sie - auch unter Einsatz der geheimnisvollen Sprache namens „Ur“, die sie beherrscht - herausfinden, an wen ein Wissenschaftler seine Erkenntnisse zum *Brain Enhancement* wohl verkaufen will: eine ausgesprochen knifflige Aufgabe. Tom leitet nämlich die Mission und reagiert extrem eifersüchtig, als Sara Kontakt zu dem Forscher aufnimmt.

Du willst mehr wissen? Dann klick [HIER](#).



## **Band 4: ... kannst du mich lieben?**

Sara lebt und studiert in Düsseldorf. Als ihr Mitbewohner, Bodyguard und Freund Joe lebensgefährlich erkrankt, kann sie nicht anders: Sie rettet ihn mithilfe der universellen Sprache namens „Ur“, die sie beherrscht. Weil Sara dabei in der Klinik, in der Joe behandelt wird, sogar Gewalt anwenden muss, um ihm helfen zu können, flieht sie anschließend Hals über Kopf aus Deutschland, um sich dem juristischen Nachspiel zu entziehen. In Florida und bei Tom findet sie eine neue Heimat - und neue, spannende Herausforderungen.

Du willst mehr wissen? Dann klick [HIER](#).



## Über mich

Ja, der Name **Barbara Namor** ist ein Pseudonym. Den habe ich mir zugelegt, weil ich viele, sehr unterschiedliche Genres mit meinem Schreiben bediene: Auch Kinderbücher mit Prosa und Gedichten sowie Sachbücher für Kinder bzw. Erwachsene zählen zu meinem Werk. Solch eine Vielfalt ist schwierig zu vermarkten. Unter anderem deshalb erscheinen meine Liebesromane unter einem anderen Namen als die übrigen Titel aus meiner Feder, denn die Lovestorys sind als jüngstes Genre dazugekommen.

Aber natürlich kann ich meinen Lesern trotz des Pseudonyms erzählen, wer ich bin und was mein Werk im Bereich der Liebesromane ausmacht und kennzeichnet.

Geboren bin ich den 1960-er Jahren, also entschieden nicht mehr jung. Lesen hat immer zu meinen bevorzugten Beschäftigungen gehört; der Wunsch, Bücher zu schreiben, entstand schon, bevor ich tatsächlich selbst lesen & schreiben konnte. Ich liebe es, als Leserin in andere Welten bzw. in ein anderes Leben ein- oder auch abzutauchen: Auf diese Weise kann ich über mich hinauswachsen und die Grenzen meines eigenen Daseins in Raum und Zeit sowie in den Bezug auf viele andere Faktoren überschreiten. Ich selbst empfinde das als ausgesprochen verführerisch, denn wie sonst sollte ich auf die Schnelle zwanzig Jahre jünger oder älter werden, reich oder bettelarm, als Sängerin Karriere machen oder plötzlich wirklich gut zeichnen können ...?

Meine Realität: Ich bin verheiratet und habe zwei erwachsene Kinder. Ich denke, gerade weil ich schon seit über 40 Jahren mit (m)einem Mann mein Leben teile, weiß ich, wann und warum Beziehungen schwierig werden können: Egal, wie gut sie laufen, da bleiben immer Bedürfnisse offen; Hochs wechseln sich mit Tiefs ab. Bücher sind für mich in diesem Zusammenhang die ideale Möglichkeit zum *Seitensprung*: Im Buch kann ich, ohne meine Beziehung zu schädigen oder gar zu riskieren, Erlebnisse teilen, die in meiner Lebenswirklichkeit sonst nicht vorkommen. So gesehen sind Bücher für mich wie eine permanente begleitende Therapie für (m)eine Beziehung.

Indem ich Liebesromane schreibe, versuche ich, für meine Leserinnen genau das zu leisten, was Bücher für mich tun: ein emotional schönes Erleben bieten, das in Zeiten ohne Beziehung oder in schwierigem Fahrwasser weiterhilft. Meine Lovestories haben ein Happy-end. Immer. Das wirkliche Leben ist schließlich hart genug.

Was wir früher mehr als Bauchgefühl bezeichnet haben, ist inzwischen wissenschaftlich erwiesen: Lesen macht fit bzw. fitter fürs Leben. Wer liest, lernt Empathie, ist nicht so schnell mit neuen Situationen überfordert, wirkt zufriedener, ausgeglichener, glücklicher und erlebt sich selbst auch so. Wenn meine Werke meinen Leserinnen auch nur eine Stunde im Leben schöner gestalten können, bin ich mehr als zufrieden, denn das ist doch ein wunderbares Lebensziel, oder?

Bücher zu schreiben ist kein lukratives Geschäft. Es bedeutet harte Arbeit, die sich in den meisten Fällen nicht auszahlt. Nur wenige Schriftsteller können von ihrer Autorentätigkeit leben. Ich gehöre ganz sicher nicht dazu. Indem ich Bücher gratis zum Herunterladen anbiete, versuche ich, mir eine Leserschaft aufzubauen. Dabei verschenke ich Hunderte oder gar Tausende von Arbeitsstunden - ich zähle sie vorsichtshalber nicht. Ich würde mich sehr freuen, wenn du mir als Dankeschön für meine Mühe eine Nachricht übermittelst oder gar für eins meiner Werke eine Rezension schreibst: Das Echo aus meiner Leserschaft ist für mich wichtigste der Antrieb, weiter als Autorin tätig zu sein.

Falls du Interesse hast, zu meinen sogenannten *Testlesern* zu gehören, also den ersten, die quasi als „Sneakpreview“ meine neuen Manuskripte bekommen und am Schaffensprozess beteiligt werden, bewirb dich gerne um diesen Job. Du kannst dich & deine Motive gern über das Kontaktformular auf [♥meinLiebesroman - 📖Lesen mit♥](#) bei mir vorstellen. Ich antworte dir bestimmt!



## Warum meine Leser (mir) wichtig sind

Als Selfpublisherin bin ich auf meine Leser in mehr als einer Hinsicht angewiesen:

Meine Leser sind meine **Marketing-Abteilung**, wenn sie eine Rezension hinterlassen und mein Werk fair bewerten. Bitte dabei bedenken, dass ich es nach bestem Wissen und Gewissen geschrieben bzw. gestaltet habe, so sorgfältig, wie es mir möglich ist. Selbstverständlich wird es nicht perfekt sein, aber es hat mich viel Arbeitszeit gekostet und es wäre schön, wenn das respektiert und in der Bewertung mit betrachtet bzw. beachtet werden könnte.

Meine Leser sind mein **Lektorat**: Wenn jemand Fehler entdecken sollte, bin ich froh, wenn ich darauf hingewiesen werde. Ich benutze zwar Testleser und mehrere Korrekturprogramme, aber das bedeutet keine Kontrolle des Endproduktes, wie sie in einem Verlagshaus möglich wäre. Erfahrungsgemäß baut man als Selfpublisher in den letzten Korrekturrunden, die eigentlich den Feinschliff bringen sollten, oft geradezu grobe Fehler ein. Sorry dafür. Ich weiß nicht, wie ich das vermeiden kann. Es passiert, weil die zehnte, zwanzigste, dreißigste Korrekturrunde betriebs- bzw. textblind macht. Ein falscher Klick und schon ist ein ganzer Abschnitt verschwunden, obwohl das gar nicht beabsichtigt war ...

Meine Leser sind meine **Inspiration**: Ohne den Dialog mit ihnen fehlt dem Schreiben definitiv etwas: das Gegenüber oder der Adressat. Ich würde mich darüber freuen, mit möglichst vielen Lesern ins Gespräch zu kommen. Lasst uns Wege dafür finden; am besten funktioniert der Dialog über das Kontaktformular auf meiner Homepage:

<https://www.meinliebesroman.de/kontakt>

Und: **Jungs** - wenn euch das Buch nicht gefällt, sei hier nur kurz erwähnt: Dies ist eine Buchreihe, die *frau* für Mädels geschrieben hat, u. a., weil es so wunderbar wäre, einmal mit einem Mann wirklich und dauerhaft kommunizieren zu können.



## **Inhalt**

Über dieses Buch

- Kapitel 1: Dienstag, 25.4. - 16 Uhr 23
- Kapitel 2: Donnerstag, 27.4. - 10 Uhr 17
- Kapitel 3: Donnerstag, 27.4. - 19 Uhr 2
- Kapitel 4: Donnerstag, 27.4. - 23 Uhr 51
- Kapitel 5: Freitag, 28.4. - 0 Uhr 32
- Kapitel 6: Freitag, 28.4. - 1 Uhr 2
- Kapitel 7: Freitag, 28.4. - 4 Uhr 17
- Kapitel 8: Freitag, 28.4. - 4 Uhr 42
- Kapitel 9: Freitag, 28.4. - 7 Uhr 02
- Kapitel 10: Freitag, 28.4. - 10 Uhr 21
- Kapitel 11: Freitag, 28.4. - 13 Uhr 04
- Kapitel 12: Freitag, 28.4. - 18 Uhr 34
- Kapitel 13: Freitag, 28.4. - 20 Uhr 17
- Kapitel 14: Freitag, 28.4. - 21 Uhr 02
- Kapitel 15: Freitag, 28.4. - 21 Uhr 08
- Kapitel 16: Samstag, 29.4. - 0 Uhr 16
- Kapitel 17: Samstag, 29.4. - 6 Uhr 46
- Kapitel 18: Samstag, 29.4. - 9 Uhr 22
- Kapitel 19: Samstag, 29.4. - 10 Uhr 37
- Kapitel 20: Samstag, 29.4. - 11 Uhr 29

Kapitel 21: Samstag, 29.4. - 12 Uhr 12  
Kapitel 22: Samstag, 29.4. - 13 Uhr 04  
Kapitel 23: Samstag, 29.4. - 13 Uhr 32  
Kapitel 24: Samstag, 29.4. - 18 Uhr 23  
Kapitel 25: Samstag, 29.4. - 21 Uhr 8  
Kapitel 26: Sonntag, 30.4. - 7 Uhr 03  
Kapitel 27: Sonntag, 30.4. - 10 Uhr 16  
Kapitel 28: Sonntag, 30.4. - 12 Uhr 53  
Kapitel 29: Sonntag, 30.4. - 13 Uhr 15  
Kapitel 30: Sonntag, 30.4. - 15 Uhr 02  
Kapitel 31: Sonntag, 30.4. - 18 Uhr 47  
Kapitel 32: Montag, 1.5. - 7 Uhr 06  
Kapitel 33: Montag, 1.5. - 13 Uhr 13  
Kapitel 34: Montag, 1.5. - 14 Uhr 04  
Kapitel 35: Montag, 1.5. - 19 Uhr 08  
Kapitel 36: Montag, 1.5. - 20 Uhr 56  
Kapitel 37: Dienstag, 2.5. - 7 Uhr 32  
Kapitel 38: Dienstag, 2.5. - 9 Uhr 07  
Kapitel 39: Dienstag, 2.5. - 10 Uhr 13  
Kapitel 40: Dienstag, 2.5. - 10 Uhr 52  
Kapitel 41: Dienstag, 2.5. - 11 Uhr 29  
Kapitel 42: Dienstag, 2.5. - 12 Uhr 24



|                                     |                  |          |           |
|-------------------------------------|------------------|----------|-----------|
| Kapitel 43:                         | Dienstag, 2.5.   | - 12 Uhr | 54        |
| Kapitel 44:                         | Dienstag, 2.5.   | - 13 Uhr | 23        |
| Kapitel 45:                         | Dienstag, 2.5.   | - 13 Uhr | 46        |
| Kapitel 46:                         | Dienstag, 2.5.   | - 15 Uhr | 48        |
| Kapitel 47:                         | Dienstag, 2.5.   | - 17 Uhr | 29        |
| Kapitel 48:                         | Dienstag, 2.5.   | - 18 Uhr | 31        |
| Kapitel 49:                         | Dienstag, 2.5.   | - 19 Uhr | 17        |
| Kapitel 50:                         | Mittwoch, 3.5.   | - 1 Uhr  | 08        |
| Kapitel 51:                         | Mittwoch, 3.5.   | - 6 Uhr  | 49        |
| Kapitel 52:                         | ...              |          |           |
| Kapitel 53:                         | ... ..           |          |           |
| Kapitel 54:                         | ... ..           |          |           |
| Kapitel 55:                         | ... ..           |          |           |
| Kapitel 56:                         | Donnerstag, 4.5. | ... ..   |           |
| Kapitel 57:                         | Freitag, 5.5.    | - 6 Uhr  | 22 ... .. |
| Kapitel 58:                         | Freitag, 5.5.    | - 11 Uhr | 13 ... .. |
| Kapitel 59:                         | Freitag, 5.5.    | - 15 Uhr | 32 ...    |
| Kapitel 60:                         | Freitag, 5.5.    | - 18 Uhr | 02        |
| Kapitel 61:                         | Freitag, 5.5.    | - 20 Uhr | 01        |
| Kapitel 62:                         | Freitag, 5.5.    | - 21 Uhr | 41        |
| Kapitel 63:                         | Sonntag, 7.5.    | - 2 Uhr  | 19        |
| Die Reihe umfasst insgesamt 4 Bände |                  |          |           |

Band 2: ... kannst du mich retten?

Band 3: ... kannst du mich verstehen?

Band 4: ... kannst du mich lieben?

Über mich

Warum meine Leser (mir) wichtig sind

Inhalt

Impressum



## Impressum

Texte:

überarbeitete Fassung mit neuem Cover und Titel © 2022 Copyright by  
B. Rath,

✉ Schiefbahner Weg 3, 47807 Krefeld,

📧 info@meinliebesroman.de

Bildmaterialien:

© 2022 Copyright by Barbara Rath,

Abbildungen mit freundlicher Genehmigung von [www.openclipart.org](http://www.openclipart.org),  
[www.pixabay.com](http://www.pixabay.com): Alle aus diesen Quellen verwendeten Bilder/Grafiken  
stehen dort zur freien kommerziellen Nutzung zur Verfügung,  
dementsprechend ist kein detaillierter Bildnachweis erforderlich.

Das Design des Covers erfolgte mit <https://www.canva.com/> - © 2022  
Copyright by B. Rath

Independently published

Alle Rechte vorbehalten.

Übrigens: Personen und Schauplätze in diesem Werk sind frei erfunden,  
Ähnlichkeiten mit der Realität unbeabsichtigt.

